

Jugenderinnerungen

1892/1907

Dietrich Lüken

Aus meiner Jugendzeit

Inhaltsübersicht

- I Wie mein Vater nach Remels kam
Zur Probe nach Remels
Der 11. Juli 1892
Lehrerwahl in Remels
Einholung
Die Schulstelle
Dienstantritt
Einführung als Küster u. Organist
Einkünfte v. Kirchendienst
Verhältnis z. Pastoren u. z. Gemeinde
- II Meine Eltern u. ihre Vorfahren
Vaters Vorfahren, seine Jugendzeit u. Berufsausbildung
als Lehrer in Westerholt, Hüllenerfehn u. Horsten .
Heirat.
Mutters Vorfahren. Aus ihrer Jugendzeit. Tante ^FTine.
Johann Rolfs Müller in USA.
- III Mein Elternhaus
Von außen. Eingang z. Wohnzimmer. Keller. Küche.
Hinterhaus.
- IV Unser Garten
Lage, Einteilung. Der alte Apfelbaum. Augustapfel.
Weinstock. Einmachen. "Laubebaum." Frühjahrszeit.
Martins Pott. Vaters Gang durch d. Garten. Mein Beet
Zelt. Laube. (Kaufmann, Schaukel, Karussell,
Storchennest, Sitzplatz, Pflege). Kleiner Garten.
- V Landwirtschaft d. Eltern
Land der Küsterei, Anrechnung. Vater wenig Interess
Hilfe d. Mutter. Kuhhaltung. Schaf. Stricken. Ziege,
Trinken nachbringen. Kartoffelroden, Dreschen, Schwei
Hühner, Ente.
- VI Vaters Kirchendienst
Dienststelle, Küsterdienst vorans, Organist kurz
2 Gottesdienste, 3 Vertretungen (Sylvester 1899,

meine V.) Vergütung, Trauung, Abendmahl, Taufen, Nr. anschlagen, Kerzen, Beerdigungen. Niedere Küsterdienste (Kirchenreinigung, Kirchhof, Grabregister, Totenlaken, Grabstätte f. d. Küster). Grasnutzung. Glocken, Läuten, Abschr. d. Kirchenb. Naturalienlieferung. Roggen v. d. Kühle, Eier, Flachs. Schluß des Vertrages.

VII Erste Kindheitserinnerungen

1. Foto mit d. Eltern 1893
2. " " Max; von Polli
3. " " der Schulklasse; aller Liebling, Onkel Baumann; Feststellung der bekannten Melodien. Meine Geschwister (Masern, Namensgebung, plattdeutsch gesprochen, Zwillinge, Croup, eine Schwester). Nachts erwacht, Brand im Dorf. Erster Kirchgang zu Weihnachten. Zwei Ausflüge mit dem Gesangverein. Kaiser Wilhelm Eiche (1897). Turmbau.

VIII Mein Schuleintritt

Schulverhältnisse in Remels um 1900. Unterrichtszeiten, Schulwege. Schulpflicht. Mein Schuleintritt. Aufnahme der Anfänger. Unterrichtsbetrieb im 1/2 Schuljahr. Religion. Deutsch. Schreiben. (Material, Helfer) 1. Fibel. Rechnen (Tik, Tak, Tuk) Schulsachen (Tafelvorzeigen. Bickel. Im 2. Schulj.: (Foto Kasse) Unterricht. Deutsch. Lesebuch. Heysche Fabeln. Kino. Bismarcks Tod.

IX In der Mittelstufe

Die kombinierten Fächer im 3/4. Schuljahr. Vom Schönschreiben. Handlungsregeln. Deutsch: Sprachlehre, Aufsatz, Diktat. Lesebuch und Lesebuchunterricht, Heimatkd, Vertretungsunterricht, Abendschule, Judika, Handarbeitsdienst.

X In der Oberstufe

Das Schulgebäude, die beiden Räume. Brand in der Schule. Schulbeginn. Vaters Strenge. Psalm, Andacht, Religion, Deutsch, Lesebuch meine Lektüre, Sprachlehre, Aufsatz, Privatunterricht bei Dombre, erste Veröffentlichung, Schreiben, Rechnen, Rauml., Zeichnen, Geschichte Erdkd. Naturkd., Realienbuch Kraepelin. Singen, Turnen, Schülerzahl, Dispensation, Prüfung der 13jährigen und Entlassung.

Zu II Familienleben

- a. Erziehung, Vaters Art, gastfrei, gesund, nicht körperlich betätigt, Baden, Schlittschuhlaufen, als Soldat, Reisen, Tageslauf, liebte Geselligkeit, Skat, Kegeln, Konferenz, Gesangverein, Krieger- u. Schützenv. Gemeindegemeinschaft. Revision.
- b. Mutter: Bild. Horsten. Rev. Verkehr. Haus. Tageslauf. Hausarbeit. Hld. d. Kinder u. Ernährung. Ein Sonnabend. Die Kinder Sonntag. Charakter. Geburtstagsfeiern. Weihn. Neujahr. Ostern. Rel.

XI Schulfeiern

Strenge Durchführung d. Unt., Ausfall der Unt. selten, Vertretung, Markt im Dorf, hitzefrei, Vaters Geburtstag, Kaisers Geb., Schillerfeier, Sedantag.

XII Besuche bei Verwandten

Westerholt: Postomnibus, 1. Fahrt u. W. 1894, weitere, Kirche in W., Bei d. Großeltern: Haus, Backstube, Mühle, Fahrt mit d. Müllerwagen u. a. Garten, Landwirtschaft, Aalfangen, Fischen, von d. Tanten u. Onkeln, Hochzeit, Fahrt z. Küste.

Westrhauderfehn, Leer, nach Breinermoor 1903.

XIII Im Jahreslauf

Neujahr, Landw. V. Verlosung, Schutz gegen Kälte, Schöfeln, Schlittschuhe, Pehnke, Romoor, Kanal, Eissägen f. Molkerei, Bier bei Ammermann.

Ab März Fastenzeit, Vaters Geb. Frühling: Stare, Haselnuß, im Garter Blumen, Markus Pott, Einsaat, Vater im G. (Moorbrennen) Gang um d. Friedhof, ~~Syringen~~, Syringen, Schlehe, Stareier, Schnurren u. Flöten, Pfingsten, Spaziergang um den Höst mit d. Eltern, Schützenfest, Heuernte, als Helfer bei Harms, Gerh. Harms und Bruno, unsere Kleidung im Sommer, Baden, mein Geburtstag, Gr. Ferien, Dragoner, Honiglieferung, Gewitter u. kalter Schlag, Harken, Besorgungen: Bäcker, Milch Harms, Tee Lüken, v. Halle (Petroleum, Sirup), Apotheke, Lesezirkel, Alfred.

Spiele: Räuber, Klotwerfen, Steinchenwerfen, Pottüm, Knickern, Drachen, Ich: Einzelgänger, im Garten.

Ernte: Bohnen mit Verarbeitung, Obst, Brombeeren, Kartoffelsammeln. Jagd (Harms), Flitzbogen, Flitzer, Tanzkursus, Kleidung, Winter, Spiele i. Haus: Mühle, Martini, Sünerklaas, z. Winter auf Weih, Jahresende.

XIX Ein Jahr ohne Schule

Erster Geigenunterricht 1900-1903. Klavierspiel, Orgelspiel. 1906/07 ohne Schule. Mein Zimmer: 2. Lehrerwohnung. Bodenzimmer, Foto von 1906, am Fenster, Karten, Bücher (meine) "Naturalienkabinett" Sammlungen: Eier, Freund Klinkebiel, 1. Fahrrad, Fotoarbeiten, Springbrunnen und mein Versuch, Schmetterlinge u. Käfersammlung. Buch der Sammlungen (Gesteine), kein Herbar. Kreuzotter und Netzmagen in Spiritus. Lehrer Dombre, Privatstd, Zimmer bei Förster Scheidt, Aufsätze, Grammatik, Lesestoffe, Tell und Hermann u. Dorothea, meine Aufsatzhefte, Kurzschrift als Helfer in der Unterstufe, meine erste Lehrprobe, Besuch bei Dombre Abschriften von Artikeln aus Universum, Geschichtsbuch, Auszüge, Konfirmandenunterricht (Katechismus). Konf.-prüfung. Konfirmation, Abendmahl, Gründonnerstag, Abschluß.

1

Es war ein warmer sonniger Sommertag, der 10. Juli des Jahres 1892. Meine Mutter hatte sich - sie hat es mir oft erzählt - am Nachmittag im Garten der alten Küsterwohnung¹² unter den alten Kirschbaum gesetzt, dessen Zweige voll von Früchten tief abhingen. Sinnend schaute sie auf ein Beet mit prächtigen Sommerblumen. Sie war heute allein. Ihr Mann, der seit einem Jahr hier in diesem Geestdorf Horsten im Kreise Wittmund die erste Lehrerstelle inne hatte und daneben den Organisten- und Küsterdienst versah, war an diesem Sonntag nach Süden übers weite Moor gefahren, um sich um eine neue Stelle zu bewerben. Aus der großen Zahl der Bewerber war eine Dreizahl gebildet. Die drei Auserwählten hatten an diesem Sonntag sich in Remels der Kirchengemeinde Uplengen vorzustellen und in der Kirche nachmittags ihre Lehrproben zu halten und auch mit den Kindern zu singen. Von einem Küster und Organisten erwartete man, daß er eine kräftige Stimme hatte un ook good de Wies' hollen kunn. Daß Mutter mit ihren Gedanken auch mit dem Hoffen eines guten Gelingens in der Ferne weilte, ist verständlich, und sie hoffte an diesem Spätnachmittag auf eine baldige Rückkehr ihres Mannes. Ihr tiefes Sinnen hatte aber einen anderen Grund. Es war die stille Erwartung einer großen Freude, die bald kommen würde. Vater war rechtzeitig zurückgekehrt. Nicht ohne Sorgen hatte er seine Frau an diesen Tage allein gelassen. Er konnte nur Gutes berichten. Und nun warteten beide weiter auf die große Freude.

Sie kam bald. Schon am anderen Tage, dem 11. Juli kam ihr Erstgeborener zur Welt. Wie ich mich nun als junger Erdenbürger einlebte, davon hat man mir nichts erzählt. Es war auch wohl davon nichts Besonderes zu sagen.

Mit Spannung warteten meine Eltern auf weitere Nachricht aus dem Lengener Lande. Sie haben sich eigentlich in Horsten sehr wohl gefühlt. Sie hatten dort mit einigen Familien netten Verkehr und hatten sich in der kurzen Zeit - im Oktober 1891 hatten sie ihren Hausstand gegründet - auch gut eingelebt. Es war die alte Wohnung, die Vater veranlaßte, sich nach Remels zu bewerben, wo die vereinigte Lehrer-, Küster- und Organistenstelle einen reichen Besitz an Ländereien hatte und vermehrte Einkünfte brachte. Zwar war die Wohnung recht alt, doch wurde ein baldiger Neubau in Aussicht gestellt. Um die Stelle sollen sich 40 beworben haben, wie mir ein alter Lengener erzählte. Die Kirchengemeinde stellte zunächst 12 heraus, die für eine Wahl in Frage kamen, reduzierte die Zahl dann auf 6 und bildete aus diesen die Dreizahl, zu der Vater gehörte. Als von diesen noch ein Bewerber zurücktrat, mußten die Wahlberechtigten der zum Kirchspiel gehörenden Gemeinden nun sich für einen entscheiden. Es hatten sich zwei Parteien gebildet, die sich anscheinend hart gegenüber-

standen, eine geleitet^e vom Kirchenvorstand, die zweite als Vertreterin der eigentlichen Schulgemeinde Remels. Der Pastor Störing, der sich neutral verhielt, hatte die Wahlberechtigten noch besonders auf die sehr gute Schrift meines Vaters aufmerksam gemacht, so daß einer verwundert ausrief: "De kann aber schrie^wende mut wi hemmen." Ob dies zur Entscheidung für Vater beitrug? Der Sieg war knapp, nur mit zwei Stimmen Mehrheit fiel die Wahl auf ihn. Die Siegerpartei bestimmte aus ihrer Mitte drei Vertreter, die Vater persönlich die frohe Nachricht überbrachten. Am Sonntag den 16.10. schickte Vater ein Telegramm, daß er die Wahl annehme. Pastor Störing schrieb in seinem Brief an Vater. "Ich möchte Ihnen heute noch einmal die Hand drücken und Ihnen herzlich danken, daß Sie zugesagt haben, unser Lehrer zu werden. Als Ihr Telegramm am Sonntag ankam, haben die Leute es voll Freude gleich der Gemeinde durch Glockenläuten kundgetan und nicht aufgehört, als bis ich ihnen^aabends um 10 Uhr halt gebot. Sie werden hier von allen Seiten freundliche Aufnahme finden. Ihre Aufgabe wird hier ja freilich keine leichte sein, namentlich am Anfang, nachdem den Kindern schon lange ordentliche Zucht fehlt. - Es ist mir eine ganz große Freude gewesen, meine Hoffnung bestätigt zu finden, daß auch Sie es gern wollen, daß wir beiden immer fest zusammenhalten und mit Vertrauen und Freundschaft einander helfen." Auf Vorschlag von P.St. als Vorsitzender des Kirchenvorstandes kam Vater im Oktober einen Tag nach Remels, um bezüglich der Herrichtung der alten Küsterwohnung seine Wünsche zu äussern. Sie wurden ihm weitgehend erfüllt. Zimmermann und Maler wurden fleißig eingesetzt. Die Vorderstube erhielt einen neuen Ofen und für die Küche, die bis dahin nur ein offenes Feuer hatte, wurde ein Kochherd angeschafft, der mir später oft meine Füße wärmte.

Am 15. November wurde von der Regierung die Wahl bestätigt und ^{der} Dienstantritt auf den 1. Dez. festgesetzt. Als Tag der feierlichen Einholung wurde Dienstag der 29. Nov. vereinbart. Zwei weitere Briefe von P. Störing zeugen in herzlichen Worten davon, welche Mühe der Pastor sich gab, weitgehende Vorsorge zu treffen, damit der Einzug sich reibungslos gestaltete und die Eltern sich hier gleich wohlfühlten. Selbst einige Äcker waren mit Roggen bestellt, für die Heizung in der ersten Zeit Torf angefahren, und, falls die Eltern schon gleich ein kleines Dienstmädchen haben möchten, erbot sich der Pastor, in der Nähe ein passendes ausfindig zu machen.

Die Einholung eines Pastoren oder eines Lehrers war in alter Zeit ein besonderes Ereignis. Die ganze Gemeinde nahm regen Anteil, so auch hier. Von Remels war ein Wagen nach Horsten geschickt worden, Pferde und Kutsche vom Jungvolk mit Tannengrün und ⁿbüten Bändern

und Schleifen geschmückt. Er traf bereits am Montag ein, da konnte die Abfahrt schon frühmorgens um 8 Uhr erfolgen. Es war eine lange Fahrt, sie ging über Neuenburg, Westerstede. In warme Decken eingehüllt habe ich wohlverwahrt die Studen verschlafen. Als gegen 2 Uhr der Festwagen an der Grenze Uplengens anlangte, wurde er dort bei Großsander von einem Trupp Reiter freudig begrüßt, und in flottem Tempo ging's nun über Bühren dem Kirchdorf entgegen. Auf dem Kirchplatz hatten sich viele Lengener zusammengefunden. Von allen zehn zum Kirchspiel gehörenden Dörfern waren sie gekommen, um der Feierlichkeit beizuwohnen. Mit einem Loblied, Gott in Ehren, wurde Vater empfangen und von P. Störing im Namen der Kirchengemeinde und der Schule herzlich begrüßt. Schule und Hauseingang waren mit reich verzierten Bogen geschmückt und Vertreter des Jungvolks brachten dem Elternpaar zum Einzug ihre Glückwünsche dar. Ob ich noch kleiner Erdenbürger von dem Singen aufgewacht war oder mich nach der langen Fahrt der Hunger plagte, ich weiß es nicht. Ich begrüßte die Menge, wie mir erzählt wurde, mit einem furchtbaren Geschrei, so daß meine Großmutter, die mich auf dem Schoß hielt, schnell mit mir ins Haus eilen mußte. So hielt ich als erster im Haus meinen wenig feierlichen Einzug. Übrigens muß meine Oma noch einen recht jugendlichen Eindruck gemacht haben, da viele sie für meine Mutter, die Lehrersfrau, hielten, und in meiner Mutter - sie war zwanzig Jahre - die älteste Tochter vermuteten.

Den Eltern blieben ein paar Tage, sich in der neuen Wohnung einzurichten. Am Montag, dem 5. Dez. konnte Vater mit dem Unterricht beginnen. Die Schulverhältnisse waren sehr schwierig. Bis auf Groß- und Kleinoldendorf gingen die Kinder des Kirchspiels alle nach Remels zu Schule, so daß die Schülerzahl in den 80 er Jahren bis auf 260 gestiegen war. Obwohl die Gemeinden Bühren, Gr. u. Kleinoldendorf sander 1897 von Remels abgetrennt wurden und ihre eigene Schule erhielten, hatte Vater doch noch als Schulleiter 180 - 200 Kinder zu betreuen, die von 2 Lehrern in 3 Klassen in 2 Klassenräumen unterrichtet wurden. Seit dem Heimgang des Vorgängers meines Vaters Mansholt hatten die Kinder nur unregelmäßigen Unterricht gehabt. Auch die Disziplin hatte vor allem bei den älteren Jahrgängen der sogenannten Oberstufe sehr gelitten. Hinzu kam noch, daß damals noch die Dispensation bestand. Auf Antrag konnten im Sommerhalbjahr Hütejungen, die bei den Bauern im Dienst standen und schon frühmorgens das Vieh auf die Weide treiben, zwei Studen täglich vom Unterricht befreit werden. Daß sie, wenn sie schon übermüdet zur Schule kamen und dem Unterricht nur unwillig folgten, auch eine gewisse Freiheit gewöhnt, sich schwer in die Geme

Gemeinschaft einfügen konnten, ist verständlich. Für den gewissenhaften Lehrer war es schwierig, auch diese soweit zu fördern, daß auch sie das Ziel der Volksschule erreichten. Als Vater seinen Unterricht begann, versuchten einige der großen Jungen auch bei ihm, wie weit sie bei ihrem neuen Lehrer Störungen und Flegelleien wagen durften. Als sie, wie Vater erzählte, auf ernstliche Ermahnungen nicht hörten, mußte einmal ein Exempel statuiert werden. Mein Vater hatte durch manche Übungen in seines Vaters Schmiede sich gute Armkräfte erworben. Als es gar zu schlimm wurde, griff er mit der Linken eine der schlimmsten Störenfriede, hob ihn aus der Bank und verpaßte ihm in der Luft eine ordentliche Tracht Prügel. So etwas hatten die Jungen noch nicht erlebt, das imponierte ihnen, und Vater hatte in Zukunft wenig Schwierigkeiten mit der Disziplin. Er hat den Stock wenig gebraucht.

Am 2. Adventssonntag wurde Vater von Pastor Störwing in der Kirche als Küster und Organist eingeführt. Er mußte das übliche Treuegelöbnis ablegen und sich zu gewissenhaftem Dienst verpflichten. Als Organist hatte er bei jedem ordentlichen oder außerordentlichen Anlaß die Orgel nach Vorschrift des Pastors zu spielen. Er hatte darauf zu achten, daß Unbefugte nicht an das Werk rührten, damit es nicht schadhafte wurde. Vater hat diesen Dienst bis zu seinem Tode 1927 gewissenhaft versehen. Er pflegte manchmal die Gesänge mit seiner hellen Tenorstimme selbst ~~weiter~~^{mit} zuzusingen, um auch die Gemeinde zu einem etwas schnelleren Gesang anzuregen. Doch das schaffte kaum das volle Werk, wenn auch bis zur kräftigen Trompete hin alle Register gezogen waren und an den hohen Festtagen der volle Klang den Lobgesang der Gemeinde führte. An der damals schon über 100 Jahre alten Orgel war die Trompete schon sehr schadhafte geworden. Vater stimmte sie immer, wenn er sie gebrauchen wollte, einmal durch, und oft habe ich ihm als Junge dabei helfen müssen.

Die Obliegenheiten, welche der Küster zu erfüllen hatte, waren sehr zahlreich. Nach der Ordnung vom Jahre 1893 hatte der Küster vor jedem Gottesdienst die Gesänge anzuschlagen, wenn Abendmahlsfeier war, die Geräte von der Pastorei zu holen und sie nach dem Gottesdienst wieder zur Pastorei zu bringen, auch die Altarlichter anzuzünden und zu löschen. Bei Taufen nach dem Gottesdienst hatte er für das Taufwasser zu sorgen. Bei Kollekten hatte er die Sammelbücher aufzustellen und nach dem Gottesdienst das Geld in der Pastorei abzuliefern, bei Abendgottesdiensten für Beleuchtung zu sorgen d.h. die Kerzen aufzustecken, sie anzuzünden und zu löschen, bei Beerdigungen den Pastoren zu begleiten und mit den Kindern zu singen und in Behinderungsfällen des Pastoren einen Lesegottesdienst abzuhalten. Alle

diese Obliegenheiten hatte er persönlich zu verrichten. Dem Küster war ferner die Aufsicht über das Innere der Kirche unterstellt. Er hatte für Reinigung zu sorgen. Seiner Aufsicht unterstand ferner der Friedhof. Er führte das Grabregister und gab dem Totengräber die nötigen Anweisungen. Ihm lag es ferner ob, die Betglocke zu schlagen und beim Geläute für eine Glocke zu sorgen. Am Schluß eines jeden Monats hatte er die Übertragung der Kirchenbücher in ein Nebenregister auszuführen.

Die mannigfaltigen Verrichtungen im Dienst der Kirche nahmen immer viel Zeit in Anspruch. Vater war dadurch sehr gebunden, aber immerhin war die vereinigte Lehrer, Küster- und Organistenstelle in Remels eine Stelle mit etwa 30 Diemath bzw 15 ha Landbesitz, die es dem Inhaber, wenn es ihm lag, ermöglichte, durch teilweise Bewirtschaftung der Ländereien eine Mehreinnahme zu erzielen. Das Gesamteinkommen Vaters belief sich auf 1500 Mk. Erst 1909 betrug es nach der neuen Besoldungsordnung 1975 M, wovon die Schulkasse 1076 M in bar zahlte, die Kirchengemeinde 899 M trug. Da Vater 1909 schon als 1. Lehrer über 40 Jahre in Remels tätig war, hatte ihm die Schulkasse eine weitere jährliche Zulage von 100 M zu zahlen.

Vater fand sich schnell in seinen neuen Wirkungskreis herein. Zu seinem Pastoren trat er bald in ein freundschaftliches Verhältnis. P. Störzing war ein Lehrerfreund. Er hat nie seine Vorgesetztenstellung als Ortsschulinspektor herausgekehrt, war vielmehr Mitglied der Lehrerkonferenz Uplengen und stand dem seiner Aufsicht unterstellten Lehrern stets wohlwollend zur Seite. Zwischen den beiden benachbarten Familien entwickelte sich ein reger Verkehr, der bald zu einem herzlichen Verhältnis zueinander führte. Die etwas älteren Mädchen des Pastoren liebten den kleinen "Didi" besonders und kamen oft zu ihm ins Lehrerhaus, um mit ihm zu spielen. Leider wurde P. St. gar zu schnell durch eine heimtückische Krankheit der Gemeinde genommen. Er starb 1894, einen Tag vor meinem Geburtstag, als ich 2 Jahre alt wurde, erst 33 Jahre alt. Die Eltern standen noch weiterhin mit der "Frau Pastorin Störzing" wie sie selbst sich nannte, im Briefwechsel, und in einem Geburtstagsbrief an Vater schickte sie "Klein Didi" noch einen süßen Kuß von seiner Tante Küstor, "Als bleibendes Andenken an ihren Mann schenkte sie unseren Eltern zu Weihnachten 1894 die Statue "Segnender Christus" von Thorwaldsen, die in meinem Elternhaus immer ihren Platz auf dem Vertiko behielt.

In der Gemeinde erwarb Vater sich bald eine geachtete Stellung. Durch sein freundliches Wesen gewann er ein ebenso freundliches Entgegenkommen bei jedermann und die Herzen der Kinder. Durch ernste, gewis-

gewissenhafte Arbeit holte er in der Schule das an den Schülern Versäumte bald nach und konnte als anerkannt tüchtiger Lehrer den Kindern trotz ~~unerkann~~ter schwierigen Arbeitsverhältnisse viel mitgeben: Er sang viel mit den Kindern. Den Leuten war schon bald sein kräftige, ^{helle} Stimme aufgefallen. Bei einer der ersten Beerdigungen, die Vater in Remels hielt, muß er wohl auf einen Bauern, der nur klein ^{von} Person war, einen besonderen Eindruck gemacht haben. Seinem Erstaunen und auch dem seiner Freunde gab er mit den Worten Ausdruck: "Junge, de Meester kann aber singen! Dat is doch wat anners, as wenn wie hie so'n flüttjen Piepen ^{von} van Mesterkrägen harren. Mi dücht, dat hebt wi herümmers good makt,"

II Meine Eltern und ihre Vorfahren. Unser Familienleben.

Meine Eltern waren beide ostfriesischer Herkunft. Ihre Ahnenreihe läßt sich beiderseits bis ins 17. Jahrhundert verfolgen, als auf Anordnung der obersten Kirchenbehörde die Kirchenregister eingeführt wurden und mit der Eintragung der Geburten begonnen wurde. Vaters engere Heimat ist das Kirchspiel Rhaude. Vaters Urgroßvater Ulbet Tebbens war bis 1782 Bauer, er wurde 70 Jahre alt. Dessen Frau Elisabeth Lükens war die Tochter eines Lücke (Vorname) nach dem ihrer beider Sohn benannt wurde und den Vornamen Lücke erhielt und als Sohn des Ulbet Tebbens den Stammmamen Ulbets bekam. Dieser Lücke Ulbets war 1737 in Rhaude geboren worden und starb 1786 in Burlage erst 49 Jahre alt. Seine Frau Foelke Arends stammte gebürtig aus Rhaudermoor, also aus demselben Kirchspiel. Ob ihr Sohn Jan Lücken, 1782 in Rhaude geboren, sich als junger Ehemann in Burlage ansiedelte oder einen von seiner Frau Antje Dirks Kramer ererbten Besitz übernahm, ließ sich nicht feststellen. Ihr zweiter Sohn Jan übernahm später die Stelle. Er hatte 10 Kinder, die alle im Oberledingerland sesshaft blieben. Der älteste Sohn, Dirk Janssen Lücken 1825 in Burlage geboren, wurde Schmied in Rhaudermoor. Er ist mein Großvater. Seine Frau, Geeske Krämer, kam von Breiner Moor aus einer Familie, die auch im Oberledingerland weit verbreitet ist. Ich habe sie noch gekannt, weiß mich aber kaum an sie zu erinnern. Sie war eine zarte Frau und hat es in ihrem Leben nicht leicht gehabt. Nach 13jähriger Ehe verlor sie ihren Mann und hatte nun allein für ihre vier unmündigen Kinder zu sorgen, von denen ein Sohn noch von ihr genommen wurde.

Doch ihr Altgeselle Johann Brummena konnte als Meister bald das Schmiedehandwerksgeschäft weiterführen und heiratete ihre einzige Tochter Antje. Wann die Familie ins Haus bei der Schiffswerft in Westrhauderfehn übersiedelte, ist mir nicht bekannt. Es wird erst

erst später in den 80 er Jahren gewesen sein. Meine Großmutter blieb bei ihrer Tochter und war ihr in dem kinderreichen Haushalt eine große Hilfe. Sie starb 1900 im Alter von 77 Jahren.

Mein Großvater Dirk J. Lücken erlag in seinem 45. Lebensjahr einem tückischen Leiden. Vater war damals erst 5 Jahre alt und hatte daher kaum eine Erinnerung an ihn. Er war ein Mann von kräftiger Gestalt, groß, in den Schultern breit gebaut, und man rühmte seine körperliche Stärke. Er war tüchtig in seiner Arbeit und stand morgens bereits in aller Frühe im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr am Amboß. Er war den ganzen Tag tätig und gönnte sich nur eine kurze Mittagspause. Um 7 Uhr abends war Feierabend. Wenn er neues Material benötigte, begab er sich zu Fuß nach Leer und suchte es sorgfältig selbst aus. Bei dieser Gelegenheit hatte er trotz Warnung des Händlers eine sehr schwere Eisenstange, die ihm beim Suchen im Wege stand, gehoben und zur Seite gesetzt. Dabei verspürte er einen plötzlichen Schmerz. Er hatte sich einen Lungenriß zugezogen, der nicht wieder heilte und die Ursache seines frühen Todes wurde. - Zwei Begebnisse aus frühester Jugendzeit waren Vater in Erinnerung geblieben. Sein Elternhaus stand in Rhaderfshoornmoor nahe am Hauptkanal des nahen Fehns. Gar zu gern spielten die Kinder auch als sie noch klein waren am Wasser. Um sie davon fern zu halten, gebrauchten die Fehntjer gern ein Schreckmittel. An einem warmen Sommertag hatte mein Großvater seinen etwa drei Jahre alten Remmer an die Hand genommen und sich mit ihm am Kanalufer ins Gras gesetzt. Den Jungen lockte bald das Wasser. Als er sich herüberneigte, versetzte sein Vater ihm unbemerkt einen kleinen Stoß, so daß er kopfüber ins Wasser stürzte. Der Schreck war groß. Doch als die Mutter, die verständigt war, nun mit ihrem Kleinsten scheinbar kein Mitleid hatte, sondern ihn auch noch ernstlich vermahnte, erwiderte er ihr zornig: "Papa hett mi den intött!" Ob die angewandte Abschreckungsmethode von Erfolg war, ist wohl zweifelhaft. Wie alle Fehntjerkinder hat auch Vater sich bald an das Wasser gewöhnt und wurde ein tüchtiger Schwimmer. Vater erzählte, daß er sich, als der Kleinste vielleicht etwas verwöhnt, manchmal um seinen Willen durchzusetzen, wohl weggeschrien habe. Als er ~~knur~~ bereits 5 Jahre alt war, habe er noch versucht, seinen Kopf durch wütendes Schreien durchzusetzen. Sein Vater nahm den von der Anstrengung des Schreiens vollkommen erschlaferten und anscheinend bewußtlosen Jungen voll Sorge auf den Arm. Als ihm ein Nachbar, der gerade zugegen war, riet, durch Schläge den offenbaren Dieskopp wieder zur Besinnung zu bringen, kam sein Junge mit einem tiefen Seufzer wieder zu sich. Auch er hatte den gut gemeinten Ratschlag vernommen und

zog es vor, dieser für ihn recht unangenehmen Prozedur zu entgehen, war auch von nun an völlig kuriert.

Von Ostern 1872 an besuchte Vater die Volksschule in Westrhauderfehn, bis er das 14. Lebensjahr erreicht hatte. Er war ein begabter Schüler, und sein Lehrer Strenge riet daher den Eltern, ihn zum Volksschullehrer ausbilden zu lassen. Doch zunächst hatte er den Konfirmandenunterricht zu besuchen und erst nach seiner Konfirmation am Pfingstsonntag 1881 durch Pastor Stellwagen in Rhaude entschloß er sich, den Lehrberuf zu ergreifen. Sein ehemaliger Lehrer gab ihm Privatunterricht, um die in der Volksschule erworbenen Kenntnisse aufzufrischen und zu erweitern. Auch bemühte er sich, ihm die Anfangsgründe im Klavierspiel beizubringen. Doch da dieser Unterricht sich darauf beschränkte, daß der Schüler hin und wieder auf dem Tafelklavier seines Lehrers für sich ohne große Anweisung spielen durfte, blieb es bei den ersten Anfängen.

Ostern 1882 wurde Vater in die Präparandenanstalt in Aurich aufgenommen, die er zwei Jahre besuchte. Auch die anschließenden drei Seminarjahre durchlief er ohne Schwierigkeiten und machte eine gute Abschlußprüfung. Viel hat Vater von seiner Auricher Ausbildungszeit nicht erzählt. Daß er mit einer sehr schlechten Handschrift zur Präparande kam und deswegen oft vom Lehrer getadelt wurde, hat ihn sehr geärgert. Er hat sich hingesetzt und stundenlang Buchstaben nach der gültigen Normalduktus geformt und geübt, bis er nach einem halben Jahr sein Ziel erreicht hatte und in seiner Klasse einer der besten Schreiber war. Seine Mitschüler hatten ihn gern, und noch jahrelang hat er mit einigen von ihnen in brieflicher Verbindung gestanden.

Am 1. April 1887 kam Vater als 2. Lehrer nach Westerholt "mit dem Vorbehalt des Widerrufs für den Fall, daß er seine zweite Prüfung nicht innerhalb der vorgeschriebenen Zeit ablege oder sich in seiner Führung nicht zuverlässig erweise." In der Bestallungsurkunde hieß es weiter: "Es geschieht dies in dem Vertrauen, daß er Sr. Majestät dem Könige in unverbrüchlicher Treue ergeben sei, seinen vorgesetzten und verordneten Behörden Folgsamkeit erweisen, seinen Schülern in unanständigem, christlichen Wandel und mit dem Beispiel der Frömmigkeit und des Gehorsams gegen die Gesetze vorangehen und unablässig bestrebt sein wird die Pflichten des ihm anvertrauten Dienstes gewissenhaft nach seinen besten Einsichten und Kräften zu erfüllen.

Sein Amt soll er den bestehenden oder noch zu erlassenden Vorschriften und dem Herkommen gemäß wahrnehmen, namentlich soll er die Schüler in der rechten Erkenntnis Gottes und der Furcht des Herrn nach

nach dem Inhalte des göttlichen Wortes und der darauf gegründeten und eingeführten Katechismen und Lehrbücher, der Augbürgischen Confession gemäß, unterweisen, überhaupt alle auf die Verwaltung seines Amtes bezüglichen Geschäfte nach den ihm zugehenden Weisungen übernehmen und pünktlich erfüllen.

Dazu hat er sich bereits durch seinen Eid feierlich verpflichtet. Dagegen soll er dann auch alle mit seinem Amte verbundenen Einkünfte innerhalb der gesetzlichen Bestimmungen, unabgekürzt und unweigerlich zu genießen haben."

Als 2. Lehrer auf dem Lande ein Unterkommen zu finden, war damals nicht schwierig. Vater hatte in Westerholt Glück, daß er in dem Müllerhaus bei der Peterschen Familie Wohnung mit voller Pension fand. Er war dort ganz in der Nähe der Schule und gut aufgehoben. Hier gewann er bald die Zuneigung der ältesten Tochter des Hauses und warb um die erst 16jährige. die Eltern gaben zu dem Verlöbniß ihre Zustimmung, doch sollte eine öffentliche Verlobung wegen des jugendlichen Alters vorerst hinausgeschoben werden. Nach damaliger Auffassung hielt es Vaters künftige Schwiegermutter auch nicht ganz für angebracht, daß die heimlich Verlobten weiter unter einem Dach im selben Hause wohnten und riet Vater, seine Stelle zu wechseln. Auch wurde von der vorgesetzten Behörde bei dem Lehrer eine Verlobung vor Abschluß der 2. Prüfung durchaus nicht gern gesehen. Vater meldete sich nach Hüllemerfehn, wurde dort von der Gemeinde gewählt und ihm wurde zum 1. Mai 1889 die Verwaltung der dortigen einklassigen Schule übertragen. Eine Wohnung war hier vorhanden. Morgens und abends konnte Vater sich selbst verpflegen, doch zum Mittag mußte er sich mit dem sogenannten Reihentisch begnügen, wie es damals noch in manchen Dörfern üblich war. Hin und wieder einmal hatte man den Lehrer mittags gern zu Gast und gab sich dann auch redliche Mühe, ihn aufs beste zu versorgen. So ging auch Vater in den ersten Woche mit dem Löffel in der Tasche von Haus zu Haus und wurde nicht schlechthin verpflegt. Die Leute erkundigten sich unter der Hand nach dem Lieblingsgericht ihres Lehrers, und da konnte es vorkommen, daß ihm taglang immer dasselbe aufgetischt wurde. Auch ließ in manchem Haus die Sauberkeit zu wünschen übrig. Vater fand bald bei dem Vorsteher der Gemeinde, der hin und wieder seiner Hilfe bedurfte, ein freundliches Entgegenkommen. Er wurde von der Frau des Hauses aufs beste versorgt.

Drei Wochen nach Antritt der Stelle in Hüllemerfehn legte Vater vor der königl. Prüfungskommission in Aurich die zweite Lehrerprüfung ab. Unter dem Vorsitz des Commissarius der Regierung prüften die Semina-

Seminarlehrer, die Vater vom Seminar her schon kannten. Während der eingereichte Aufsatz und die Zeichnung nur die Zensur genügend erhielten, wurde die Probeschrift mit sehr gut bewertet. Die Prüfung in der Methodik der Unterrichtsfächer ergab ein glattes Gut, die gehaltene Lehrprobe war sehr gut. Auf Grund dieses Zeugnisses erhielt Vater im Sept. 1889 die definitive Anstellung, und nun stand einer öffentlichen Bekanntgabe der Verlobung nichts mehr im Wege. Aber an eine Heirat war nach Meinung der Mutter Peters vorläufig gar nicht zu denken, da sie ihre Tochter noch für viel zu jung und unerfahren hielt. Doch Vater zögerte nicht und sah sich bald nach einer besseren Stelle um, die ihm höhere Einkünfte brachte und ihm nun so eher erlaubte, einen eigenen Hausstand zu gründen. Seine erste Bewerbung um die vereinigte Lehrer-, Küster- und Organistenstelle in Horsten hatte gleich Erfolg. Vater wurde gewählt und konnte am 1. Januar 1891 die neue Stelle antreten. Nun wurde eine baldige Hochzeit in Aussicht genommen. Sie wurde am 9. Oktober desselben Jahres in Westerholt gefeiert, und von den Horstern wurde das junge Paar mit Freuden begrüßt, und meine Eltern haben sich dort sehr wohl gefühlt.

Meine Mutter war die älteste Tochter des Müllers Ulfert Meyer Peter und dessen Frau Jabina Amalia geb. Müller. Sie hatte einen älteren Bruder und drei jüngere sowie vier Schwestern, von denen eine frühzeitig verstarb. Die Vorfahren meines Großvaters waren in der Krummhörn ansässig. Mutters Urgroßvater Gerd Peters lebte um 1800 in Pewsum. Er war Gerichtsdienner des Amts Pewsum und in der Franzosenzeit als Maire tätig. Seine Wohnung hatte er in der alten Burg. In seiner Heiratsurkunde wird sein Beruf als "Burggraf" angegeben. Er mußte die Aushebung der Rekruten zum französischen Heeresdienst vornehmen. In "Arends": Ostfriesland und Jever ~~wird~~^{ist} er als Subscibent eingetragen: Exekutor G. Peters, Pewsum. - Wie meine Großmutter mir erzählte, wurde in der unsicheren Zeit oft gestohlen. Seine Dienstmädchen mußten daher nachts beim auf der Bleiche ausgelegten Linnen wachen. Als man immer nachts an seine Stachelbeeren ging, hatte er sich einmal verkleidet und im Gebüsch versteckt. Ein Dieb machte sich an den Bienenkörben zu schaffen. Er vermeinte den Teufel zu sehen, als der Verkleidete plötzlich vor ihm stand und fiel vor Schreck auf die Knie, bittend und flehend: "Düvelohm, do mir nix!" Gerd Peters soll die Hengstkörung eingeführt haben. Sein Vater ist auf tragische Weise ums Leben gekommen. - Der Urgroßvater meines Großvaters Heinrich Peters ist 1799 bei einer Schlittenfahrt verunglückt. Die Familie gab folgende Todesanzeige auf:
Gestern Abend gefiel es dem Regierer unserer Schicksale, unseren

geliebten Vater, den Königlichen Burggrafen Hinrich Peters in seinem 61. Jahre von uns zu nehmen und zwar durch einen Sturz mit dem Schlitten, indem die Pferde durchgingen. Wie hart dieses für uns ist, ist unbeschreiblich, sein Andenken wird nie in uns verlöschen. Wir zeigen, wie es pflichtig ist, unsern Gönnern und Freunden, von welchen der Erblasser nicht wenig hatte, diesen für uns so großen Verlust gehorsamst und ergebenst an und sind von ihrer Teilnahme gewiß versichert.

Pewsum, den 19. Februar 1799

Die Heimat meiner Großmutter Jabina Müller ist Dornum. Ihr Vater war dort Peldemüller auf der alten Ständermühle in Dornum, die als einzige noch erhaltene Bockmühle Ostfrieslands 1963 wieder in Stand gesetzt und unter Denkmalschutz gestellt wurde. Ob er Besitzer oder Pächter der Mühle war, läßt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls war er in der Lage, die Mühle in Westerholt/Neendorf in seinen Besitz zu bringen. Sein Vater Johann Arends Müller war auch bereits in Dornum und hat, wohl von den Leuten immer schon so genannt, den Familiennamen Müller angenommen, als durch Gesetz(Verordnung) der Hannovrischen Regierung die Familiennamen endgültig festgelegt werden mußten.

Mutters Großvater Arend Jansen Müller starb nach 20jähriger Ehe 1858 in Westerholt. Er wurde nur 49 Jahre alt und hat nicht lange seinem Beruf nachgehen können. Schon während seiner letzten Lebensjahre war seine Frau ihm im Geschäft eine treue und gute Gehilfin gewesen. Diese meine Urgroßmutter Johanna Müller geb. Mattheesen stammt aus Nesse. Ihre Vorfahren waren dort in Hage schon lange ansässige Handwerker. Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie einen schweren Stand. Ihre 5 Kinder waren noch unmündig, die jüngste Tochter meine Großmutter Jabina Amalia Müller war erst 10 Jahre alt. Sie alle bedurften noch sehr der Fürsorge der Mutter. Dazu erforderte die Leitung des Müllerbetriebes daneben ihren vollen Einsatz. Sie muß wohl, wie meine Großmutter erzählte, sehr fleißig und energisch gewesen sein. Da die Mühle, damals noch eine Bock- oder Ständermühle und weit im Umkreis von Westerholt die einzige war, fiel viel Arbeit an. Doch der Erfolg blieb nicht aus." Se kunn de Pistolen in de Schrud in Huus dragen," so sagte mir Großmutter. Es waren für den Müller damals gute Zeiten.

Ihren Kindern war die Urgroßmutter in allem ein gutes Vorbild von einer ruhigen, tiefen Frömmigkeit, bei ihrer unermüdlichen Arbeit immer froh und unverzagt. Die Geschwister hielten untereinander treu zusammen. Oft sprach meine Großmutter von ihrer schönen Jugend, obwohl auch manches Schwere der Familie zu tragen nicht erspart blieb.

Der Älteste Sohn, Johann Arends Müller, war erst 19 Jahr alt, als der Vater starb. Er hatte in der väterlichen Mühle das Müllerhandwerk erlernt, konnte aber seiner Mutter keine große Hilfe sein, da er als Kind schon schwächlich und nervenleidend war. Er konnte kein Blut sehen und wurde dem Arzt in Norden bei der Behandlung durch Elektrisieren unter den Händen bewußtlos. Doch hatte er ein munteres Wesen. "Ick mug woll hundert Jahr in de Welt wäsen," hat oft gesagt, wenn er sich zwischendurch recht wohl fühlte. Trotz seiner körperlichen Schwäche wuchs er rasch in die verantwortliche Arbeit hinein, mußte aber erst kurze Zeit verheiratet, früh dahin. "Sterben müssen und nicht können," so hat er gerufen, als er am Nervenfieber schwer danieder lag. Er starb 1871, erst 32 Jahre alt.

Inzwischen war schon mein Großvater Ulfert Meyer Peters im Mühlenbetrieb mit tätig gewesen. Er stammte von Pewsum und hat anscheinend in Oldeborg das Müllerhandwerk erlernt. Ob in dem westlich davon gelegenen Fehnhusen der Rechenmeister wohnte, der ihm, als er 16 Jahre alt war, noch Privatunterricht erteilte? In dem Arbeitsheft ist vorne dieser Ortsname eingetragen worden, während es 1. März 1855 in Oldeborg abgeschlossen wurde. Eine Rechenkladde zeugt davon, daß es ein tüchtiger Lehrer gewesen sein muß, der mit ihm in zwei Monaten ein weites Stoffgebiet der Geometrie durcharbeitete. Das "Geometrische Rechenbuch" enthält u. a. Flächen- und Körperberechnungen verschiedener Art bis zu den schwierigsten Aufgaben. Auch das Ziehen der Quadrat- und der Kubikwurzel fehlt nicht. Die Arbeiten sind so sorgfältig ausgeführt, sauber geschrieben und zeugen von großem Fleiß. Die Sprache ist holländisch.

Als Müllergeselle kam Ulfert Peters nach Westerholt und ist seinem ihm gleichaltrigen Müllermeister in seiner ruhigen, zuverlässigen Art eine treue Hilfe gewesen. Er gewann die Liebe und Zuneigung der jüngsten Tochter und führte die 21jährige Jantina Analia im Oktober 1868 heim.

Ein Jahr nach dem Tode des Schwagers wurde bei einem schweren Unwetter die Mühle durch einen Blitzschlag in Brand gesetzt und vollkommen zerstört. Großmutter erzählte oft von dem schaurigen Erlebnis, mußten doch alle fürchten, daß das nur durch einen schmalen Weg von der Mühle getrennte Wohnhaus mit in Flammen aufging. Der Neubau einer holländischen Windmühle wurde aber schnell und energisch in Angriff genommen und bald vollendet. Ein Stein über dem Eingang der Mühle trägt die Inschrift: "Gott allein die Ehre. Arend Müller Wwé, 1872." Die Arbeit blieb weiterhin gesegnet, wenn auch Zeiten der Sorge nicht fehlten. Der Neubau der Mühle, die nach damaligen Verhältnissen aufs beste eingerichtet war, hatte viel Geld

gekostet. Der fortschrittlich denkenden Besitzerin war ihre Schwester, die in Bremen einen begüterten Kaufmann Lameyer geheiratet hatte, mit einem namhaften Kapital zu Hilfe gekommen. Die Zinsen konnten bei flottem Geschäft leicht aufgebracht werden. Schwierig wurde es erst, als nach 8 Jahren die Gläubigerin starb und die Erben nun plötzlich das verliehene Kapital zurückforderten. Hinzu kam, daß bald darauf die Urgroßmutter eine Erbaueinandersetzung entsprechend dem Testament ihres Mannes vornehmen wollte. Nach vorübergehenden Streitigkeiten, veranlaßt durch Sonderforderungen eines ihrer Schwiegersöhne, dessen Frau schon gestorben war, kam es bald zu einer gütlichen Vereinbarung. Die Regelung erfolgte um 1887. Bis dahin hatte mein Großvater die Mühle gepachtet, konnte aber von nun an den Betrieb selbständig führen. Der 2. Bruder meiner Großmutter Ewald war Bauer und hatte bis zur Erbteilung die der Mülerei angeschlossene Landwirtschaft verwaltet. Mit seiner Verheiratung machte er sich selbständig und übernahm eine Siedlerstelle in Eversmeer bei Westerholt. Er kam später öfter zu Besuch ins elterliche Haus und von ihm sowie von der Tante Tätje, seiner ältesten Schwester, die mit einem Kaufmann Rieken in Esens verheiratet war, aber früh verstorben war, wurde später in der Familie oft gesprochen. Sie hielten alle sehr zusammen. Die Tochter Johanna Rudolphine blieb ledig und übernahm vor allem die Betreuung ihrer Mutter, die sich nun von allem aufs Altenteil zurückzog. Sie hat ihre Tochter Fina noch 6 Jahre überlebt und starb, bis zuletzt recht rüstig, 1900 in einem gesegneten Alter von 85 Jahren. Ich kann mich noch daran erinnern, wie sie in der großen Küche im Hörnstuhl beim Ofen saß in ihrem dunklen Kleid und der schwarzen bebänderten Haube. Meiner Mutter hat es sehr leid getan, daß sie an der Beerdigung ihrer Großmutter nicht teilnehmen konnte. Ich weiß es noch, wie ich an dem Nachmittag bei ihr in der Küche saß und bemerkte, wie ihr, mit dem Plätten der Wäsche beschäftigt, plötzlich die Tränen über die Wangen liefen. Sie hatte ihre Großmutter immer gern gehabt.

Bei der Erbaueinandersetzung war meinen Großeltern die Mühle mit Haus und Land zugefallen und damit auch ein gut Teil Lasten, die durch Abfindung der Geschwister auf den Besatz gelegt wurden. Doch nun für Eigenes zu schaffen und zu sorgen, gab Kraft und neuen Mut. Der Mühlenbetrieb brachte weiterhin gute Einkünfte, die durch die Neueinrichtung einer Bäckerei und durch Brotverkauf noch vermehrt wurden. Die zusätzlich angeschlossene Landwirtschaft brachte zwar bedeutende Mehrarbeit, doch konnten im Betrieb und im Haus genügend Hilfskräfte eingestellt werden. Die Großmutter hatte 8 Kinder zu betreuen und einen großen Haushalt zu versorgen.

versorgen, verstand es aber, mit fester Hand zu leiten, und alles zum Guten zu führen. Ihre Frohnatur ließ sie nie verzagen und über Schwierigkeiten leicht hinwegzukommen. Schon als Kind hatte sie einen festen Willen gezeigt, vielleicht war sie ja auch als die Kleinste etwas verwöhnt worden. Wie sie mir erzählte, habe sie, als sie schulpflichtig war, ^{nach} nach kurzer Zeit geweigert, die Schule in Dornum weiter zu besuchen. Die Eltern entschlossen sich, für ihre Kinder eine Lehrerin ins Haus zu nehmen, was für deren Ausbildung ein großer Vorteil war. In ihren jungen Jahren sei sie sehr schwach gewesen, so daß man schon von ihr gesagt habe, sie würde im kommenden Frühling, als sie 16 J. war, den Kuckuck nicht mehr schreien hören. Ihr Nachbar habe gemeint, sie habe mit ihren abfallenden schmalen Schultern und dem schmalen Rücken die "Berliner Figur." Diese sorgenden Voraussagen haben sich nicht bestätigt. Das anfangs zarte Mädchen hat sich bald gekräftigt, war nie ernstlich krank, schaffte die oft schwere Arbeit mit Leichtigkeit und hat in voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit das 86. Lebensjahr erreicht. Bis in ihr hohes Alter hinein bewahrte sie sich ihren munteren Sinn und ein tiefgläubiges Herz. Sie hatte das Glück, bis zuletzt fünf ihrer Kinder mit ihren Familien in ihrer Nähe zu haben. Die Mühle verwalteten die Kinder ihres ältesten Sohnes Behrend, dem bei der Erbaueinandersetzung die elterliche Besitzung zugefallen war. Die Großeltern bauten sich in der Nähe einen Ruhesitz, wo sie in Frieden und stiller Beschaulichkeit ihren Lebensabend verbrachten, betreut von ihrer Tochter Rudolfine, die unverheiratet blieb. Großmutter überlebte ihren Mann noch 17 Jahre, der im Dez. 1917 heimging und 78 Jahre alt wurde.

Wenn meine Mutter von ihrer Jugendzeit erzählte, sprach sie gern von ihrer Tante Rudolfine, deren Lieblingskind sie war. Beide waren sich in ihrer Art anscheinend sehr ähnlich, und verstanden sich gut. Die Tante Fine war geistig sehr rege, las gern, und hat Mutter viel Anregung gegeben. Sie war unverheiratet und hatte, eiger willig wie sie war, ^{zum Erstaunen ihrer Familie} einen anscheinend recht günstigen Heiratsantrag abgelehnt. Sie führte eigentlich in der Familie ein Sonderleben. An einer in den 80iger Jahren in der Gegend um Westerholt auftretenden Erweckungsbewegung der Methodisten nahm sie regen Anteil, besuchte regelmäßig die Versammlungen und erklärte sogar eines Tages ihren Übertritt zu dieser Sekte. Mit der Familie des Predigers, die nachher in Berlin wohnte, stand sie weiterhin in brieflicher Verbindung. Ob sie versuchte, ihre Angehörigen auch zum Übertritt zu bewegen, ist mir nicht bekannt geworden. Sie lebten in einer ^{stillen} tiefen Frömmig-

Frömmigkeit, blieben nüchtern und standen jeglicher religiöser Schwärmerei ablehnend gegenüber. Ihre Nichte Anna hat sie wohl einmal zu einer Versammlung mitgenommen, doch hinterließ diese Veranstaltung bei der, sie war ja auch noch ein Kind, keinen starken, nachhaltigen Eindruck. Lediglich ein paar Lieder, die von der Tante Fine öfter gesungen wurden, hatten sich ihrem Gedächtnis fest eingeprägt.

Oft sprach Mutter auch von den Bremer Verwandten, den Nachkommen der Gretje Mattheessen, dieser Schwester meiner Urgroßmutter, die einen Kaufmann Lahmeyer geheiratet hatte. Diese Familie war sehr wohlhabend. Die Kinder und weiterhin die Enkelkinder kamen oft nach Westerholt, um einen Teil ihrer Ferien auf dem Lande zu verbringen. Sie wurden immer gut aufgenommen und aufs beste bewirtet, brachten aber auch für das Müllerhaus mit dem landwirtschaftlichen Betrieb zusätzlich viel Mehrarbeit mit sich und ließen sich gern verwöhnen. Man hatte bei Mutter, wenn sie davon erzählte, den Eindruck, als wenn sie dieser Besuch nicht immer erfreute und nach ihrer Meinung ihre Mutter in ihrer Gutmütigkeit den Bremern wohl zu sehr entgegenkam. Ob die Tante Fine in ihren jungen Jahren, als sie die städtischen Verwandten besuchte, von ihnen die Anregung erhielt, das Klavierspiel zu erlernen, ich weiß es nicht. Es ist anzunehmen, daß auf deren Rat das Klavier angeschafft wurde, das die Tante Fine in ihrem Zimmer hatte und das später nach ihrem Tode 1894 unserer Mutter zufiel. Sie hatte oft gelauscht, wenn die Tante sang und ihre Choräle und Lieder spielte und sich oft bemüht, auch diese Kunst zu erlernen. Spielen nach Noten hat sie nicht gelernt. Ob es Mutter gelang, ein paar Lieder zu spielen, weiß ich nicht. Sie hat nie davon gesprochen, spielte mir aber gern, wenn ich darum bat, ein kurzes Tänzchen vor, das mit vollen Akkorden begann, im zweiten Teil in lebhaften Triolenfiguren ausklang und gar zu lieblich war. Ich hörte es gerne, und ich sehe noch heute Mutters schlanke schmale Hände, wie sie Tasten griffen und nach langen Jahren das muntere Stückchen noch meisterten. Es hat sich meinem Gedächtnis so eingeprägt, daß ich es nach über 50 Jahren noch nachspielen kann.

Die Großtante Fine war auch sehr federgewandt und führte gern die Korrespondenz mit den auswärts wohnenden Verwandten und Freunden. So stand sie lange Jahre mit ihrem Vetter Johann Rolfs Müller in Verbindung, der als junger Mensch 1860 nach Kalifornien ausgewandert und auf Goldsuche gegangen war. Seine Antwortbriefe sind der Familie aus den Jahren 1871 - 1885 erhalten geblieben und geben von einem

einem schweren Schicksal Zeugnis. Der Abenteurer träumte von einem großen Glück, das er sich durch harte Arbeit erringen wollte. Doch sein unruhiges Blut trieb ihn immer wieder, den Arbeitsplatz zu wechseln und ließ ihn nicht ausharren. Trotz dauernder Rückschläge gab er die Hoffnung auf einen endlichen Erfolg bis zuletzt nicht auf, obwohl sie seine Kraft zermürbten. In den letzten Briefen schreibt er, daß er eine leichtere Arbeit bei einem Bauern gesucht habe, weil er die in den Minen nicht mehr schaffte. Nach 18 Jahren vergeblichen Ringens, das Glück zu erjagen, ist John R. Miller fern von der Heimat, die er so sehr liebte, verschollen. Näheres hat die Familie nicht erfahren.

Unser Familienleben

Meine Erinnerungen an das Leben im Elternhaus sind noch mit dem alten Küsterhaus verknüpft, das noch 1907 stand, als meine Jugendzeit abgeschlossen war und mit meiner Ausbildung in Aurich ein neuer Lebensabschnitt begann. Wohl stand ich noch weiterhin unter der treuen, sorgsamem Hut der Eltern, doch kam ich jetzt nur noch in den Ferien nach Haus und war von nun an mehr auf mich selbst angewiesen. Doch mir war in der Erziehung durch die Eltern viel mitgegeben worden, ein ernstes Streben und ein festes Wollen. Und das eingewurzelte Vertrauen blieb auch in der Ferne. Wenn wir auch kaum Briefe wechselten, so waren wir uns doch in treuem Gedenken stets nah. Die Eltern hielten mich weiterhin an ihrer Hand und waren mir zur Seite. Dieses feste Vertrauen ohne Worte ist stets geblieben. Es gab unter uns keinen Mißklang.

Meine Erinnerungen an meine Jugendjahre und an das ~~das~~ Leben im Elternhaus sind ungetrübt. Wir Kinder haben von unseren Eltern viel Liebe und Güte erfahren. Ihre Art der Erziehung war sicher und ⁿkoⁿsequent, in diesem Sinne streng. Was Vater und Mutter sagten, das galt. Widerrede wurde bei ihnen von vornherein nicht geduldet. Die Züchtigung beschränkte sich durchweg auf ernstliche Vermahnungen. Ich weiß nicht, daß bei mir der Stock bei mir einmal gebraucht worden ist. Einen kleinen Klaps auf die Hand wird der kleine Junge wohl einmal im gegebenen Augenblick von der Mutter bekommen haben, doch dann war er verdient. Daß die Mutter böse auf mich war, konnte ich nicht haben. Es war schnell immer wieder gut. Wie sie später einmal gesagt hat, bin ich immer ein folgsamer Junge gewesen. In der Erziehung der Kinder waren Vater und Mutter ganz eines Sinnes. Keines wurde von ihnen vorgezogen, und wir vertrugen uns untereinander aufs best

Der Ton im Hause war stets freundlich. Obwohl Vater und Mutter in ihrer Art ganz verschieden waren und es daher natürlicherweise

auch hin und wieder Meinungsverschiedenheiten gab, haben sie es uns Kinder nie merken lassen. Sicher wurden sie auch jeweils schnell beigelegt und haben das Zusammenleben nie gestört.

Vater war in seiner Art verträglich und gutmütig, war immer heiteren Sinnes, zu jedermann zuvorkommend und freundlich. Er liebte den Frieden, und mir ist nicht bekannt, daß er mit irgend jemand einen ernstlichen Streit oder eine scharfe Auseinandersetzung gehabt hat mit einer Ausnahme, mit seinen "doppelten Vorgesetzten", wie der ihm gegenüber einmal betonte, mit Pastor Brahms. Doch das war später. Er hat darunter sehr gelitten. In der Gemeinde war Vater sehr angesehen und beliebt und seine Schüler hingen sehr an ihm. Er liebte die Geselligkeit, hatte gern Gäste bei sich im Hause, die auch von Mutter stets freundlich aufgenommen und bewirtet wurden. Sie fand aber wenig Zeit, sich hinzuzusetzen. Meistens waren es auch Kollegen, die sich bei Vater in Sachen der Schule Rat holten. Aber eine Tasse Tee war schnell bereitet und aus der großen 500er Kiste wurde die gute Zigarre dargereicht. Vater saß stets im Hörnstuhl und rauchte wie immer seine lange Pfeife, gestopft aus der runden Kiste mit "Steinbömer und Lorbinus," stets auf Vorrat gekauft. Manchmal kam der wesentlich ältere Förster Scheidt, der Moortvogt der Lengener Moorgebiete, der liebend gerne sich einen Doornkaat traktieren ließ. Dann kam der kleine vergoldete, aus Weidenruten geflochtene Wagen mit einer schön geformten Flasche und den an Häkchen hängenden Gläsern auf den Tisch. Auch hier war 3 Glas das ostfriesische Recht, die in aller Ruhe genossen wurden.

Vater war mittelgroß, hatte einen muskulösen, kräftigen Körperbau und eine stattliche Figur vor allem in jüngeren Jahren. Er hatte dunkles Haar und trug einen gepflegten dichten Schnurrbart. Die dunkelbraunen Augen blickten stets freundlich und leuchteten bei Freude und Begeisterung.

Vater war körperlich durchaus gesund. Abgesehen von einer schweren Leukämie in den letzten Jahren seines Lebens ist er nie ernstlich krank gewesen. Er hatte stets guten Appetit und liebte ein kräftiges ^{Gewiss} Essen. Hatte er gelegentlich einer Tagung an einem Festessen teilgenommen, so pflegte er uns ausführlich von der Speisenfolge zu berichten.

Körperlich hat er sich nie betätigt. Ich weiß nicht, daß er einmal im Garten gegraben und einen Spaten in die Hand genommen, gepflanzt oder bei der Ernte geholfen hat. Wohl ging er nach dem Mittagessen oder auch sonst zwischendurch spazieren durch den Garten und betrachtete im Frühjahr die aufkommende Saat, oder im Nachsommer die reifenden Früchte am Baum, machte auch gern einen Gang

um den Friedhof, bei dem ich ihn oft begleitet habe. Auf unser Drän^{ge} hin machte er mit Mutter und uns Kindern an einem schönen Maitag einen längeren Spaziergang um den Höst herum. Das hat mir eine besondere Freude bereitet. Ich erinnere mich noch genau daran, daß wir in einem Heidfeld nahe am Weg ein Nest eines Regenpfeifers mit vier Eiern fanden, ein besonderes Erlebnis.

Infolge einer zunehmenden Körperfülle neigte Vater mit der Zeit immer mehr zur Bequemlichkeit. Vom Fehn stammend, hatte er als junger Mensch im Sommer viel geschwommen. Uns hatte er das Baden im Kanal verboten. Obwohl wir gehorchten, haben wir einmal, um auch schwimmen zu lernen, das Gebot übertreten und unter der Böhrener Brücke am Ufer, wo es nicht so tief war, die ersten Versuche unternommen. Wenn es sehr warm war, pflegte Vater mit Dr. Hilden und Förster Scheidt wohl bei der Schleuse ein Bad zu nehmen. Aus der Ammermannschen Wirtschaft holten sie sich einen Stuhl und machten sich auf dem mit Gras bewachsenen Ufer, auf dem ~~Trick~~ Trampelpfad fürs Bad bereit nur einmal hat Vater meinen Bruder und mich mitgenommen, um uns das Schwimmen beizubringen. Er konnte den Kanal durchwaten, legte mich auf seinen ausgestreckten Arm, und ich machte, eigentlich nicht ängstlich, die ersten Versuche. Es ist bei dieser einen Gelegenheit geblieben. Später ging ich in Aurich oft mit Kameraden zur Badeanstalt und habe die Wasserscheu rasch überwunden und schwimmen gelernt, wenn ich auch zum Freischwimmen nicht mehr gekommen bin.

Daß Vater ein guter Schlittschuhläufer war, ist für den Fehntjer selbstverständlich. Er hat oft davon erzählt, wie er auf seinen echten Breinermoorwern, von seinem Onkel Remmer Krämer anfertigt, über die weite Hammerichfläche bis an den Ledadeich schöfelte. Spannend wußte er zu berichten, wie er einmal mitten im Hamrich von einem plötzlichen Nebel überrascht wurde und glücklich nach einer langen Irrfahrt in einem vom Fehn abgelegenen Dorf im Dunkeln landete. In meiner Jugendzeit war oft Gelegenheit zum Eislauf, und wir haben es sehr ausgenutzt. Auch unsere Mutter hatte Freude am Schöfeln. Nur einmal haben wir Vater soweit beredet, daß er mit uns ging und nach langer Zeit einen Versuch machte, der aber gleich am Anfang mißglückte, worüber ich sehr traurig war. Er schob die Schuld auf seine Schlittschuhe. Aber es war doch wohl die körperliche Unbeholfenheit, die ihn hinderte. Es war die Zeit, als sein breitgebauter Körper ein Gewicht bis zu 260 Pf. hatte. Sein zweiter Kollege Baumader schon damals Anhänger des Naturheilverfahrens war, hatte ihn wohl frühzeitig gewarnt, seine Ernährung mehr auf Obst und Gemüse umzustellen und ihm gesagt: "Mit dien gesunne Körper kunnst Du woll 100

Jahr worden!" , doch davon wollte man damals im allgemeinen nicht viel wissen. Vater änderte seine Lebensweise nicht.

Da Vater militärdienstpflichtig war, wurde er, wie alle Lehrer, zwischendurch für ein paar Wochen zu einer Ausbildungsübung eingezogen, zum letzten Male Juli/August 1897 nach Osnabrück, diesmal nur 14 Tg. Schon nach den ersten Ausmärschen wurde er revierkrank, da er stark unter Schweißfuß litt. Er wurde frühzeitig wieder entlassen und konnte seinen Schuldienst wieder aufnehmen. Im selben Jahr machte er mit zwei Remelsern zusammen eine dreitägige Reise nach Hamburg und in späteren Jahren mit Bekannten eine Reise nach Helgoland, die ihm besondere Freude bereitete. Er erzählte uns gern davon, daß er bei sehr bewegter See nicht seekrank wurde. Sein Enkel Remmer erbt von ihm nicht nur die stattliche Statur, sondern auch die glückliche Anlage, daß er als Kadett auf dem Torpedoboot bei heftigstem Seegang durchhalten konnte und nicht von der Seekrankheit befallen wurde außer nur einem anderen als einziger der Mannschaft.

Weitere Reisen hat Vater nicht unternommen. Das erlaubte schon nicht seine finanziellen Verhältnisse. Der Tagesverlauf war für Vater schon durch den regelmäßigen Schuldienst geregelt. Der Unterricht lag vormittags von 8 Uhr bis 12 Uhr. Hinzu kamen an vier Nachmittagen je 2 Stunden von 2 - 4 Uhr. Um 10 Uhr und ^{nachmittags} 3 Uhr wurde die große Pause von 20 bzw. 15 Minuten Dauer eingelegt. Für Vater ist der Unterricht bei voller Klasse vor allem in späteren Jahren sehr anstrengend gewesen. Er hatte in der Oberstufe in vier Jahrgängen auch nach Abtrennung mehrerer Dörfer immer über 60 Kinder zu betreuen, früher noch weit mehr. Nach Entlastung der Schule Remels durch einen Schulbau in Bühren waren es beispielsweise im Schuljahr 1893/94 noch 43 Knaben und 42 Mädchen, die die Oberstufe besuchten. Da war Vater froh, wenn er in der großen Pause bei einer Tasse Tee für kurze Zeit seine lange Pfeife in Ruhe rauchen konnte. Ja, "die lange Pfeife, die bis zu den Füßen reichte." Sie wurde gleich nach dem Mittagessen wieder angesteckt, wenn Vater im Lehnstuhl saß, im Winter beim noch kaum warmen Ofen und die Zeitung las. Er rauchte sie, wenn er sich für den Unterricht präparierte oder sich durch einen Stoß Hefte der Schülerarbeiten durchrang, eine nicht immer sehr erfreuliche Arbeit. Die Pfeife war auch meistens seine Begleitung, wenn er einen Besuch im Dorf machte, den ledernen Tabaksbeutel in der Tasche. Da ließ sich am Herdfeuer gemütlich plaudern.

Vater liebte die Geselligkeit. Jeden Donnerstag hatte er in der Tammenschen Gastwirtschaft mit dem Arzt Dr. Jilden und dem Apotheker Rasan seinen Skatabend. Er hat ihn nie versäumt. Fehlte

einer, so mußte der Gastwirt stellvertretend einspringen. Mit einer Plauderstündchen wurde der Abend beschlossen.

Im Sommer wurde an jedem Mittwochnachmittag bis zum Eintritt der Dunkelheit gekegelt. Die Bahn lag frei, im Garten der Gastwirtschaft und war stets Wind und Wetter, Regen und Sonne ausgesetzt. Daß sich das Holz durch die Witterungseinflüsse verzog, war kein Wunder, und es gehörte eine gewisse Erfahrung und Geschicklichkeit dazu, die Kugel richtig zu setzen und ins Ziel zu bringen. Das habe auch ich erfahren, als ich als junger Lehrer 1913/14 beim Kegeln mitmachen konnte. Es hat mir Spaß gemacht. Vater sehe ich noch vor mir, wenn er aus dem Stand die Kugel warf, das rechte Bein nach dem Wurf links herüberschlug und gespannt Erfolg erwartete. Gern gab er dem Kegeljungen ein Trinkgeld, wenn der "König" von den Kegeln stehen blieb oder zweimal hintereinander "alle Neune fielen."

Die Mitglieder des Kegelklubs, in der Mehrzahl die Uplengener Lehrer, saßen rund um den langen Tisch im nach vorne offenen Kegelhaus. Am oberen Ende des Tisches saß der Präsident der Kegelgesellschaft, der Moorvogt Förster Julius Scheidt, der zwar wegen seines Alters, 1829 geboren, die Kugel nicht mehr werfen konnte, aber gewissenhaft das "Protokoll" führte und die Ergebnisse "nach Punkten notierte. Kam einer der Werfer auf eine gewisse Punktzahl, ich glaube 222 oder 444" so war es den alten Förster eine besondere Freude, ihn zu der nun fälligen "besonderen" Runde zu verdonnern, wie er sagte. Wenn die Dämmerung eintrat, nahm der Alte seine Laterne, die ihm beim Schreiben noch Licht gespendet hatte, und nun ging im Gänsemarsch, jeder seinen Bierkrug in der Hand, mit dem wenig geistvollen, monotonen Gesang "Ich gehe mit meiner Laterne" und "meine Laterne mit mir", den der alte Förster früher einmal für diese Prozession eingeführt hatte, über die Dreschdiele und den Flur zur vorne im Hause gelegenen Gaststube, um mit dem Wirt abzurechnen und den Kegelabend mit einem letzten Trunk zu beschließen.

Einmal im Monat war regelmäßig eine Tagung der Lehrerkonferenz Uplengen, kurz Konferenz genannt. Sie bildete eine Gruppe des Kreisvereins Leer und weiterhin des Ostfriesischen Lehrervereins und umfaßte die Lehrer des Kirchspiels Uplengen. Sie wurde von Lehrer Mansholt, Remels, und L. van Dieken, Ockenhausen, die bis dahin der Konferenz Lehrerhalle-Hesel angehört hatten, am 2. März 1881 in Remels gegründet. Ihr gehörten als erste Mitglieder an:

Mansholt und Popken (2. Lehrer) Remels

Lehna - Großoldendorf

Hill - Neufirrel

Foer

Focken - Neudorf
van Dieken-Ockenhausen
Kramer - Stapel

Pastor Junker als Vorsitzender und Lokalschulinspektor.

Die Tagungen fanden einmal monatlich abwechselnd in den einzelnen Schulorten Uplengens statt. Schon in der ersten Versammlung wurden ordnungsgemäß die Statuten aufgestellt, die den Verlauf der Tagung genau regelten. Wir lesen dort in § 3:

1. Die Eröffnung geschieht, nachdem eine Tasse Tee getrunken, mit Gesang, Schriftverlesung und einer Ansprache.
Bemerkung: Da die Konferenz eine wandernde sein soll, so wird die Ansprache von dem gehalten, bei dem die Conf. statt findet, und zwar in der Schule. Die Ansprache ist eine beliebige.
2. Probelektion. Die Überleitung zu dieser und Schluß derselben bildete ein Lied. Die Konferenz verläßt nun die Schule und wird im weiteren Verlaufe ~~zu~~^{im} Hause abgehalten.
3. Im Hause zuerst Pause. Während dieser wird Bier und Kaffee gereicht. Und das Protokoll der vorhergehenden Versammlung verlesen
4. Lied.
5. Kurze Besprechung der Probelektion.
6. Lied.
7. Vorlesung oder Vortrag der pädagogischen Arbeit.
8. Besprechung derselben.
9. Schlußlied.

In § 4 heißt es: Derjenige, bei dem die Konferenz abgehalten wird, liefert während der Konferenz den anwesenden Mitgliedern Tabak, Zigarren und Bier, durchschnittlich zwei Flaschen für jedes Mitglied, und am Schluß Kaffee und ein einfaches Butterbrot.

Bemerk. Geraucht wird nicht in der Schule, wohl aber im Hause."

Nach § 6 hatte jedes Mitglied für die Konferenz-Casse Uplengen für jede Versammlung eine Gebühr von 10 Pf. zu entrichten. Wer unentschuldigt fehlte, zahlte jeweils 25 Pf., dazu die Gebühr von § 6. Gleich in der 1. Tagung wurde der Wunsch allgemein, die Konferenz möge sich den Besitz einer Bibliothek verschaffen und als Grundstock derselben folgende Bücher ausersehen:

1. Ekkehard von Scheffel
2. Tabakskollegium
3. Der Schulmeister und sein Sohn: Caspari

Auf Singen wurde besonderer Wert gelegt. Jeder hatte nach Wessel, Männergesänge seine Stimme selbst einzuüben. Für jede Tagung wurden zwei Lieder vorgesehen, die dreistimmig gesungen wurden.

Aus den sehr sorgfältig geführten ausführlichen Protokollen ist zu ersehen, daß sowohl die Lektionen wie auch die Arbeiten eingehend besprochen wurden. Der jährlich aufgestellte Plan wurde streng durchgeführt. Es lag den Lehrern daran, sich weiterzubilden und sich gegenseitig in ihrer Berufsarbeit zu fördern.

Für Vater war es eine Selbstverständlichkeit, sich bei der Übernahme der Hauptlehrerstelle in Remels gleich diesem Kreis anzuschließen und fleißig mitzuarbeiten. Er trat am 7. November 1892 der Konferenz bei und wurde gleich nach dem Tode des bisherigen Vorsitzenden Pastor Störing am 8. August 1894 zum Leiter der Konferenz gewählt. Dieses Amt hat er bis zu seinem Tode am 1. Juli 1927 beibehalten. Seine von ihm gehaltenen Lehrproben sowie seine Arbeiten fanden immer lebhaften Beifall. In den Protokollen wird ein Vortrag besonders erwähnt, den Vater in der amtlichen Kreislehrer-Konferenz über den Schreibunterricht in der Volksschule hielt. Er fand bei den Lehrern des Schulaufsichtskreises eine allseitige Anerkennung, und es wurde Vater anheimgestellt, die Arbeit in einer pädagogischen Zeitschrift zu veröffentlichen, um ihn einem noch weiteren Kreise zugänglich zu machen. Doch der Verfasser konnte sich nicht dazu entschließen.

An dem äußeren Verlauf der Tagungen hat sich anfangs unter Vaters Leitung nichts geändert. Doch sah man ab 1896 von den Wanderkonferenzen ab. Es wurde beschlossen, künftig ständig in Remels zu tagen. Die Mitglieder versammelten sich sonntags ab 3 Uhr nachmittags in meinem Elternhause und wurden mit Tee und Zigarren bewirtet. Um 1/24 wurde in der Schule die Lehrprobe gehalten, und dann begaben sich alle zum Vereinslokal, zur Gastwirtschaft Ellingrod (später Tammen-Kleihauer). Mit einer Aussprache über ein selbstgewähltes Thema, 1899 wieder neu eingeführt, wurde der Hauptteil der Tagung eröffnet und nahm dann den üblichen Verlauf. Bei ernster Arbeit war es stets ein gemütliches Beisammensein. Um 1900 wählte die Konferenz Uplengen 9, bis 1914 15 Mitglieder, eine kleine Schar, die aber treu zusammenhielt und ihren Leiter liebte und ehrte. Er wurde von allen mit "Vater" angedredet. Jedem Neueintretenden wurde das brüderliche "Du" angeboten, das dieser dankend mit der Spendung einer Runde gern annahm. Alle Mitglieder nahmen gern an den Tagungen teil und auch "Vater" machte das gemütliche Zusammensein viel Freude.

Um auch außerhalb der Schule den Gesang zu pflegen, wurde von Vater gleich in den ersten Jahren seines Hierseins ein Männergesangsverein gegründet, dessen Dirigent er war. Es war nur eine kleine Schar, die im Winter zu einem Übungsabend einmal wöchentlich

zusammenkam. Das Einüben der Stimmen war mühevoll und mußte durch Vorsingen geschehen, da im Vereinslokal kein Klavier zur Verfügung stand. Doch die Mitglieder waren mit Eifer dabei, um an einem Familienabend im Frühjahr den Zuhörern ein gutes Programm bieten zu können. Ich erinnere mich noch - es muß um 1900 gewesen sein - daß ich einmal mit dabei war, wie unser Klavier von den Männern des Vereines herübergeschafft und in dem Stübchen neben dem alten Wenkeschen Saal aufgestellt wurde. Ob es der letzte Festabend war? Im Verein ließ das Interesse nach. Zum Gottesdienst und Heiligabend zog Vater noch gern weiterhin ein paar getreue Mitglieder heran, um mit den Schulkindern zusammen im gemischten Chor Weihnachtslieder zu singen und die Christvesper festlicher zu gestalten.

Wie auch anderwärts üblich wurde der Lehrer des Dorfes zu Festveranstaltungen herangezogen, um die Festrede zu halten. Vater war sehr vaterländisch gesinnt, leicht begeistert und verstand es wohl, die passenden Worte zu finden. Als Mitglied des Vorstandes des 1876 gegründeten Kriegervereins Uplengen gab Vater die Anregung zur Errichtung eines würdigen Ehrenmals für die im Krieg 1870/71 verwundeten und gefallenen Mitkämpfer aus Uplengen. Es stand bis 1970 an der Straßenkreuzung in der Mitte des Dorfes, in Form einer Pyramide, mit schwarzen Marmorplatten verziert, deren Inschriften von Vater vorgeschlagen wurden. Er hielt auch bei der Einweihung des Ehrenmales die Weiherede und später an dieser Stelle noch oft die Gedenkrede für die Gefallenen des 1. Weltkrieges.

Beim alljährlich im Juni stattfindenden Schützenfest des 1551 gegründeten Schützenvereins Uplengen hielt Vater am Abend des 2. Festtages bei der feierlichen Königsproklamation die Festrede. Er war Ehrenmitglied des Vereins. Am 1. Festtag pflegte er sich auf dem Friedhof beim Ostertor aufzustellen, um den Hauptfestzug von dort zu begrüßen. Das hat er nie versäumt.

Wenn man in der Gemeinde seiner Hilfe bedurfte, war er stets bereit. Er half dem Ortsvorsteher aus bei den Steuerberechnungen, der Gemeinderechnung und sonstigen wichtigen schriftlichen Arbeiten. Als Gegenleistung schickte ihm Gerh. Harms, der Pächter der Remelser Jagd war, zu Weihnachten einen Hasen oder hin und wieder ein paar Rebhühner

Im Landwirtschaftlichen Zweigverein war Vater als Mitglied des Vorstandes Schriftführer, leitete im Winter die Versammlungen, wenn aufklärende Vorträge gehalten wurden und traf die Vorbereitung einer Verlosung von land- und hauswirtschaftlichen Geräten, die jährlich einmal stattfand und zur Werbung neuer Mitglieder beitrug.

Als man auch um die Jahrhundertwende in Uplengen anfang, zum Wohl der Allgemeinheit Genossenschaften zu gründen, gab Vater mit die ersten Anregungen und setzte sich sehr dafür ein. In der Molke-reigenossenschaft gehörte er seit der Gründung dem Vorstand an. Die Genossenschaft der Spar- und Darlehnskasse wählte ihn einstimmig 1906 zu ihrem Vorsitzenden. Auf Anordnung der Behörde mußte er 1918 das Amt wie auch andere ehrenamtliche Tätigkeiten in der Gemeinde niederlegen, da sie nach "höchster" Meinung Vater in seiner Berufsarbeit behinderten. Zugrunde lag dieser Anordnung eine überraschende Schulrevision durch den damaligen Regierungsschulrat und den Kreis- und Ortsschulinspektoren, deren Ergebnis für Vater geradezu niederschmetternd war: Er habe in der Schule seine Pflicht verletzt. Das warf man einem Lehrer vor, der von 1914-1918 im Kriege unter schwierigen Verhältnissen 8 Schuljahre mit rund 200 Kindern allein zu betreuen hatte und sich alle Mühe gab, nach bestem Wissen und Gewissen zu arbeiten, um bei den Kindern trotz allem das Ziel der Volksschule zu erreichen. Der Kreisschulinspektor, der ihm noch ein Vierteljahr vorher nach einer Revision in der Unterstufe (1. und 2. Schuljahr) ein gutes Zeugnis ausgestellt hatte, ordnete nunmehr an, daß Vater sich in zwei Fächern schriftlich vorzubereiten und die Ausarbeitungen ihm monatlich vorzulegen habe. Das war für Vater eine schwere Kränkung, die wohl den Grund legte zu seiner späteren schweren Erkrankung. Doch seine Stellung als Lehrer wurde in der Gemeinde dadurch nicht erschüttert. Seine ehemaligen Schüler haben ihm ein ehrenhaftes Andenken bewahrt.

Mutter

Von unserer Mutter besitzen wir eine wunderschöne Aufnahme aus ihrer Jungmädchenzeit, die bei uns ihren Platz auf der alten Anrichte von 1920 gefunden hat. Anna Peters war damals 16 Jahre alt. Das Bild zeigt sie in ihrer damals üblichen Sonntagstracht in einem weiten längsgestreiften Rock und darüber den enganschließenden bis über die Hüfte herunterreichenden "Bostrock" (Brusttuch), einfarbig vermutlich aus dunkelbraunem "Fiefschaft" mit langen Ärmeln, am Halse durch eine einfache Brosche geschlossen. Als Schmuck trägt sie eine weite Halskette mit einem wohl goldenen Medaillon und am linken Handgelenk ein Kettchen als Armreif. Das etwas wellige Haar ist in einem Knoten aufgesteckt. Der Blick ist ernst, bestimmt. Die klaren Augen, ihre Farbe war grau, blicken ruhig doch etwas träumend in die weite Ferne. Die Tracht ist einfach, doch sie macht

einen feinen vornehmen Eindruck. War es ein Wunder, daß Vater diese hübsche Mädchen gern gewann und sie, die Tochter seines Kosthauses, obwohl noch jung, gleich in sein Herz schloß? Sie war erst 19 Jahr, als Vater sie für sich heimholte und sie beide, ein stattliches Paar, in Horsten ihren gemeinsamen Lebensweg begannen.

Wie Mutter erzählte war das kurze Jahr in Horsten für sie eine glückliche Zeit. Sie fand als Lehrersfrau bei den jungen Bäu-
erinnen, die ihr vertrauensvoll helfend entgegenkamen, im Dorf ra-
schen Anschluß und verlebte mit Gleichgesinnten manche frohe Stunde.
In Remels war es anders. Wohl fand sie ein Pastorenhaus vor, das
sie gerne aufnahm. Die herzliche Freundschaft, die sich zwischen den
Familien gebildet hatte, fand durch den frühen Tod des Pastors Stö-
ring aber nach zwei Jahren rasch ein Ende. Der Amtsnachfolger P.
Brauns, aus einfachen bürgerlichen Verhältnissen stammend, heiratete
eine Auktionatorstochter aus Remels und legte als vorgesetzter Lo-
kalschulinspektor durchaus keinen Wert auf einen Verkehr mit seinem
Untergebenen. Gewisse "Pflichtbesuche" werden meine Eltern anfangs
in der Gemeinde in Einzelfällen gemacht haben, aus denen sich nur
vorübergehend ein regelrechter freundschaftlicher Verkehr entwickel-
te. In Horsten müssen die Menschen wohl etwas zugänglicher gewesen
sein, als die weithin als stur geltenden Lengener. Auch Vater fand
erst langsam den Anschluß zu ihnen. Kamen irgendwelche Gäste, so
wurden sie von Mutter stets freundlich aufgenommen und bewirtet,
wenn sie auch von Natur aus zurückhaltend war, vor allem auch in der
Unterhaltung. Sie hat wohl kaum von sich selbst und ihrer Familie
gesprochen, hatte vielleicht sogar älteren Hausfrauen gegenüber ge-
wisse Hemmungen, da sie, wie sie selbst sagte, in Haushaltsdingen
recht unerfahren in die Ehe gekommen sei. Auch mußte sie sich als
Lehrersfrau an bescheidenere Verhältnisse gewöhnen, da sie doch aus
einem wohl-situierten Hause kam. Meine Eltern haben, trotzdem die
Lehrer-, Küster- und Organistenstelle in Remels eine der Besseren war,
sehr rechnen müssen. Ihre Versuche, durch Einkünfte aus einer land-
wirtschaftlichen Nutzung der zur Stelle gehörenden Ländereien ihr
Salär aufzubessern, war im ganzen wohl ein Fehlschlag. Doch auf dem ^{Land}
waren auch die Lehrer unter den damaligen Verhältnissen gezwungen,
sich mit manchem, was zur Leibes Nahrung gehört, selbst zu versorgen.
Aber die Hauptsorge und -arbeit fiel Mutter zu, die von Hause aus
diesen Arbeiten nahezu fremd gegenüberstand. Es ist ihr schwer gewor-
den, sich hineinzufinden, und es war ihr wohl all die Jahre durch
eine oft drückende Last. Ich habe es als Junge oft empfunden, wie sie
darunter litt.

Auch war Mutter schwer darüber enttäuscht, daß der schon unter P. Störings Zeit in Aussicht gestellte Neubau der Organistenwohnung von dem Kirchenvorstand unter P. Brahms hinausgezögert wurde und erst nach zwei Jahrzehnten erfolgte, als das alte Haus für baufällig erklärt wurde. Was brachte es für Unannehmlichkeiten mit sich! Das Dach war undicht, der Hausboden vollkommen verwurmt, die Öfen auf den ehemaligen Herdstellen aufgestellt, brauchten viel Feuerung und an der Wand lief bei starken Regengüssen das Rußwasser herunter. Mutter hatte wohl ständig ein Mädchen zur Aushilfe, so lange die Kinder klein waren, doch auch sie anzuweisen und zu versorgen, brachte ihre Arbeit mit sich. Als wir im neuen Haus waren, nahm sie sich zweimal in der Woche zur Wäsche und für den Sonnabend eine Arbeitsfrau, die jeweils 50 Pf. als Lohn bekam.

Mutter war in ihrer Arbeit unermüdlich tätig. Des Morgens war sie zeitig die erste und versuchte zunächst, den Küchenofen in Brand zu setzen, der oft seine Nücken hatte. Als ich dort in der Butze schlief, habe ich es oft beobachtet, wie sie sich quälte, wenn trotz "Feueranzünder" der oft nicht durchgetrocknete Torf (er war für uns das einzige Brennmaterial) nicht zünden wollte, sie durch Pusten die angebrannten Kluten zu entfachen versuchte oder sogar einen zu diesem Zweck angeschafften Blasebalg zu Hilfe nahm, bis es schließlich glückte. Doch dann war es auch Zeit, Vater und uns Kinder zu wecken und den Frühstückstisch zu decken. Wir aßen in der Küche. Die Eltern tranken ihr Köpke Tee, wir Kinder bekamen Milch. Unser Essen war stets einfach aber nahrhaft. Der weitere Tagesverlauf für ergab sich von selbst. Das Mittagessen stand pünktlich auf dem Tisch. Die Teestunde nachmittags war auch für Mutter eine Ruhepause, die sie gern genoß. Doch auch dann standen ihre Hände nicht still. Der Strickstrumpf lag ständig bereit oder eine notwendige Näharbeit lag zur Hand. Im Handhaben des Strickzeuges hatte Mutter eine erstaunliche Fertigkeit. Wenn sie sich mit uns unterhielt, konnte sie ruhig weiterarbeiten, ohne auf die Nadeln zu achten. Da sie schon als junges Mädchen im Hause ihre jüngeren Geschwister "bestriicken" mußte, hatte sie schon zeitig diese Fertigkeit erlangt und, so meinte sie in späteren Jahren, eine Garnlänge verarbeitet zu haben, die um den ganzen Erdball reichte. Auch die Kleider für uns Kinder nähte sie selbst und zeigte darin eine große Geschicklichkeit. Auf einem Schulbild fallen mein Bruder und ich mit unsern mit weißem Stoff besetzten Jacken zwischen den sonst ländlich einfach gekleideten Kindern eigentlich ganz aus dem Rahmen.

Mutter hatte in ihrer Verlobungszeit in Emden an einem Kursus teilgenommen, der sie berechtigte, an der Schule den Handarbeitsun-

Handarbeitsunterricht zu erteilen. Sie hat in Remels lange Jahre hindurch bei den Mädchen der Oberstufe und der Mittelstufe (3./4. Schulj.) wöchentlich je 2 Stunden unterrichtet. Die Vergütung dafür betrug nach einer Schulrechnung von 1894 im Jahre 52 Mark. Die Stunden lagen in meiner Schulzeit nachmittags durchgehend von 2 bis 4 Uhr. Mutter mußte sich immer sputen, ihre Arbeit nach dem Mittagessen zu erledigen, um sich für den Unterricht, ohne sich ein wenig ausruhen zu können, bereit zu machen, der für sie, da sie laufend je des einzelne Kind kontrollierte, sehr anstrengend war, sie kam oft vollkommen ermattet nach Hause. Dort wartete wieder am späten Nachmittag neue Arbeit auf sie, bis sie rechtzeitig ihre Kinder zur Ruh gebracht hatte und nach dem Abendessen sich ein wenig auf sich selbst besinnen konnte, wenn sie sitzend noch manche Arbeit erledigte.

Mutters Hauptsorge galt naturgemäß ihren Kindern. Sie betrete uns liebevoll und mit aller Sorgfalt. Sie war trotz aller Arbeit stets für uns da und nahm uns unsere kleinen Sorgen. Die Erziehung war konsequent durchgreifend, was sie sagte, das galt. In der Kleidung hielt sie uns einfach doch stets sauber und ordentlich. Wie die anderen Schulkinder trugen wir meist immer Holzschuhe, später "Trippholsken", die eine Lederkappe hatten. Damit die Holzsohle sich nicht zu leicht abnutzte, wurde sie mit Lederstückchen benagelt, was im Winter beim "Gliddern" sehr hinderlich war. Doch in allem mußte, wo es möglich war, gespart werden. Wir suchten uns beim Kaufmann auf dem Boden die Holksken immer selbst aus. Im Sommer trugen wir leichte Sandalen. So gerne wären wir oft wie die anderen Kinder barfuß gegangen, doch das duldeten Mutter nicht. Im Essen waren wir Kinder keineswegs verwöhnt. Es war mittags der einfache ländliche Tisch. Gern aß ich, als ich älter war, den vom Mittagessen übrig gebliebenen kalten Speck auf Schwarzbrot, da wurde die Butter gespart. Als süße Auflage auf die Scheibe Vollkornbrot gab es für uns wohl Sirup oder feinen Zucker, im übrigen auch Magerkäse, selten Aufschnitt. Zu den hohen Festtagen gab es den selbstgebackenen Stuten als besonderen Genuß. Eine besondere Freude war es immer für uns, wenn am Sonnabendnachmittag die Stutenfrau in ihren großen Körben, die sie an einem "Jück" trug, ihre Backwaren ausbot. Mutter war zurückhalten im Kaufen, doch jedes Kind bekam sein Korinthenbröckchen, das ohne Butter gegessen uns immer herrlich schmeckte. Für die Abendmahlzeit kochte Mutter uns Sonnabend Buttermilchbrei mit Grütze. Mit Sirup gesüßt aß ich es gerne. Wir Kinder bekamen es immer nach dem Baden und gingen dann von Kopf zu Fuß in der großen Zinkbalje gesäubert mit vollem Magen ins Bett.

Ja, der Sonnabend! Er war für Mutter ein schwerer, arbeits-

arbeitsreicher Tag. Die Stuben wurden für den Sonntag geputzt und aufs Sauberste hergerichtet. Darin war Mutter peinlich genau. Die Steinfußböden im Gang und in der Küche wurden geschrubbt und gewischt. Auch draußen wurde dafür gesorgt, daß die Stratjes ihre saubere rote Färbung behielten. Im Garten wurden die Pfade geharkt. Diese Arbeit fiel später uns Kindern zu. Ich hab es gerne gemacht, auch dann den sogenannten kleinen Garten und den Rand an der Hecke längs nicht vergessen. Auch das Hinterhaus wurde am Sonnabend gesäubert, die große Dreschdiele gefelgt und die Steine im Viehstall geschrubbt. Kein Strohhälmchen blieb liegen. Vor den beiden Türen des Hauses lagen am Schluß nasse Säcke, und wir Kinder wurden streng angewiesen, vor dem Eintritt ins Haus unsere Füße zu säubern. Die Bewirtung der Lehrer, wenn Konferenz war, bedeutete für Mutter für den Sonnabend eine große Zumutung und Belastung. Wenn Mutter abends ihre Kinder alle gebadet hatte, konnte sie aufatmen. Sie fand aber immer noch Ruhe und Zeit, die kleineren sorgsam ins Bett zu legen, mit ihnen die Hände zu falten, ein kurzes Gebet zu sprechen und oft mit dem Lied "Müde bin ich, geh zur Ruh" in den Schlaf zu singen.

Die Betreuung ihrer Kinder nahm Mutter gewissenhaft. Sie wurde von ihnen auch laufend in Anspruch genommen. Schon aus diesem Grunde ging sie kaum aus dem Hause, ließ vor allem auch abends ihre Kinder nicht gern allein. - Als ich 1 1/2 Jahre war, wurde ein Mädchen geboren, das, nach Mutters Seite benannt, die Namen Jabine, Amalie, Melanie erhielt. Die Eltern mußten es zu ihrem Schmerz nach einem Monat wieder hergeben. Ein kräftiger Junge war Alfred Bernhard Arnold, am 28. März 1895 geboren. Er war es, zu dessen Taufe sein Großvater und Pate nicht erschienen war, weil man ihm nicht den Namen Ulfert geben wollte. Doch hat er später als Maler sich selbst so genannt. In der Erziehung hatten die Eltern es mit ihm nicht immer leicht. Er war lebhaft, leicht begeistert, konnte aber, wenn ihm etwas nicht paßte, sehr eigensinnig sein. - Mit den am 11. April 1897 geborenen Zwillingen hatte Mutter es besonders schwer. Sie waren als Säuglinge sehr zart. Mutter erzählte wohl, daß sie Finger so dünn wie Streichhölzer gehabt hätten. Der Schwächste der beiden, Johann Gerhard, blieb am Leben, hat sich zwar körperlich spät entwickelt, ist aber im Leben nie ernstlich krank gewesen. Sein Zwillingenbruder Rudolf Friedrich starb trotz sorgfältiger mütterlicher Pflege nach 5 Monaten. Besonders Mutter hat an diesem Verlust schwer zu tragen gehabt. Es hatte an ihren Nerven gezehrt. Seit der Zeit stellten sich bei ihr nach Überanstrengungen auch noch in späteren Jahren hin und wieder Weinkrämpfe ein, von denen sie sich im-

immer nur langsam erholen konnte. Groß war die Freude der Eltern, als ihnen am 18. September 1899 noch zu den drei Jungen ein Mädchen geschenkt wurde. Sie wurde nach beiden Großmüttern Gesine Jabine Amalie benannt. Ich kann mich noch erinnern, als mir mein Schwesterchen zum ersten Male gezeigt wurde. Sie lag schlafend in dem großen "Bullerwagen" mit den hohen Rädern, der in der besten Stube bei der Tür zum Nebenzimmer stand, wo meine Mutter lag, die ich nur flüchtig begrüßte. Das kleine Mädchen, auch später Mali gerufen, war immer gesund und unser aller Liebling. Mein jüngster Bruder nannte sie "Aalje," wir sie auch oft. Wenn sie auch die Jüngste war, wurde sie von den Eltern doch nicht vorgezogen. Das Gefühl habe ich nie gehabt. Als sie noch nicht gehen konnte, fuhr ich sie gern im hohen Wagen aus. Ob ich einmal träumte oder mit den Rädern zu nahe vor der Schranke die höhere Kante des Friedhofs kam, ich weiß es nicht: Der Kinderwagen kippte plötzlich und mein Schwesterchen lag mit den Kissen auf der Erde. Mein Schrecken war groß, doch Malchen lachte. Es war alle gut gegangen. Ich habe niemandem davon erzählt.

Wenn die Tage der Woche auch für Mutter bis zum Sonnabend hin mit Arbeit überlastet waren, so freute sie sich doch immer auf den Sonntag. Da konnte sie sich ganz in Ruhe ihrer Familie widmen. Auch Vater hatte ja außer dem Kirchendienst keine besonderen Verpflichtungen. Um 7 Uhr wurden wir alle durch das erste Tönen der Glocke, das sogenannte "Beiern" geweckt. Mutter hatte mehr Ruhe und Zeit, das Frühstück vorzubereiten, zu dem wir uns um 9 Uhr versammelten. Sie kam nicht oft zur Kirche, ging aber gern ihren eigenen Gedanken nach. Zum Mittagessen gab es sonntags immer einen Braten, und meistens wie es damals vielfach üblich war, vorweg eine Suppe. Für uns Kinder war der süße Nachtisch stets eine besondere Freude, der Pudding mit dem selbstgemachten Johannisbeersaft. Wenn Mutter mit der Küchenarbeit fertig war, konnte sie sich nun ein Stündchen ausruhen, während Vater seinen Kirchendienst versah. Gegen 4 Uhr wurde Tee getrunken, für die Eltern wohl die gemütlichste Stunde, an der ich, als ich größer wurde, auch immer teilgenommen habe. Sonntags war vorne in der Stube der Teetisch gedeckt, die beste Tischdecke war aufgedeckt mit einem langen, selbstgestickten oder gehäkelten Läufer. Der Tee wurde in gewohnter Weise in der Küche bereitet. Wir tranken ihn aus feinen, dünnen, braunverzierten Porzellantassen und vor allem Mutter genoß die Stunden der Ruhe, die sie bei der Fülle der Arbeit im Alltag selten fand und konnte ihren Neigungen nachgehen. Sie hatte ein reges geistiges Interesse. Es hat sie wohl oft gequält, daß sie dem nicht nachgehen konnte. Hin und wieder fand sie wohl

abends eine Mußestunde, wenn sie allein war. Doch fehlte es an geeigneten Büchern, da außer der Konferenzbücherei damals auf dem Dorf noch keine vorhanden war. Vier Familien hatten sich zu einer Lesegemeinschaft zusammengeschlossen und hielten sich eine Zeitschriftenmappe, die wöchentlich wechselte. Wir Kinder holten sie sonntagsmittags von Dr. Jilden. Das "Daheim", "Das Buch für alle", "das Universum" und die "Gartenlaube" brachten reichlichen Lese- und Unterhaltungsstoff, für uns größere Kinder eine Fülle von Bildern. Da war in der Teestunde jeder vollauf beschäftigt. Sie zog sich lange hin, bis Mutter wieder für die Kinder sorgen mußte und das Abendbrot bereitete. Die Eltern saßen, wenn die Kinder schliefen am Sonntag oft noch lang und genossen die Ruhe und Erholung.

Es lag in Mutters Wesen, viel über Menschen nachzudenken, die Beweggründe ihres Handelns zu verstehen und die Charaktere zu ergründen. Ungerechtigkeiten konnte sie schwer ertragen. So hat sie sehr darunter gelitten, was Vater durch seine Vorgesetzten geistlichen Standes angetan wurde. Es war auch ihr eine große Genugtuung, als den durch die ungerechte Behandlung betroffenen Lehrern des Schulaufsichtskreises Leer 1918 die Gelegenheit gegeben wurde, sich zu rechtfertigen. Doch konnte Mutter nach allem, was gewesen war, sich nicht überwinden, viel später nach Vaters Tod einer Einladung zu einem Besuch in die Pastorei zu folgen. Entschlossen zu gehen, kehrte sie plötzlich wieder um und ging nicht. Was Vater und damit auch ihr angetan worden war, saß zu tief.

Mutter war eine verschlossene Natur, konnte aber auch sehr munter und fröhlich sein. Von sich selbst sprach sie nicht viel. Da sie unter den gegebenen Verhältnissen sehr wenig mit anderen Menschen zusammenkam und bei nie abreißender Arbeit meist immer allein war, ist es verständlich, daß es ~~Mutter~~ ihr zur Gewohnheit wurde, wie sie sich durch alles, was sie bedrängte, selbst durchzuringen, sich dadurch alles schwieriger machte und dabei oft ins Grüblerische verfiel. Das hat ihrem Körper geschadet und vor allem die Nerven belastet. Schlaflosigkeit kam hinzu, doch die Arbeit war immer wieder da. Drückte sie die Last, mußten wir Mutter ganz für sich gewähren lassen. Gut gemeinter Zuspruch fruchtete nichts. Mutter kämpfte sich selbst durch und dann war auch bald wieder alles gut. Die Fröⁿnatur, die andere eigentliche Seite ihres Wesens, kam immer wieder durch.

Wie war Mutter glücklich, wenn sie uns Kindern eine besondere Freude bereiten konnte! Unsere Geburtstagsfeiern, wenn sie auch bescheiden waren, bereitete sie sorgfältig vor, Mittags gab's für das

für das Geburtstagskind seine Lieblings Speise. Nachmittags war der feierlich gedeckte Tisch mit Blumen geschmückt, und auf dem Ofen stand der große Topf mit süßem Milchkakao, den wir sonst kaum tranken und nun von Herzen genießen durften. Dazu gab's selbstgebackene Plätzchen oder Zuckerzwieback und wir taten uns gütlich, bis wir satt waren. Mutter hatte an solchem Tage Zeit für uns, und ich habe dann tief ihre Liebe und Güte gespürt.

Unvergeßlich sind mir unsere Familienfeiern am Heiligen Abend. Ich vermag keine als besonders eindrucksvoll herauszuheben. Sie hatten alle äusserlich ihren gleichen Verlauf und lösten alle bei mir eine stille, tiefe Freude aus. Mit welcher Ausdauer und Liebe ging Mutter ans Werk, die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Für sie besonders war es eine große Mehrarbeit, die dazu noch heimlich und im Stillen überher geleistet werden mußte. Gern sang sie auch zwischendurch die Advents- und Weihnachtslieder, darunter ein altes das sie wohl mit ihrer Tante Rudolfine in ihrer Jugendzeit gesungen hatte und daher besonders liebte: "Welchen Jubel, welche Freude bringt die liebe Weihnachtszeit," das klang auch froh und voll aus Text und Melodie heraus. Mutter war mit uns voller Vorfreude, das machte ihr die Arbeit leicht. Doch am Morgen des letzten Vortages, ich habe es mehrmals erlebt, kamen ihr die Sorgen, ob sie alles noch wohl bis zum Abend schaffen würde. Da mußte noch das Weihnachtszimmer, unser bestes, das sonst nie gebraucht wurde, hergerichtet und der Weihnachtsbaum geschmückt werden. Vater hatte noch seine auf den letzten Tag verschobenen Sonderarbeiten als Küster zu erledigen, in die Kronleuchter der Kirche die Kerzen aufzustecken und die alte Trompete der Orgel, die nicht mehr gebraucht wurde, doch zu den Festtagen noch einmal durchzustimmen und einigermaßen in Ordnung zu bringen. Ich half dabei und mußte die Tasten drücken. Doch das tat ich gerne, ging doch dann die Zeit schneller hin. Für die Mutter machten wir noch nötige Besorgungen. Daß ich ihr an dem Tage gerade einmal Kummer bereiten mußte, ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Ich war 10 Jahre alt und sollte mit meinem 3 Jahre jüngeren Bruder von der Molkerei zwei Kannen Milch holen. Draußen lag Schnee und es war glatt. Wir gingen vorsichtig zurück, statt aber einen kurzen Umweg zu machen, nahmen wir bei Garrels Haus den Pfad zum Friedhof. Doch da geschah das Unglück. Die mit festgetretenem Schnee besetzte Steinstufen waren glatt. Wir rutschten mit unseren Holzschuhen aus und von der Milch war nur ein kläglicher Rest in den Kannen geblieben. Wir kamen weinend zur Mutter, die uns keine Vorwürfe machte.

Am Heiligabend war um fünf Uhr die Lichtenkark: Mutter blieb immer allein zu Hause, hatte sie doch noch immer zu tun, vor allem

in unserer Abwesenheit das "Hasenpöper" zu bereiten für die Abendmahlzeit - den Braten schon für den ersten Festtag vorzubereiten. Wenn wir um 1/27 Uhr aus der Kirche kamen, war sie mit allem fertig und auch festlich angezogen.

Die Weihnachtskirche war für mich - sicher auch für viele andere in der Gemeinde - der feierlichste Gottesdienst des ganzen Jahres. Im Chor waren zwei buntgeschmückte Weihnachtsbäume aufgestellt, und die alten in ihrer Art einfachen Messingkronen über dem Mittelgang erstrahlten in vollem Kerzenschein. Der Kinderchor, zu dem ich schon zeitig gehörte, fand seinen Platz auf der rechten Seite des Orgelbodens, und wir konnten von oben her alles überschauen. Wenn der Pastor erschien, setzte Vater mit vollem Klang der Orgel ein mit einem Pfäludium, dem der erste Gemeindegang "Vom Himmel hoch da komm ich her," folgte. Ich sang kräftig mit und mußte schon die aufkommende Freude bändigen, konnte sie aber bei dem ersten Lied "Tochter Zion" laut erklingen lassen. In Abwechslung mit Lesungen sangen wir darauf vierstimmig mit einigen Männern von Vaters Gesangsverein die lieben altvertrauten Weihnachtslieder: "Stille Nacht ein "Ehre sei Gott" und n nach einem weiteren "Choral der Gemeinde "Dies ist die Nacht, da mir erschienen" und vor der Predigt/ "Herbei o ihr Gläubigen." Ich habe bei der Verkündigung des "Wortes" stets still zugehört, wenn ich als Kind auch wenig davon verstand und meine Gedanken natürlich oft abschweiften. Die Erwartung und Freude steigerte sich, als nach dem Kirchengebet die Gemeinde den Schlußvers "Drum Jesu, schöne Weihnachtssonne" anstimmte. Die Freude stieg aufs höchste, als bei vollem Glockengeläut und mit volltönender Orgel zum Ausgang wir das "O du fröhliche" sangen. Die Glocken klangen weiter übers Dorf hin und zeigten auch Mutter an, daß wir nun kamen. Wir mußten uns aber noch etwas gedulden, erst wurde in Ruhe der Hasenpöper gegessen.

Welch eine Spannung, wenn Vater und Mutter nun in die Weihnachtsstube gingen! Endlich ertönte die Klingel, die auch uns hereinkam, rief, und die Türe wurde geöffnet. Vor uns in der Ecke zum Garten hin stand der strahlende Lichterbaum, immer an derselben Stelle und doch immer wieder eine freudige Überraschung. Und im Zimmer waren an verschiedenen Stellen unsere Geschenke ausgebreitet. Mein Bruder Alfred stürzte gleich darauf los und gab mit lauten Worten seiner Freude Ausdruck. Ich ging immer zögernd heran, betrachtete alles in Ruhe und konnte nichts sagen. Doch die stille Freude, die man mir an den Augen las, war der Dank an die Eltern, die alles so sorgsam gestaltet hatten.

Die Geschenke, die wir bekamen, wurden meist in den Läden des Dorfes gekauft, nützliche Dinge und Sachen zum Spielen, doch über alles waren wir Kinder von Herzen froh. Jeder bekam aber auch einen Teller mit Nüssen und Süßigkeiten. Das war schon etwas Besonderes. Wenn wir alles besehen hatten, forderte Mutter zum Singen auf, hatte sie doch noch keine Weihnachtslieder gehört. Doch das wollte nie recht gelingen, wir waren zu sehr mit unseren Geschenken beschäftigt und Vater fehlte die Lust, da er die Lieder zu oft hat üben müssen. Er war immer heilsfroh, wenn das Singen in der Kirche gelungen war. Er war sehr glücklich im Kreis der Seinen, saß im Lehnstuhl und rauchte in Ruhe seine Pfeife oder eine von den Festtagszigarren. Mutter hatte für uns alle den Tisch diesmal reich gedeckt. Als die Kerzen zur Hälfte abgebrannt waren, wurden sie gelöscht, und wir taten uns an Kakao und selbst gebackenem Kuchen. Das Christkindchengoot durfte nicht fehlen, und einmal stand sogar auf dem Tisch ein in Leer besorgter hoher Baumkuchen, wurde in kleinere Kuchenringe als Pyramide aufgebaut. An diesem Abend durften wir Kinder länger aufbleiben und mit den Eltern zusammensein, bis doch die Augen müde wurden und Mutter uns zur Ruhe brachte.

Am andern Morgen war unser erster Gang ins Weihnachtszimmer zu den Geschenken. An einige habe ich noch die Erinnerung, wie ich mit 7 Jahren meine erste Geige bekam, eine kleinere Halbgeige, meine Größe angemessen. Nach Neujahr erhielt ich bei dem 2. Lehrer Kruse, der oben in der Schule wohnte, den ersten Unterricht und hatte Freude am Spiel. Ein Kegelspiel, das mein Bruder bekam, machte uns auch Spaß. Sehr beeindruckt war ich von einem Bilderbuch, das folgende Aufschrift trug: "Hilarius und Ferdinand, die Reise ins Schlaraffenland mit 25 Bildern, die gar anmutig schildern, was beide dort gehört geschaut und was da anders ist geschehn." Da ich schon lesen konnte kannte ich vom Text manche Teile bald auswendig. Als Alfred etwa 11 Jahre alt war, bekam er eine richtige Dampfmaschine. Er war praktischer veranlagt als ich und hatte es bald heraus, sie in Betrieb zu setzen. Eine Spiritusflamme erhitzte das Wasser im kleinen Kessel. Bald darauf drehte sich das Schwungrad und durch ein Band verbunden mit der Welle eines weiteren Gerätes kam auch dieses in rotierende Bewegung, und auch ich bestaunte das Wunder. Sogar die Dampfpeife fehlte nicht. Sie anzuhören machte besondere Freude. Meist immer lag ein Spiel zu Weihnachten mit auf dem Geschenktisch. Unsere Eltern gaben uns auf unser Bitten gleich die erste Anweisung. Welch eine Freude war es, wenn weiterhin an Winterabenden, die Mutter, wenn sie Zeit hatte, ihren Strickstrumpf einmal bei Seite legte und sich gern am Gesellschaftsspiel beteiligte oder wenn wir gar Vater einmal

einmal den Sieg streitig machen und ihn hereinlegen konnten. Was war es für ein Vergnügen, wenn er sogar am Schluß mit dem "Schwarzen Peter" in der Hand betroffen und verärgert dasaß! Die in meiner Jugendzeit gängigen Spiele lernten wir nach und nach alle kennen, das Domino, das Mühlen- und das Damespiel, Halma, Quartettspiele verschiedener Art und das zugleich ebenfalls belehrende Reisespiel mit Würfeln. Die Festtage gaben uns Muße und Zeit, uns an den Spielen zu erfreuen, und auch die Eltern konnten sich mehr ihren Kindern widmen. Für den Neujahrstag traf Mutter ein paar Tage vorher schon rechtzeitig die besonderen Vorbereitungen. Zum Fest gehörten nach alter ostfriesischer Sitte die Neujahrskuchen, die an einem der letzten Abende des alten Jahres gebacken wurden. Ich habe mehrmals und gern zugeschaut. Der Teig wurde nach altem Rezept zubereitet. Das Kardamom gab ihm einen besonderen typischen Geschmack. Zum Backen wurde das ~~Neujahrskuchen~~ "Neejohrsiesder" gebraucht. Wir hatten kein eigenes, sondern liehen es für den Abend von der Müllerfamilie Janßen. Zwei etwa 80 cm lange eiserne Stangen mit je einer kreisrunden Scheibe bewegten sich in einem Scharnier so, daß durch Zusammendrücken der Holme die beiden Platten fest aufeinander gepreßt wurden. Eine war auf der Innenseite bei diesem Eisen mit einer Mühle verziert und trug ein Monogramm der Familie mit der Jahreszahl, als ein Schmied das Eisen anfertigte. Die andere hatte innen ein Rautenmuster. Mutter buk in der Küche und erhitzte über einem lodernnden Torffeuer die beiden Backscheiben des Eisens. Waren sie genügend heiß, stellte sie den einen Holm senkrecht auf den Fußboden und öffnete durch Heben des anderen Holms das Eisen, so daß die eine Scheibe waagrecht, die andere senkrecht nach oben stand. Beide Scheiben mußten zunächst mit einer Speckschwarte gründlich eingerieben und eingefettet werden, auch weiterhin beim Backen, damit der Kuchen sich leicht löste. Nun kam auf die untere Platte ein Löffel Teig, die Scheiben wurden fest zusammengepreßt und der Teig über dem Feuer gebacken und war schnell gar. Etwa über den Rand quellender Teig wurde mit einem Messer abgeschabt. Das Eisen wurde daraufhin wie vorhin bestrichen, wieder hingestellt und der gebackene noch weiche Kuchen tütenförmig aufgerollt und auf den Tisch gelegt, wo er im Abkühlen knusprig trocken wurde. Das Backen ging weiter und nahm viel Zeit in Anspruch, bis Mutters große Trommel ganz gefüllt war.

Nicht so groß war die Menge der Knetewaffeln, die Mutter überher noch backte nach einem Westerholter Rezept. Sie waren damals in den Häusern Uplengens wohl kaum bekannt. Der Teig erhielt einen guten Zusatz von Butter und wurde dick angerührt, so daß man ihn zu kleinen für einen Kuchen reichenden Kügelchen formen konnte, die, zu

Backen zwischen die Scheiben gelegt, durch starkes Zusammenpressen der Holme des Eisens platt gedrückt wurden. Heiß und noch weich aus dem Eisen genommen wurden sie in ein Weinglas gelegt und erhielten beim Erkalten eine gewölbte Form.

Es dauerte ein paar Stunden, bis alles geschafft war, und Mutter war froh. Für sie war das ununterbrochene Handhaben des schweren Eisens eine mühevollere Arbeit. Als ich größer war, durfte ich ihr Gesellschaft leisten. Sie hatte es gern, wenn ich ein wenig mithalf und als Lohn fielen mir die etwa abgebrochenen Kuchenstückchen zu. Selbst die zu braungebrannten aß ich noch gerne.

Die ersten Neujahrskuchen kamen am Sylvesterabend auf den Tisch, wenn wir noch einmal in der Weihnachtsstube zusammensaßen und die Kerzen abbrennen ließen. Dann war alles Schöne wieder einmal zerronnen. Bald nach Neujahr wurde der Tannenbaum geplündert. Ich habe oft dabei geholfen. Der bunte Schmuck wurde in einer Schachtel sorgfältig geborgen und auf dem Hausboden abgestellt.

Am Neujahrsmorgen hatten wir unseren besonderen Spaß daran, die andern im Haus mit einem Prost Neujahr zu überraschen und ihnen das Neujahr abzugewinnen. Die Eltern ließen uns gern den Triumph, wenn es uns bei ihnen gelang. Bei den Jungen war das Neujahrsschießen noch allgemein üblich. Noch vor der Kirchzeit kamen Trupps aus dem Dorf in den Hausflur und wünschten unter Abfeuern ihrer Pistolen der Hausgemeinschaft ein "Fröhlich Neejohr". Sie erhielten eine Hand Pfeffernüsse zum Lohn. Auch uns hatte der Weihnachtsmann rechtzeitig mit einer Pistole und Pappdöschen gefüllt mit roten Platzpatronen versorgt, und Bruder Alfred hatte am Schießen sein besonderes Vergnügen. Er pflegte immer statt einer gleich mehrere Patronen auf die Pfanne zu legen, damit es ordentlich knallte. Etwaiger Besuch - es kamen nicht viel - wurde von Mutter mit einem Grog bewirtet.

Wenn die Weihnachtszeit vorbei war, lag das Osterfest für uns noch in weiter Ferne. Da mußten erst die harten Wintertage überstanden werden. Die Mutter sorgte für warme Kleidung und packte uns gut in Wollsachen ein. Mäntel zum Überziehen kannten wir nicht. Doch auch diese Zeit ging vorüber, bis um Vaters Geburtstag schon die sonnigen Märztag kamen und wir uns nun schon auf Ostern freuen konnten. Da gab's wieder wie zu allen hohen Festtagen den selbstgebackenen Stuten, von Mutter im Bratofen des eisernen Küchenherdes mit Sorgen um ein gutes Gelingen gebacken, denn der alte Herd hatte seine Nücken. Das Wichtigste aber waren für uns die Ostereier. Unsere Mutter sammelte sie schon frühzeitig und - ob unsere Hühner

fleißiger gelegt hatten oder Mutter noch diesmal überher welche zugekauft hatte - sie waren zum "Husen-busen - Saterdag" immer in genügender Menge vorhanden.

Schon frühzeitig in den Tagen vor Ostern suchten wir Kinder Moos, um für jedes Kind im Garten ein weiches Nest herzurichten. Wenn am Sonnabend alle Arbeit getan und die Kinder im Bett waren, mußte Mutter noch die Eier färben. Nach alter Weise nahm sie dazu die äußere Schale der Schalotten, die mit Wasser aufgesetzt gekocht wurde. Die Eier erhielten in der Brühe eine braune Färbung. Nachträglich mit einem Fettlappen abgewischt, bekamen sie einen hellen Glanz. Morgens in aller Frühe hatte sie der Osterhase in die Nester gelegt und wie war Mutter froh, wenn sie mit ihren Kindern zusammen von Nest zu Nest ging und die helle Freude ihrer Kinder sah. Schokoladeneier und andere Süßigkeiten kannten wir damals noch nicht. Wie waren wir aber glücklich! Zum Frühstück bekamen wir größeren wie unser Vater an beiden Feiertagen zwei weichgekochte Eier, dazu der Festtagsstuten! Es war herrlich! Und dann gings hinaus in Pastors Kamp zum Eierwerfen, ein eifriger Wettstreit mit den Nachbarskindern. Die kleinen Eier waren am festesten. Mein Bruder Alfred verstand das Werfen meisterhaft. Mir wollte es nie recht gelingen. Der Anweisung der Mutter, die zerbrochenen Eier nicht gleich aufzuessen, leisteten wir gerne Folge, schmeckten sie uns nach den Feiertagen doch noch besonders gut.

In den Festtagen waren die Eltern ganz für die Kinder da. Mutter verstand es besonders, sie gemütlich und schön zu gestalten. Für sie waren es Tage der Ruhe und Erholung, des Nachdenkens und der Besinnung. Zur Kirche kam sie selten, doch am Sylvesterabend war es ihr inneres Bedürfnis, am Gottesdienst teilzunehmen. Sie war tiefreligiös, hat aber nie mit uns darüber gesprochen, was sie bewegte, ich habe es aber oft gefühlt. Als ich an meinem Konfirmationstage mich von ihr verabschiedete, entließ sie mich mit den Worten: "Nu ga mit Gott, mein Jung!" Ihre Tante Rudolfine, von der sie oft sprach, hat ihr als gläubige Christin viel geben können. Ihr schweres Leiden hat sie geduldig getragen. Nur einmal, als ich in ihrer unheilbaren Krankheit bei ihr im Zimmer saß, sagte sie mir ein Wort, an das ihre Tante Fine sich gehalten hatte: "Geht es nicht nach meinem Willen, geht es doch, wie Gott es will." Das hat auch sie getröstet. In ihrer letzten Stunde hat sie nicht nach uns gerufen. Sie wollte allein sein. Nachdem ihre Tochter ihr noch einmal zu trinken gegeben hatte, sagte sie zu ihr: "Nu laat mi slapen." Das waren ihre letzten Worte, und ruhig ist sie heimgegangen in die Ewigkeit.

Mein Elternhaus

Kirchen-

Der Kirchenvorstand der Gemeinde Uplengen hatte sich die größte Mühe gegeben, die Lehrer- und Küsterwohnung, in welche die Eltern nun einzogen, aufs beste herzurichten. Das Haus war schon recht alt und stand in Nord--Süd-Richtung längsteits am Westeingang des Kirchplatzes. Im Süden war 1863 eine neue im Dach höhere Schule mit zwei Klassenräumen vorgebaut worden, so daß die Wohnräume ihr Licht von Osten und Westen her bekamen. Das Haus war im Stil eines ostfriesischen Bauernhauses errichtet. Wohn-, Wirtschafts- und Stallräume lagen unter einem langgestreckten Dach, das beim Hinterhaus bis in Mannshöhe herabreichte. Die Mauern waren aus dicken roten Ziegeln zum Teil in Muschelkalk ~~zum Teil~~ in Lehm gemauert. Das ursprüngliche Strohdach war durch rote Ziegel ersetzt worden. Ein schmaler Gang trennte Vorder- und Hinterhaus voneinander, der nach Westen hin einen Ausgang zum Hausgarten hatte.

Durch die Haustür, die ursprünglich neben dem Schuleingang an der Südostseite des Hauses lag, gelangte man in einen verhältnismäßig breiten Flur mit einer Treppe, die auf den Hausboden führte. Von dort konnte man über eine weitere Treppe auf den etwa einen Meter höheren Schulboden gelangen, auf dem nach Osten hin aus Brettern eine Wohnung für den 2. Lehrer hergerichtet war.

Durch einen kurzen schmalen Gang gelangte man rechts vom Flur aus ins Wohnzimmer. Es hatte in den ersten Jahren nach ostfriesischer Art an der Wand zum Flur hin rechts und links des Eingangs noch Schlafbutzen. Ich kann mich nicht mehr an diese erinnern, wohl aber an die Schlafstube, die, den Flur einbezogen, bei einem Umbau 1899 an ihre Stelle trat. Der Hauseingang wurde nun in die Mitte der Ostseite des Hauses verlegt, eine grüne Tür mit weißem Blockrahmen und einem Oberlicht führte nun in den durchgehenden Quergang.

Die Wohnstube war sehr geräumig. In der Mitte der Innenmauer war wohl vormals ein Herdfeuer gewesen. Auf der noch vorhandenen Herdplatte stand nun ein reich verzierter eiserner Ofen. Das Ofenrohr führte senkrecht nach oben in den Schornstein, der auf Holzbalken der Decke aufgemauert war. Das wäre uns später einmal beinahe zum Verhängnis geworden, da die Steine, die innen den Balken abdeckten, sich gelöst hatten und die Balken in Brand geraten und, als es entdeckt wurde, schon halb durchgeglüht waren. Als wir es mit Wasser löschten, lief der Ruß zum Kummer meiner Mutter an der Wand herunter in die Stube.

Die Wohnstube war zugleich das Arbeitszimmer des Vaters. Am Fenster in der Südostecke stand sein Schreibtisch

mit einem Aufsatz mit vielen Laden, in die ich gern einmal hineinguckte. Obenauf und auf einem höher hängendem Hängebort standen Vater Bücher. Das Zimmer hatte nach Osten zwei Fenster mit je 8 Scheiben, die nur durch Hochschieben der unteren Hälfte zu öffnen waren. Zwischen den Fenstern stand anfangs ein grünbezogenes Sofa und davor ein Tisch mit Stühlen, das aber später an der Westseite des Zimmers seinen Platz fand, als Vater einen großen Stuhl mit Lehne als ~~Ge~~ Geschenk erhielt, der als "Hörnstuhl" nun zur Seite des wärmenden Ofens stand und für den Besuch immer der Ehrensitz war. Neben der Tür zum Flur stand an der Südwand das Klavier, das meine Großtante Rudolfine meiner Mutter vererbt hatte. An die Wohnstube schloß sich nach Westen hin ein ebenso geräumiges Zimmer an, die sogenannte bes. Stube, die wir Kinder nur selten betraten. Sie war mit Mahagonimöbel ausgestattet und hatte von jeher wohl schon einen eisernen Ofen gehabt. Mir steht sie eigentlich nur als unsere Weihnachtsfeststube in Erinnerung. Nur einmal diente sie meinem jüngeren Bruder und mir für ein paar Wochen als Aufenthaltsraum, den wir wegen einer ansteckenden Krankheit nicht verlassen durften. In einem Lehrerhause des Nachbardorfes waren zwei Kinder an einer ansteckenden Krankheit Croup oder Halsbräune gestorben. Wir hatten uns als Kinder auf dem nahen Friedhof die Grabkränze besehen und, so nahmen die Eltern an uns infiziert. Während ich die Krankheit schnell überwand, bekam mein Bruder einen heftigen StICKHUSTEN. Ich sehe es noch vor mir, wie mein Vater ihn bei einem Anfall auf dem Schoß hatte und ihm mit der Hand beim Erbrechen von einem zähflüssigen Schleim die Stirn hielt. Zwischendurch vergnügten wir uns mit einem Kegelspiel. Mir wurde es schwer, diese Zeit der Quarantäne, des Abgeschlossenenseins durchzuhalten. - Erwähnen möchte ich noch, daß sich an das beste Zimmer ein kleiner Raum nach Süden hin anschloß, der von meinen Eltern als Fremdenzimmer benutzt wurde. Darunter war unser Keller, klein und düster, nur von zwei niedrigen und schmalen Fenstern etwa erhellt. Er diente in der Hauptsache nur zur Aufbewahrung des Wintervorrats an Kartoffeln. Ich erinnere mich, daß ich als kleiner Junge nur einmal die schmalen ausgetretenen Stufen der Steintreppe in Begleitung unseres Dienstmädchens hinunterging, die in ein ungewisses Dunkel führte, das nur kaum näheres im Raum erkennen ließ. Es beschl mich ein unheimliches Gefühl.

Der schon erwähnte Gang, der Vorder- und Hinterhaus voneinander trennte, war mit roten Ziegelsteinen gepflastert. Er führte zur Küche hin, die an der Westseite des Hauses lag und durch deren Fenster man auf den Hausgarten und weiterhin auf ein altes Bauernhaus blickte. Hier hatte noch bis vor dem Eintreffen meiner Eltern

das Herdfeuer gebrannt. Der Rauchfang war noch vorhanden. Der "Schösteinbossem" gab der Mutter Gelegenheit, manche kleinen Dinge für den täglichen Hausgebrauch hier abzustellen. Den Rand des Bortes hatten sie nach altem Brauch mit einer bunten Papierkante oder Zeugstreifen (gekräuselten Schürzchen) verziert. Die Kirchengemeinde hatte zum Einzug der Eltern auf der breiten Herdplatte einen neuen Küchenherd aufstellen lassen. Der rote Steinfußboden war geblieben. Die Küche war das Reich der Mutter, der immer tätigen Hausfrau. Hier wurden die laufenden täglichen Arbeiten verrichtet, hier sammelte sich die Familie zu den täglichen Mahlzeiten, hier wurden wir Kinder von der Mutter betreut. Der Besuch wurde in die Stube geführt, wir Kinder blieben, soweit wir nicht nach draußen konnten, in der Küche. - Die nach Westen vorspringende Ecke des Hinterhauses war in Verbindung mit der Küche zu einer Schlafbutze ausgemauert, die mir und meinem jüngeren Bruder als gemeinsame Schlafstätte diente. Auf in den Seiten angenagelten Latten lagen quer herüber einzelne Bretter, auf welchen eine dicke Lage frisch gedroschenes Stroh gelegt wurde, von einem Laken zugedeckt. Es wurde jeden Morgen aufs neue aufgeschüttelt und bildete eine weiche Unterlage. Ein Bettbort an der Wand am Kopfende nahm meine ersten Bücher auf, der bescheidene Anfang meiner späteren Bibliothek. Die Türen vor der Butze waren tagsüber geschlossen. Links neben der Butze lag eine schmale aber tiefe Speisekammer. Nach Osten hin war ein kleiner quadratischer Raum in den Torraum des Hinterhauses eingebaut. Er diente als Mädchenkammer auch uns Jungen vorübergehend als Schlafrum. Die Lüftung war recht primitiv, eine kleine Luke zur Diele des Hinterhauses. Die Küche hatte wie auch alle andern Räume des Hauses eine Balkenholzdecke. Im Winter hingen zwischen den Balken die zu langen ~~Ketten~~ Girlanden aufgetrockneten Bohnen und zur Schlachterzeit für uns kurze Zeit die vielen verschiedenen Würste und Fleisch- und Speckstücke, soweit sie in einer Küche mit Herdfeuer vorgetrocknet waren.

Das Hinterhaus der Küsterei war verhältnismäßig geräumig und seinerzeit auf kleinen landwirtschaftlichen Betrieb eingestellt. Gegenüber von der Stubentür führte im Mittelgang eine Tür auf die Dreschdiele. Auch nach Osten beim Hauseingang die Mauerecke vor, und das Dach war tief heruntergezogen. Die Dielenfläche reichte bis an die Ostmauer heran, der sogenannte "Utkübben" fehlte. Die Breite gab genügend Raum, daß Torf oder Erntewagen durch das große Tor ungehindert einfahren konnten. Die "Grootdöör" war zweiteilig und hatte in der Mitte einen senkrechten, ~~Hand~~ handbreiten Ständer, der beim Öffnen der beiden Türflügel herausgenommen werden mußte. Einer der Flügel

war quergeteilt und in der oberen Hälfte meist geöffnet, während der untere Teil der Tür den Nordeingang zur Lehm diele bildete. Westlich vom Eingang der Grootdöör lagen durch eine Schottenwand von der Dreschdiele abgetrennt, an einem durchgehenden Gang die Stallungen für das Vieh: Ein erhöhter Platz? für zwei Kühe und Koben für Schweine, Schaf oder Ziege. Auf der "Hille" über den Stallräumen konnten Heu und Stroh gelagert werden. Diesem Zweck diente ursprünglich auch wohl der an die Diele grenzende Gulfraum, der später als Torfraum für die Schule benutzt wurde. Ein Feuerungsraum für eigene Bedarf war durch Holzschotten abgegrenzt. Nach oben hin schaute man gegen die in Strohdocken gelegten Ziegel, manchmal auch durch Ritze und Löcher in den blauen Himmel, und oft mußte ausgeflickt und gebessert werden. Wenn Vater bei seiner Bewerbung um die Stelle in Remels ein baldiger Neubau der Wohnung in Aussicht gestellt war, so wurde durch den ab 1895 neuen Vorsitzenden des Kirchenvorstandes und dessen Schwiegervater ein Neubau bis 1911 hinausgeschoben, als das Haus für baufällig erklärt wurde. In Horsten war inzwischen längst gebaut worden.

Unser Garten

Westlich von der Lehrer- und Küsterwohnung und dem Schulgebäude lag unser Gemüsegarten. Er nahm eine Fläche von 6 ar ein und war rundum von einer Weißdornhecke eingefast. Nach Süden hin grenzte er in einem schmalen Dreieck an den Friedhof und mit der halben Breite wie auch im Westen in seiner ganzen Länge an das etwas tiefer gelegene Garrelsche Grundstück, während er im Norden bis an die zum Kirchplatz hinführende Lindenallee reichte. Hier war in der Nordwestecke auch die aus Holzlatten gezimmerte Pforte. Ein breiter Pfad führte von dort am Hinterhaus längs zunächst zu einem zwischen Schule und Wohnhaus gelegenen freien Platz, der nach Westen durch ein halbmondförmiges Beet mit Stachelbeerbüschen von dem Gemüseacker abgegrenzt wurde. Vor der ~~der~~ Schule ging der Pfad weiter um ein halbrundes Beet, das lange Zeit mit Erdbeeren bepflanzt war, bis an die Südseite der Schule. Durch eine weitere Holzpforte konnte man von dort auf den Pfad gelangen, der rund um den Friedhof führte, den sog. "Wandel." Ein breiter Seitenpfad, eingefast von schmalen Beeten teilte den Garten in zwei Hälften. An seinem Ende lag im Westen unsere kreisrunde Lindenlaube.

An einem nach Norden abzweigenden langen Pfad standen zwei Reihen Johannisbeerbüsche, die reiche Früchte trugen. An der Anlage des Gartens ist bis zum Neubau der Lehrerwohnung im Jahre 1911 wenig

geändert worden.

Wie oft bin ich noch jetzt im hohen Alter im Traum in meinem Elternhause und auch ~~in~~ ~~unserm~~ ~~Garten~~. Ich liebte ihn. Jedes Fleckchen Erde ruft Erinnerungen wach. Da war der alte Apfelbaum vor dem Stubenfenster, der seine Zweige bis weit über das Hausdach breitete und im Herbst die dicken reichen Früchte trug. Wie alt mochte er sein? Schon Tante Harms geb. Mansholt, die Tochter des Vorgängers meines Vaters, damals 50 Jahre alt, hatte in ihrer Jugendzeit von den Früchten des Baumes gegessen. Inzwischen war der Stamm hohl geworden. Ich hatte Freude an einem Kohlmeisenpaar, das an einem Astloch sein Nest hatte und ich beobachtete gern, wie eifrig die Alten ihre Jungen fütterten. Bei der Höhe und Breite des Baumes war es schwierig, die reifen Äpfel zu pflücken. Mein Vater sah sich nach einem schwindelfreien Jungen um, der es wagte, in den Baum zu klettern, gab seine Mahnungen, auf die dünnen Äste zu achten und sah mit Sorgen zu. Mir war es eine Freude, den vollen Korb, der an einem Tau heruntergelassen wurde, vorsichtig zu entleeren und die Äpfel auf dem Hausboden sorgfältig einzeln - und so war ich eingewiesen worden - mit dem Stengel nach oben dort auszubreiten. Einige der schönsten schmückten zu Weihnachten den Tannenbaum. Auch nach dem Neubau der Wohnung hat der alte Baum noch lange gestanden. Er hatte eine starke Lebenskraft. Obwohl schwere Herbststürme die dicken Äste nach und nach gebrochen hatten, trieb er neue Schößlinge die immer wieder reiche Frucht trugen. Er stand noch weitere 50 Jahre. Ich konnte, als ich nach Ableben meines Vaters Inhaber der Organistenstelle war, es nicht übers Herz bringen, ihn abzuhaufen. Er dankte es mir.

Nicht ganz so alt war ein zweiter Apfelbaum, der am Pfad neben dem Hinterhaus stand. Trotz üppigen Wuchses brachte er nur wenig Frucht, aber es waren Augustäpfel, die schon zeitig reiften und mir besonders gut schmeckten. Wenn die ersten fielen, war ich frühmorgens als erster unterm Baum und suchte eifrig zwischen den Buschbohnen oder dem Kohl, sehr oft vergeblich.

Reichlicher trugen noch ein paar alte Pflaumenbäume in der Nähe der Laube. Meine Mutter liebte die süßen gelben, die ich ihr oft schüttelte und brachte. In der Hecke war einer aufgeschossen, der feste blaue Früchte trug, die ich besonders gerne aß. Ein paar Ableger davon stehen nach 70 Jahren noch heute in unserm Garten am Hünengrab und wecken liebe Erinnerungen. Gerne kletterte ich auch in dem Kirschbaum, dessen Früchte die Mutter uns ganz überließ. Das hell- und dunkelbraune glänzende "Kättjegold" entdeckte ich hier zum ersten Mal in seiner schönen Färbung. Zwei Weinstöcke an der

Südmauer der Schule zogen schon zeitig im Sommer meine Aufmerksamkeit auf sich. Nicht immer kamen die Trauben zur vollen Reife. Soweit ich die erreichen konnte, pickte ich mir die reifen Beeren schon frühzeitig heraus. Von dem Beerenobst zu essen, war uns nicht erlaubt. Zur Reifezeit wurde es zu Marmelade und Saft verarbeitet. Wir beiden Ältesten holten dann im "Kreitwagen" einen in dickem blauen Papier verpackten Zuckerhut, der dann von Mutter in Stücke geschlagen werden mußte und im heißen Saft - ich habe es oft beobachtet - sich rot färbte und langsam zerschmolz. Wir waren beim Einmachen gern bei der Mutter in der Küche, gab es doch immer etwas zu "schlickern" und zu "lecken." Die Nachlese an den Sträuchern blieb uns und wurde gründlich besorgt.

Auf Anregung des 2. Lehrers, der sich eingehend mit Obstbaumzucht und Pflege beschäftigte, pflanzte Vater weitere Bäume an, deren Ertrag erst in späteren vor allem mir und den Meinen weitgehend zugute kam. - Wenn im Frühjahr die Arbeit im Garten begann, erschien eines Tages unser treuer Arbeiter Marten Pott. Er war in den sechziger Jahren, doch noch sehr rüstig. Er stand im kirchlichen Dienst und daher hatte Vater oft mit ihm zu tun. Er war Bälgetreter, ohne ihn konnte Vater nicht die Orgel spielen. Als Totengräber mußte Vater ihm bei eben anfallenden Beerdigungen die Grabstellen anweisen. Er lieferte meinen Eltern die aus Weiden geflochtenen Torfkörbe und band aus Birkenreisig die Strauchbesen und aus Besenheide für die Mutter die Topfbohner. Er grub uns auch alljährlich den Garten, und ich sah ihm gerne zu, wie er ohne Aufhören gemächlich und ruhig mit seinem Spaten die Schollen ins "Spitt" kippte und sorgfältig darauf achtete, daß der Acker keine Unebenheiten zeigte. War ein Beet gegraben, so spannte er am Rand seine Padleine, stach die Kante glatt ab und klopfte sie mit seinem breiten, platten Spaten gleichmäßig fest und war selbst stolz auf seine saubere Arbeit. Ich habe mir als Junge viel gemerkt und von ihm gelernt. Hin und wieder hielt er bei seiner Arbeit inne, zog ein Döschen aus der Tasche und rieb seine Hände mit Fett ein. Es war, wie er mir sagte, Knochenmark, das er gern den Röhrenknochen entnahm, die er sich wohl auch von meiner Mutter erbat. Der Arbeitstag war lang, der Lohn neben guter Kost 50 Pf. Doch zwischendurch bekam er zur Aufmunterung seinen Klaren, den ich ihm auch oft eingeschenkt habe. Er war sehr kinderlieb und ich hatte ihn gerne. Mit seiner Lenamöh wohnte er auf Hasenburg in einer armseligen Lehmhütte mit zwei Räumen und einem winzigen Hinterteil. Ich entsinne mich, daß ich einmal mit unserem Mädchen dort war, um eine Bestellung auszurichten. Mit den Worten "Nu wacht man äben" hielt er uns beim Fortgehen noch an, und ich sah, wie er von

einem Balken über der Tür zur Küche eine Dose nahm, hineinlangte und mir mit freundlichen Worten einen Pfennig gab. Das war seine Art, den Kindern eine Freude zu bereiten. Erwähnen möchte ich noch, daß er mich einmal aus tiefem Schlaf aufgeschreckt hat. Er war nämlich im Dorf der Nachtwächter und machte von 10 Uhr abends bis 4 Uhr morgens im Winterhalbjahr allstündlich die Runde und blies mit seinem Horn hier und dort die Stunde, dieses Mal wohl in der Nähe unseres Hauses. Es klang mir schauerlich und ich lag noch lange wach. Martenohm deckt lange der grüne Rasen. Er ist auf dem alten Friedhof in Westerstede neben der Schule begraben. Dem immer freundlichen, getreuen und gewissenhaften in seinen Ansprüchen bescheidenen Arbeiter wurde kein Denkmal gesetzt. In meinen Erinnerungen sei aber seiner in Ehren gedacht. Doch nun zurück zum Garten. Das Säen des Gemüsesamens und das Pflanzen der jungen Setzlinge besorgte meine Mutter mit Hilfe der Mädchen. Viel Land stand für die Beete nicht zur Verfügung. Jedes Fleckchen Erde wurde ausgenützt und sorgfältig gejätet. Nach Tisch so wie oft am Nachmittag pflegte mein Vater - ganz gemächlich seine lange Pfeife rauchend - durch den Garten zu keiern, beobachtete gern das Aufgehen der jungen Sämlinge und ihre Entwicklung, knickte an den jungen Obstbäumen die frischen Triebe, um sie zum Ansetzen von Fruchtholz zu veranlassen, und las die Raupen ab, wo sie sich zeigten. Oft war ich bei ihm und hatte viel zu fragen. Er weckte in mir die Liebe zur Natur und die Ehrfurcht vor dem Geheimnis der Schöpfung.

Ich kann mich nicht erinnern, wann ich mir das erste eigene Beet anlegte. Meine Mutter stellte mir ein Randbeet bei der Laube unter den Pflaumenbäumen zur Verfügung. Sie war meine Lehrmeisterin, gab mir, wenn sie säte, ein wenig von ihren Samenkörnern ab, auch hin und wieder ein Pflänzchen ihrer Blumen und hielt darauf, daß ich mein Gärtchen laufend säuberte. Wie schnell das Unkraut wuchs, erfuhr ich einmal selbst, als ich nach längerem Besuch bei meinen Großeltern in den Ferien zurückkam. Niemand hatte sich um mein Gärtchen gekümmert. Ich wollte es auch nicht. Unkräuter aller Art waren so hoch gewachsen, daß sie alles andere überwucherten. Ich ging gleich ans Werk. Ob es auch mühselig war und die kleinen Brennesseln mir die Finger verbrannten, es machte mir Freude, ~~Welder~~ Ordnung zu schaffen. Mein erster Blick war auf die Obstwildlinge gefallen, die ich veredelt hatte. Wir hatten in der Schule im Frühjahr von den Arten der Veredlung gesprochen und wir Jungen, damals 12 Jahre alt, hatten uns Wildlinge gesucht und mit aller Sorgfalt Pfropfreiser aufgesetzt, die Schnittfläche mit Bast verbunden,

dann dick mit nassem Lehm verpackt und mit Zeugstreifen umwickelt. Ich hatte lange beobachtet und abgewartet und war enttäuscht, die Knospen der aufgesetzten Edelreiser zeigten kein Leben. Wie groß war meine Freude, als ich nun beim Jäten entdeckte, daß verborgen im hohen Unkraut sich an einem meiner Bäumchen am Pfropfreis grüne Blättchen zeigten. Ich habe es gehütet und gepflegt, und es trug nach einigen Jahren die ersten goldgelben Äpfel, die herrlich schmeckten. Es war nun mein Baum, und ich konnte ihn, da er an der Schulmauer nicht übermäßig gewachsen war, noch mit zu meinem neuen Garten am alten Hünengrab nehmen, wo er nach einem überwundenen Krebsanfall neue Äste schoß, prächtig gedieh und noch heute nach über 60 Jahren besonders wohlschmeckende reiche Früchte trägt.

Zum Spielen war für uns Kinder im Garten eigentlich wenig Platz. Ich erinnere mich, daß ich mir einmal im Sommer mit meinem Schulkameraden Peter Feldkamp unter dem alten Apfelbaum vor dem Kellerfenster ein Zelt baute. Es war nur klein, recht primitiv und hatte nur für uns beide Platz. Die Anregung dazu muß wohl ein Bild gegeben haben, ich weiß es nicht mehr. Wir suchten uns feste Stöcke, banden sie zu einem Gerüst zusammen und behängten es mit Kartoffelsäcken, die uns die Mutter zur Verfügung stellte. Von den Straßenträndern sammelten wir uns das von den Fudern heruntergefallene Heu auf, fuhren es in einem kleinen Handwagen zum Zelt und bereiteten uns ein weiches Lager. Doch das Lagern muß uns wohl nicht lange gefallen haben. Das Vergnügen fand bald ein Ende, alles mußte wieder weggeräumt werden.

In der Mitte der Westseite des Gartens lag, wie schon erwähnt hart in der Hecke die alte Lindenlaube. Meine Eltern fanden sie schon vor, als sie nach Remels kamen. Ob sie die Laube je als schattenspendenden Sitzplatz benutzt haben, ist mir nicht bekannt. Für uns Kinder war es dort unser Spöhlhäuske, bis es nach Kinderart von einem andern abgelöst wurde.

Anziehend für die Nachbarskinder war auch die Schaukel, die auf unsere Bitte von unserem Vater an einem Querbalken am Eingang der Laube angebracht wurde. Es war ein einfaches daumendickes Tau mit einem Sack als Sitzkissen. Wir hatten es bald heraus, nach erst zaghaften Anfängen uns immer höher durch die Luft zu schwingen und miteinander zu wetteifern, wer als erster wohl nach vorn hin mit den Füßen die Zweige der Laubendecke erreichte.

Einmal wurde in unserer kindlichen Phantasie uns die Laube zu einem richtigen Karussell. Es war ein paar Wochen nach dem Uplengener Schützenfest an meinem Geburtstag. Rundherum hatten wir auf Steinen

Bretter gelegt, auf denen die Gäste, die mitfahren wollten, sitzend oder stehend ihre Plätze einnahmen. In der Mitte der Laube stand die Drehorgel, ein Stühlchen, auf das sich einer von uns setzte, mit Klingelingeling das Zeichen zum Anfang und Ende einer Fahrt gab und, indem er mit der Rechten die Orgel drehte, mit lauter Stimme die vom Schützenfest her bekannten Melodien sang. Ein anderer turnte während der Fahrt auf den Bänken um die Gäste herum und sammelte, indem er sich an den Ästen der Laube festhielt, das Geld ein. Es war mir dabei zumute, als wenn sich unser Karussell wirklich drehte.

Gern kletterten wir auch in den dicht ineinander gewachsenen Ästen und Zweigen herum. Von oben konnte man den ganzen Garten und das Nachbargrundstück bis zur Dorfstraße hin überschauen. Von dort ließ sich besser der Storch beobachten, der auf dem Wagenrad in der oben abgekappten Esche am Ausgang zum Friedhof an seinem Nest arbeitete. Ich kann mich nur einmal daran erinnern, wie er auf dem Nest stand und laut klapperte, für den kleinen Burschen ein besonderes Erlebnis.

An der Straßenseite hin entdeckte ich in der halben Höhe der Laube für mich einen kleinen Sitzplatz, umgeben von dem dichten grünen Blattwerk. Dort saß ich wohl kurz zu lauschen und träumen.

Als ich größer war, übernahm ich es, die Laube zu pflegen. Ich lenkte die jungen Zweige, daß sie an den Seiten die kahlwerdenden Stellen verdeckten. Wenn im Spätherbst die Blätter gefallen waren, mußte die Laube geschoren werden, damit sie ihre Form behielt. Diese Arbeit machte mir immer Freude.

Östlich von unserem Hause lag unser Blumengarten, der lüft Tuun. Er war als Dreieckzipfel, nur 2,3 ar groß, einmal vom großen Pfarrgarten abgetrennt ~~worben~~ und dem Küster überlassen worden. Nach dem Kirchplatz hin von einer Weißdornhecke begrenzt, trennte ihn ein Buschstreifen mit ein paar hohen Akazien und Nußsträuchern von dem Garten der Pastorei. Der Haustür gegenüber lag die hölzerne Pforte, die in den Garten führte. Zwischen der Hecke und einem Pfad, der sich rund um den Garten entlang zog, waren Ziersträucher angepflanzt, in der Nordostecke war aus Findlingen eine Grotte aufgebaut, die den Eltern an schönen Sonntagen wohl als Sitzplatz diente. Meine Mutter gab sich viel Mühe, die wenigen Beete im Rasen mit Blumen zu schmücken, die aber, soviel ich weiß, in dem Schatten des hohen Buschwerks und der mächtigen Linden von der alten Pastorei selten gut gediehen. Ich habe ihr, als ich größer wurde, oft geholfen. Auch in diesem Garten war ich später oft im Traum und schüttelte dann die Nußsträucher! Die Nüsse suchte ich im Herbst so gerne und knackte sie.

Es ist eigentlich meine einzige besondere Erinnerung, die ich beim Gedanken an diesen Garten habe. In späteren Jahren war es meine Arbeit am Sonnabend, ihn zu säubern und die Pfade sorgfältig zu harken. Der Streifen außen an der Hecke längs zum Kirchplatz hin durfte dann nicht vergessen werden. Das zweimalige Scheren der Hecke zum Schützenfest und im Spätherbst besorgte unser guter Marten Pott. Keiner führte seine Arbeit so akkurat aus, wie er.

Der Landwirtschaftliche Betrieb der Eltern

Noch Ende des vorigen Jahrhunderts war das Dienst Einkommen eines Lehrers verhältnismäßig gering. Da mußte der Stelleninhaber versuchen, aus dem der Schulstelle zugeordneten Land nebenbei noch ~~noch~~ zusätzlich einiges herauszuwirtschaften. Das war möglich, da für Wohnung und Ländereien durchweg nicht viel im Gehalt des Lehrers angerechnet war. In einer wohlhabenden Landgemeinde am Rande der Marsch hatte der Lehrer um 1890 ein monatliches Bareinkommen von 63 Mark, dazu kam für freie Wohnung und Anrechnungswert der Ländereien monatlich 22,50 Mark, das bedeutete im ganzen ein Monatseinkommen von 85,50 Mark, das für den Unterhalt einer Familie reichen mußte. Da ist es erklärlich, daß diejenigen Lehrer, die die Befähigung zum Organistendienst besaßen, sich möglichst bald ¹⁸⁹⁰ eine Lehrer-, Küster- und Organistenstelle bewarben. Auf der Geest hatten die Kirchengemeinden vielfach einen ansehnlichen Besitz an Ländereien, und solche Stellen waren daher sehr begehrt. So hatte die Kirchengemeinde Uplengen nahezu 3 ha Ackerland, 5,8 ha Weide- und Moedland dazu noch 1,7 ha Unland, das noch in Heide lag. Über den Gebrauch dieses Landes konnte Vater nach Gutdünken verfügen. Es wurde ihm einschließlich Dienstwohnung und Garten mit 330.-Mark jährlich angerechnet. Sein Vorgänger hatte nebenher eine kleine Landwirtschaft betrieben. So versuchte es auch mein Vater, obwohl es ihm gar nicht lag. Ob es sich lohnte? Manche fremde Hilfe war nötig und mußte bezahlt werden. Wenn der Hausvater nicht selbst mit zugriff, konnte bei genauer Berechnung kein großes Plus erzielt werden. Vater hat keinen Spaten in die Hand genommen. Es galt zu damaliger Zeit in den geistigen Berufen nahezu als unehrenhaft, sich mit körperlicher Arbeit zu befassen. Das kam den Bauern und Arbeitern zu.

Für die Mutter und Hausfrau war die Viehhaltung eine erhebliche Mehrbelastung. Ohne eine ausreichende Hilfe konnte die Arbeit nicht geleistet werden. So hatten sie in den ersten Jahren ein schon älteres Mädchen, das neben Kost und Wohnung einen Lohn von 50 Mark jährlich bekam. Ich kann mich noch schwach entsinnen, wie

ich ihr - etwa 3 Jahre alt - beim Schrubben der Steine des Hausflurs mit Vergnügen durchs Wasser patschte und sie störte, bis es ihr, obwohl sie sehr gutmütig war, doch zuletzt zuviel wurde, sie mich beim Kragen packte und mich unsanft vor die Tür setzte.

Neben zwei Schweinen hielten meine Eltern in den ersten Jahren eine Kuh. Da günstig gelegenes Weideland fehlte, blieb sie auch im Sommer auf dem Stall. Es bereitete Vater immer viel Sorgen, das nötige Heu von den weit abliegenden Grundstücken zu beschaffen. Das Gras mußte von fremder Hand gemäht werden, und von den Bauern zu rechter Zeit zum Einfahren ein Gespann zu bekommen, war immer schwer, da jeder natürlich erst sein eigenes Heu barg und dann wohl zum Aushelfen bereit war. Die Kuhhaltung muß sich wohl nicht recht gelohnt haben. Mir fehlen hier jegliche Erinnerungen. Ob es daran liegt daß ich als Kind wenig Interesse zeigte? Ich habe mich immer gescheut, lebende Tiere zu berühren, meinen Hund ausgenommen. Ich weiß nur, daß ich einmal bei schönem Wetter mit im Heuland "Söbendreschen" war. Während ich für mich spielte, waren alle andern diesmal auch Vater fleißig bei der Arbeit, da wohl andres Wetter drohte. Mein Vater erzählte mir später, daß er einmal in der Schule beim Nachmittagsunterricht sorgend nur nach den drohenden Wolken geguckt habe und nur, statt beim Unterricht zu sein, an das auf der Wiese ausgebreitete Heu dachte. Da habe ihm doch sein Gewissen als Lehrer geschlagen, und er habe den ^{Tat} Beschluß gefaßt, mit Ausgang des Winters die Kuh abzuschaffen. Damit die Mutter weiter für ihre Kinder die Milch hatte, wurde von nun an ein Schaf gehalten. An den kleinen Lämmern hatte ich immer meine Freude. Als Weide pachteten die Eltern von der Gemeinde eine nördlich der Lindenallee gelegene Wiese, wo das Schaf täglich morgens "angestickt" wurde. Dabei habe ich dem Mädchen oft gern geholfen, wenn ich das Schaf an der Leine ins Land oder abends nach Haus treiben durfte. Die beiden Äcker des Grundstücks wurden neben dem Garten mit Kohl, Steckrüben und Kartoffeln bepflanzt. Weitere zwei Äcker, die vom Küsterland in Gebrauch genommen wurden, lagen im Ostteil des Dorfes zwischen der Landstraße und Hasenburg. Gern sah ich den Mähern zu, wenn sie das Korn schnitten.

Im Frühjahr wurde das Schaf geschoren. Es war wieder Marten Pott, der diese Arbeit besorgte. Ich schaute zu und wunderte mich darüber, daß das Tier so geduldig still hielt und bemitleidete es, als es nachher so nackt vor mir stand. Die Wolle wurde gewaschen, draußen auf Bretter gelegt und getrocknet und dann beim Kaufmann gegen Garn eingetauscht. Da hatte die Mutter erst einmal einen großen Vorrat, den sie zu Wollsachen für ihre ganze Familie verarbeitete. Zum Stricken und Häkeln nutzte sie jede freie Minute aus. Wie

Wie flink die~~se~~ Finger sich rührten und die Nadeln flogen! Oft habe ich es bewundert, daß sie ohne hinzuschauen die Maschen traf und sich ungehemmt mit uns beim Stricken unterhalten konnte. Vorübergehend hatten wir auch eine Ziege. Ich habe sie oft morgens zeitig nach draußen gebracht und angepflockt. Es tat mir immer etwas leid, wenn sie abends in ihren Stall - ein recht schmales und dunkles Verließ - zurückmußte. Dieses schöne Tier liebte ich. Doch eines Morgens fanden wir es tot in seinem Stall. Es hatte sich am Tage vorher losgerissen und hatte auf dem nahen Friedhof von den Blättern einer Traueresche gefressen.

~~Gerne sah ich die Mäherinnen zu, wenn sie das Korn schnitten~~

Die beiden Äcker des Grundstücks wurden neben dem Garten mit Kohl, Steckrüben und den ersten Kartoffeln bepflanzt. Weitere zwei Äcker, die vom Küsterland in Gebrauch genommen wurden, lagen im Ostteil des Dorfes zwischen der Landstraße und Hasenburg. Gerne sah ich den Mähern zu, wenn sie das Korn schnitten und die Garben zu Hocken - wir Kinder nannten sie Puppen - zusammenstellten. Wie schön konnte man sich in den Hocken verstecken! Wenn vormittags um 10 Uhr und zur Vesperzeit um 4 Uhr den Mähern und Bindern von unserm Mädchen ausreichendes, mit Käse belegtes Schwarzbrot gebracht wurde. Bei diesen "Drinkennäbringen" war ich gern mit dabei. Aus einem Kessel wurde in die Tassen der Tee eingeschenkt. Meine Mutter mußte auch mir mein Brot mit in den Handkorb legen. Wie stolz war ich, wenn ich mit in der Reihe saß, mein Brot mit Vergnügen verzehrte und man mir auch ein Köpke Tee eingoß.

Besonders lebendig sind mir die sonnigen Herbsttage im Gedächtnis, wenn unsere Kartoffeln gerodet wurden. Ich war schon älter und konnte nun allein das "Vesper" den Helferinnen bringen. Die Tasche mit dem Brot und die Kanne mit dem Tee stellte meine Mutter in meinen Handwagen, und ich ging vorsichtig den oft recht holperigen Weg hinunter, der zu "unserm Land" führte, ein Grundstück, das Vater - es war zum Teil mit Heide bewachsen gewesen - neu in Kultur genommen hatte. Verteilt über die Breite des Kartoffelackers, warfen die Frauen ~~sie~~ mit Forken die Kartoffelstämme einzeln vor sich, bückten sich, suchten die Knollen auf und verteilten sie sorgfältig auf drei Körbe. Ich habe sie oft lange beobachtet, wie sie vorsichtig und doch flott sortierten. In den einen Korb kamen die dicken Kartoffeln, in den zweiten die mittleren und gesündesten für die nächstjährige Saat und in den dritten die kleinen und von der Forke durchstochenen, die für den Schweinetopf aber noch gut genug waren. War ein Korb voll, wurde der Inhalt in die Säcke geschüttet, die gleich zugebunden wurden. Im Dun-

Dunkeln kam der Wagen, der die vollen Körbe auflud und nach Haus fuhr. Dort wurden die Kartoffeln auf der Diele zum Trocknen ausgebreitet.

Wenn an sonnigen Septembertagen die Marienfäden durch die Luft schweben, gehen meine Gedanken noch heute in jene Zeit zurück, als die Frauen auf unserem Kartoffelacker mich zum ersten Male darauf aufmerksam machten und sie mir benannten.

Wenn im Spätherbst beim Bauern die Außenarbeiten beendet waren, dann hörte man oft schon frühmorgens das Klipp-Klapp der Dreschflegel. Ich hörte es gerne, und der Klang liegt mir noch heute im Ohr. Auch bei uns waren die beiden Männer, wenn unser Roggen gedroschen werden mußte, schon zeitig da. Auf der Lehmdiele wurde erst freier Platz geschaffen. Die Garben, im Sommer auf der Hille wohl verpackt, wurden heruntergeworfen, die Strohbinden gelöst und nun in zwei Lagen nebeneinander mit den Ähren nach innen sorgfältig locker ausgebreitet. Und nun nahmen die beiden Drescher ihre Holzflegel zur Hand, unser Mädchen kam noch hinzu, schlangen ihre Flegel hoch und ließen sie auf die ausgebreiteten Garben fallen. Bei jedem Schlag schüttelte das Stroh der Garben und die trockenen Körner sprangen aus den Ähren. So schritten sie, beim weitgeöffneten Scheunentor anfangend langsam im genauen Dreitakt Klipp-Klapp-Klapp die Diele hinauf und im gleichen ~~Klapp~~^{schnitt} ebenso sinnig, ~~wohl~~^{zurück} vier oder fünf mal. Einer der Männer fuhr darauf mit dem Flegelstiel in der Mitte der Diele unter den Ähren längs, um durch Auflichten die weite unten gelegenen nach oben zu bringen. Nach mehrmaligen Dreschgängen wurden die Garben umgelegt und noch einmal in gleicher Weise gedroschen, bis die Ähren leer waren. Das Stroh band man in dicke Bündel oder Schoofs, die wieder auf die Hille geschafft wurden. Beim Zurückwerfen zu helfen, soweit es in meinen Kräften stand, machte mir Freude und eine Anerkennung durch die Männer erfüllte mich mit Stolz. Wenn die Drescher zwischendurch vesperten, saß ich in der Küche mit am Tisch in der Reihe und bekam wie sie mein Brot.

Das Reinigen des ausgedroschenen Kornes besorgte wieder Marti Pott. Dazu gebrauchte er eine breite aus Weiden geflochtete Wanne mit zwei Henkeln, die nach vorne flach auslief. Die Wanne mit dem Korn wurde auf und ab geschwungen, so daß die leichte Spreu nach ~~von~~ vorne wegstob und bei etwas Zugluft von hinten mit nach draußen flog. Mit einem Gänseflügel wurden die letzten Stroh- und Ährenreste vom Korn abgefegt und es darauf in einen Sack geschüttet. Auf der Kirchenmühle wurde es nach alter Berechtigung für den Küster mattfrei gemahlen. Meinen Eltern diente das Mehl als Schweinefutter.

Die Haltung von zwei Schweinen machte vor allem unserer Mut-

Mutter viel Arbeit und Sorgen, wenn sie auch weiterhin ständig ein Mädchen gehalten hat. Das dreimalige tägliche Füttern besorgte sie selbst und achtete auch darauf, daß regelmäßig durch Einschütten von Stroh für ein trockenes Lager der Tiere gesorgt wurde. Alle Abfälle aus der Küche sowie auch das Abwaschwasser kam in "de Drank", in einen hölzernen runden Tubben, der unter einem kleinen Fenster am Ende des Gangs im Stall stand. Dort stand auch ein Sack mit Mehl und das gekochte Futter aus dem Schweinetopf, der in freier Natur im Garten bei der Laube stand und dort gekocht wurde. Was außer Kartoffeln und Rüben alles noch in den "Swienpott" kam, darüber habe ich mich oft gewundert. Mir waren Schweine wenig sympathisch. Ihr durchdringendes Schreien und "Gieren" tat oft meinen Ohren weh.

Ein besonderes Ereignis war für uns Kinder im Winter das Schlachtfest. Da war ich immer ganz mit dabei, gab es doch so viel zu sehen und zu beobachten. Schon Tage vorher ging ich mit unserem Mädchen los, "Prickels" zu suchen. Wir brauchten nicht weit zu gehen. Auf einem Wall vom Pastorenland bei der Mühle fanden wir leicht an den Zweigen der dichten Schwarzdorn- oder Schlehenhecke die langen festen Dornen, die wir von den Zweigen abrissen. Im Hause wurden sie sauber geschält und darauf vorsichtig im Bratofen getrocknet. Die Mutter gebrauchte sie, um die Enden der Würste damit zu schließen. Kam der Schlachttag heran, so wurde schon am Tage vorher der Schweinetopf gereinigt und von einem Nachbar das Hackbrett geholt, ein etwa 1 x 1/2 m großes Tablett mit 5 cm hohem Rand. Ein Hackmesser hatten wir selbst. Die Hausschlachtungen machte unter anderem ein benachbarter Bauer mit seinem Bruder, die nur einen mittelmäßigen Betrieb (mittleren) Betrieb hatten und gern im Winter sich einen Nebenverdienst verschafften. Wolter und Aljet - so hießen sie und wurden im Dorf auch nur ~~xxxx~~ mit ihrem Vornamen benannt. Sie waren nicht mehr flott auf den Beinen, gingen gemächlich ihres Weges nach Bauernart, waren schon - obwohl kaum sechzig Jahre alt - etwas gebückt und langsam in ihren Bewegungen. Mir erschienen sie schon sehr alt zu sein, und so habe ich sie auch noch im Gedächtnis. Sie waren pünktlich zur abgemachten Zeit um 8 Uhr morgens zur Stelle. Den langen hölzernen Schweinetrog brachten sie auf der "Bargkoor" mit. An einem Ledergürtel trügen sie den schwarzen Lederköcher mit den scharfen Schlachtermessern und dem schmalen langen Wetzstahl. Zum Festhalten des Schweines halfen weitere zwei Männer, die sie mitbrachten. Sie taten es gern, da zwischendurch die volle Schnapsflasche öfter die Runde machte. Mutter hatte als Sonderhilfe noch eine Arbeitsfrau bestellt, die fähig war, beim Schlachten unter fortwähren-

fortwährendem Rühren das Blut aufzufangen, auch nachher die wenig angenehme Arbeit des Reinigens der Gedärme übernahm und dabei für Sauberkeit gute Garantie bot.

Mir klang es schrecklich in den Ohren, wenn das Schlacht-tier mit Gewalt aus dem Stall gezerrt und auf den Trog gelegt wurde. Frühzeitig verkroch ich mich möglichst weitab in den äußersten Winkel des Hauses und wagte nicht eher nach draußen zu gehen, bis das Schwein verstummt war. An das nun tote Tier gewöhnte ich mich schell, mußte ich nun doch genau sehen, was weiterhin vor sich ging. Man hatte nun den Trog richtig hingestellt und das Schwein hineingelegt. Es wurde mit kochendem Wasser überbrüht, damit die Borsten und Haare sich leicht lösten. Der Schlachter nahm ein halbkreisförmig gekrümm^{tes} mit zwei Handgriffen versehenes stumpfes Messer zur Hand und begann, das Fell des Tieres abzuschrubben und von den Haaren vollständig zu befreien. Mit einem Haken zog er - wie er zu mir sagte - dem Schwein die Schuhe aus, die kleinen Hornhufen an den Zehen. Hinter die Sehnen der Vorderfüsse wurde ein Holzknüppel gesteckt und dann, nachdem man es noch einmal mit sauberem Wasser überspült hatte, das Schwein an die Leiter gehängt. Ein scharfer Schnitt an der Bauchseite von oben nach unten klappte den Körper auf, und die inneren Organe wurden in derselben nun mit einem Tuch ausgelegten Wanne, die man auch zum Kornreinigen gebrauchte, aufgefangen und ins Hinterhaus gebracht, wo die gedingte Arbeitsfrau nun ihre Arbeit verrichtete, der ich ~~wirklich~~ nicht gerne zuschaute.

Das Schwein an der Leiter wurde von den Schlachtern noch einmal gründlich mit Wasser ausgespült und gesäubert, und damit war vorläufig ihre Arbeit getan. In der Stube wurden sie mit einer Flasche Bier bewirtet, und aus Vaters großer Tabakstonne stopften sie ihre halblangen Pfeifen, die "Bostklopper" und rauchten mit Vater um die Wette. Ich sehe noch heute den ältesten Wolterohm im Hörn beim Ofen, wie er aus alten Zeiten oder von den Neuigkeiten aus dem Dorf erzählte. Die Pfeifen wurden zu Ende geraucht, doch dann, bevor die Alten aufbrachen, noch einmal gründlich gestopft; Vater rauchte einen guten Tabak: Steinbäumer und Lubinus Nr.2 . Ich habe ihn oft holen müssen.

Unsere Mutter hatte inzwischen alle Hände voll zu tun, um alles vorzubereiten, damit bei Einbruch der Dunkelheit am Abend die weitere Arbeit vor sich gehen konnte: Das Auseinanderteilen des Schweines mit abschließendem Schnittgebraten. Da mußten viele Gefäße bereit-gestellt und gesäubert werden. Zum Einsalzen vom Kaufmann war war eine größere Menge Salz und zum Würstbereiten manches Gewürz

sowie Roggenmehl und Grütze zu besorgen. Die große, breite Holztür, die den Stall von der Diele abschloß, wurde ausgehakt und nun an beiden Seiten gründlich mit Wasser und brauner Schmierseife abgeschwientjet, bis sie von Sauberkeit strotzte. Da der Küchentisch wohl fest aber nicht für den Körper des Schlachtieres groß genug war, mußte die breite Holztür ihn entsprechend vergrößern.

Mit Dunkelwerden kamen Woltersohm und Aljet wieder und trugen nun den inzwischen erstarrten Schweinekörper in die Küche. Da gab es nun viel zu beobachten; ich war als kleiner Junge immer ganz dabei. Mit den scharfen Messern, Beil und Säge ging's ans Werk. Kopf und Gliedmaßen wurden abgetrennt, die Speckseiten und Schinken herausgeschält und sorgfältig beschnitten und in die richtige Form gebracht. Für den Snittjebraten wurde ein recht schönes Stück ausgewählt, und ich bekam meine Muus, ein Muskel, der die Form eines Mäusekörpers hatte und nach altem Herkommen den Kindern des Hauses zukam und mit gebraten wurde. Kleinere Fleisch- und Speckstücke wurden beiseitegelegt und schon nebenher für die Wurstbereitung zerschnitten. Schinken, Speckseiten und alles andere bis zu den Potjes und dem Schwanz hin mit viel Salz eingerieben und sorgsam in einem Holztupfen verpackt. Nun hatten die Schlachter ihre Arbeit getan, und für uns Kinder war das Schlachtfest zu Ende. Wir wurden ins Bett gesteckt. Während die Mutter den Braten briet und alle Vorbereitungen für das Festessen traf, saß Vater mit den beiden Alten in der Stube bei einem Glase Grog, bis der Snittjebraten aufgetischt wurde, den sich alle schmecken ließen.

Am nächsten Morgen war die Mutter schon früh wieder an der Arbeit. Mit Hilfe einer Arbeitsfrau und des Mädchens mußten nun die verschiedenen Arten der Würste hergerichtet werden. Auch jetzt gab es für mich noch manches zu sehen und zu beobachten. In der "Hakkelbalje" wurden die Fleisch- und Speckstücke mit dem Wiegemesser feingehackt, gewürzt und vermischt. Zum Einstopfen in den dünnen Darm, der am andern Ende mit einem Dornprickel zugesteckt war, bediente man sich eines breiten runden Metalltrichters. Der Darm wurde unten um die Öffnung gezogen und mit der linken Hand festgehalten, während die rechte das "Mett" in den Trichter drückte und durch weiteres Zusammendrücken mit der Hand es in den Darm preßte, bis dieser bis oben hin prall gefüllt war und nun mit dem Wurstprickel am andern Ende zusammengesteckt wurde und so seine richtige Form erhielt. Das sah ich mir gern lange an, ohne zu ermüden. Etwas von dem Mett wurde mit der Gehirnmasse vermischt, das ergab dann die "Brägenwürste", die im Grünkohl gekocht, Vater so gerne aß. Mir schmeckten sie nicht. Um

so lieber aß ich die Grützwurst, mit den Scheiben von den "Blotklüütjes", den Ballen aus dem mit Roggenmehl gedickten Blut gebacken; das beides in der eisernen Pfanne aufgebacken wurde mit einem Stück trockenem Brot oder zum Mittag mit Pellkartoffeln mit Vergnügen gegessen. Spaß machte es uns, wenn die Mutter die Bratpfanne mit den Teller sparte. Das mit Roggenmehl gemischte Blut wurde in dickere Därme und in den Magen gefüllt und in einem großen Topf gekocht. Damit die Würste nicht platzen und -wie man mir sagte - die Luft entweichen konnte, pflegte Mutter mit einem Holzprickel rundherum die Gewandung zu durchstechen. Aus besonderem feingehackten Mett formte Mutter zwei dicke etwa 30 cm lange Klumpen, die sie fest in Pergamentpapier einnähte. Diese beiden "Pummelwürste" ergaben später einen besonders feinen Aufschnitt.

Meine Mutter bemühte sich, am zweiten Tag des Schlachtens mit allem fertig zu werden. Es wurde immer spät, mußte doch alles peinlich gesäubert werden. Nach etwa zwei Wochen erschien noch einmal der Schlachter, um nun Fleisch und Speck aus der Salzlake in Tubben zu holen. Alle Stücke bekamen Aufhängebänder, durch die feste Eichenstücke bestimmter Länge sogen. Spielen gesteckt wurden. Sie mußten nun zum Trocknen aufgehängt werden. Zu dem Zwecke brachten wir sie zu unserem Schlachter, der damals noch ein offenes Herdfeuer hatte. Die Spielen wurden mit ihrer Last auf Latten gelegt, die an die Balken der Decke genagelt waren, und die trockene mit Torfrauch geschwängerte Luft besorgte das Weitere. Nach und nach holten wir uns, was die Mutter zum Essen brauchte. Erst im Frühjahr wurden die trockenen Speckseiten und Schinken zu Hause in Kisten geborgen. Wir zehrten bei allerdings sparsamer Nutzung ein Jahr lang davon.

Daß meine Eltern auch eine Schar Hühner hielten, verstand sich auf dem Lande von selbst. Wie die Nachbarn ließen auch wir sie frei laufen. Den Gemüsegarten versuchten wir vor ihren Angriffen zu schützen, indem wir ihn mit Maschendraht abzäunten. Trotzdem fand man hin und wieder ein zerkratztes und durchscharrtes Saatbeet. Da nützte das Abdecken mit alten Gardinen oder mit Sträuchern auch nicht immer, es zu verhindern. Der Ärger blieb auch meinen Eltern nicht erspart. Äggerlich war es auch, wenn die Glucke, die auf etwa 20 Eier gesetzt war, gar zu oft und zu lange ihr Nest verließ. Wenn aber im Frühjahr die Küken aus den Eiern kamen und die Glucke sie ausführte und so sorgsam hütete, das habe ich immer gern beobachtet. Ich durfte ihnen oft beim Füttern Bruchreis hinstreuen und habe, als ich größer war, mit meinem Handwagen ein Säckchen mit Mais von der Mühle

Mühle geholt und dabei oft dem alten weißbestaubten Müllerknecht Georg bei seiner Arbeit zugeschaut. Die Schar unserer Hühner war nicht groß, daher wurden immer die Nester rechtzeitig nachgesehen und die Eier geborgen. Wenn ein gackerndes Huhn vom Stroh auf der Hille kam und freudig seinen Erfolg verkündete, war es das Zeichen, daß wir suchen mußten. Manchmal bin ich auf den Stallboden geklettert, und es machte oft Mühe, das Versteck im Stroh ausfindig zu machen.

Zu unseren Haustieren kam einmal eine Ente. Mein jüngerer Bruder hatte sie von einem guten Bekannten geschenkt bekommen, und er liebte sie sehr. Sie bekam ihren besonderen Stall. Beim Füttern gesellte sie sich zu der Hühnerschar, doch in der Nähe fehlte das Wasser. Mein Bruder führte sie zum "Fehnke", eine niedrig gelegene Wiese südlich der Straße. Bald fand das Tier selbst den Weg und stellte sich abend zeitig wieder ein. Doch einmal blieb zum Kummer meines Bruders seine Ente aus. Alles Suchen nützte nichts. Wie groß war aber seine Freude, als am anderen Tage gegen Mittag die Ente wieder angewackelt kam. "Mien leeve Aant, mien leeve Aant. He is der weer!" So rief er uns freudestrahlend zu. Doch hat er sie nicht lange gehabt und ein mit Sehnen erwartetes Ei hat sie ihm nicht gelegt. Eines Tages war sie für immer verschwunden.

Ob der kleine landwirtschaftliche Betrieb meinen Eltern viel Vorteil gebracht hat, möchte ich bezweifeln. Jedenfalls war es in meinen Jugendjahren allgemein üblich, daß jede Familie sich mit dem Nötigsten zum Leben möglichst selbst versorgte. Wenn es auch viel Arbeit machte, zwischendurch sich zeigende Erfolge brachten auch Freude am Gelingen.

Vaters Kirchendienst, seine Verpflichtungen und Einkünfte.

Als ich als junger Lehrer in Dienst kam und einmal Lehrer Schoone in Hollen besuchte, sagte er mir, was ihm seinerzeit ein alter Kollege gesagt hatte: "Jung, nu mußt du sehn, dat du'n Karkenschötel in de Hand kriggst!" Damit war gemeint, einmal eine vereinigte Lehrer-, Küster- und Organistenstelle zu übernehmen. Wie ich schon erwähnte, brachte eine solche Stelle mehr Einkünfte, wenn auch ein solcher Lehrer durch den Kirchendienst sehr gebunden war und ihm vielerlei Aufgaben dadurch zugeteilt wurden. Von Vater besitze ich noch den Dienstanschlag von 1892, als er das Amt in Remels übernahm. Die Kirche stellte damals und auch später den Küsterdienst voran. Die Wohnung wurde nicht als Organistenwohnung, sondern ^{stets} als Küsterwohnung in den Protokollen der Kirche bezeichnet, und der Nachfolger von

P. Störing, der leider zu früh starb, pflegte die Berufsbezeichnung "Küster" gern zu gebrauchen; ja P. Brahm ließ es Vater gern fühlen, daß er als Pastor Vaters Vorgesetzter sei. ^{Ein} ~~Nun~~, der Organistendienst wurde zu den ~~so~~sog. höheren Küsterdiensten gerechnet wie auch wohl das Singen bei Beerdigungen.

Als Organist hatte Vater bei jedem Gottesdienst an Sonn- und Festtagen oder sonstigen kirchlichen Veranstaltungen die Orgel zu spielen und den Gemeindegesang zu begleiten. Ob er als Vorsänger tätig gewesen ist, weiß ich nicht. Vater hat nie davon erzählt. Als Lektor hatte er in Vertretung des Pastoren einen Lesegottesdienst abzuhalten. Der Hauptgottesdienst war hier stets von 10 bis 11,30 Uhr. An hohen Festtagen schloß sich eine Abendmahlsfeier an, die in der Osterzeit vor allem am Gründonnerstag und Karfreitag immer bis nach 1 Uhr sich hinzog. Der Organist hatte bei der Austeilung laufend zu spielen. Sonntags war von 2 Uhr bis 3,15 Kinderlehre. In der Fastenzeit wurde jeden Freitagvormittag ein Sondergottesdienst gehalten. Die zwei Stunden Schulunterricht, die Vater dann nicht halten konnte, mußten nachgeholt werden. Der Organist war somit stets an seinen Dienst gebunden. Im Behinderungsfalle mußte Vater selbst für Vertretung sorgen, auch im Urlaubsfall; das war meist sehr schwierig, da von den Lehrern des Kirchspiels kaum einer die Befähigung zum Organistendienst besaß. Einmal konnte in einem Notfall glücklicherweise der Sohn von Vaters Vorgänger aushelfen, der bei seiner Schwester zu Besuch war. Vater war am Sylvestertag zu seinem Bruder, Onkel Johann in Leer, gefahren und konnte bis zum Anfang des Gottesdienstes um 5 Uhr zurücksein, verpaßte aber, da er vor einer Sperre warten mußte, den Zug. Ich erinnere mich noch, wie das Telegramm kam. Daß Vater diesen Alljahrgottesdienst verpaßte, hat ihn nachher noch sehr geärgert, da es der letzte des vorigen Jahrhunderts war. Jedoch war er am 1. Januar 1900 wieder zurück und versah seinen Dienst. Als ich älter war, versuchte Vater mich als seinen Vertreter heranzubilden. Im Alter von 13 Jahren versuchte ich den Gemeindegesang bei dem Ausgangsvers "Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi" zu begleiten und es gelang ohne besondere Hemmungen. Nun war ich hin und wieder mit im Hauptgottesdienst und spielte auch regelmäßig das Postludium zum Ausgang. Das machte mir Freude. Nach meiner Konfirmation konnte ich in den Ferien Vater weiter entlasten und das Orgelspiel im Nachmittagsgottesdienst bei der Kinderlehre ganz übernehmen.

Die im Dienstanschlag eingesetzte Vergütung für den Organistendienst betrug jährlich 33 Mark, die am 1. Mai jeden Jahres zu zahlen waren. Ferner waren als Trauungsgebühren 27,50 M. angesetzt

als Ersatz für früher zu zahlende Gebühren, die aber ab 1. Okt. 1875 weggefallen waren. Das Orgelspiel bei einer Trauung war durchweg nicht üblich. Es erfolgte später auf besonderen Wunsch des Brautpaares und wurde dann von diesem besonders vergütet. Als sogenannte Communionsgebühren waren 5,55 M eingesetzt. Der Küster hatte vor dem Gottesdienst mit Abendmahlsfeier die benötigten Geräte sowie Brot und Wein von der Pastorei zu holen und auf dem Altar aufzustellen, die Altarlichter anzuzünden, sie am Schluß des Abendmahlsgottesdienstes wieder zu löschen und die Geräte wieder zurückzubringen. Vater nahm auch diesen Dienst sehr ernst und trug an diesen Tagen seinen Gehrock wie auch bei Beerdigungen. Ich sehe ihn in der Erinnerung noch heute vorsichtig das Tablett mit dem Silbergerät tragend, über den Kirchplatz gehn. Kindyaufen fanden im Anschluß an den Gottesdienst statt. Der Küster hatte das Taufwasser von der Pastorei zu holen und nach der Handlung den Tafteller wieder zurückzubringen. Ihm lag es ferner ob, wenn Kollekten abgehalten wurden, die Kollektenbüchse aufzustellen, sie nach Schluß des Gottesdienstes zu entleeren und das Geld beim Pastorei abzuliefern. Der Zettel mit den zu singenden Gesängen mußte rechtzeitig vom Pastor "in Empfang genommen" und die Nummern angeschlagen werden. In der Kirche hingen drei Tafeln, auf die Vater mit großen Ziffern die Nummern schrieb. Zwei wurden später durch Anschlagbretter ersetzt, in die die Ziffern hineingeschoben wurden. Bei dieser Arbeit konnte ich Vater weitgehend behilflich sein. Wie oft habe ich schon als kleiner Junge den "Gesangzettel", der immer im Flur der Pastorei auf der Fensterbank lag, von dort abgeholt. Als größerer Junge konnte ich dann das Nummernanschlagen allein übernehmen. Wenn ich mich auf die Lehnen der Bänke stellte, vermochte ich die Anschlagtafeln abzulanzen.

Gern half ich auch, wenn zum Gottesdienst am Heiligabend zur Beleuchtung in die Kronleuchter Kerzen eingesteckt werden mußten. Für den Orgelboden hatte man runde Metallteller als Kerzenhalter, die in das Holz der Brüstung bzw. der Bänke im Hintergrund angeschraubt wurden. das war immer später meine Arbeit. Sie vermehrte für mich die Verfreude auf den Abendgottesdienst, bei dessen Gestaltung der Schulchor in Verbindung mit dem Männergesangsverein, den Vater leitete, mitwirkte. Am Sylvesterabend brannten die Kerzen zum zweiten Male. Sie blieben bis zum Ende der Epiphanienszeit in den Kronleuchtern. Die übrig gebliebenen Enden der Kerzenstümpfe fielen dem Küster zu und kamen uns oft gelegen. Für das Anzünden und Auslöschen der Lichter

hatte der Küster zu sorgen.

Nach dem Dienstanschlag war der Küster verpflichtet, bei einer Beerdigung den Pastoren zu begleiten. Er hatte mit den Singknaben bei der Parentation im Hause und anschließend auf dem Friedhof zu singen. Die Vergütung betrug 1,50 M. Es war dem Küster gestattet, sich in den Außendörfern bzw. Moorkolonien von den dortigen Lehrern vertreten zu lassen. In den Dörfern, die keinen eigenen Friedhof hatten, sang der Lehrer mit den Kindern nur bei der Parentation. Als Sänger bestimmte Vater bis 8 Knaben der Oberstufe, die eine kräftige Stimme hatten. Ich selbst war vier Jahre lang dabei und habe bei keiner Beerdigung gefehlt. Sie wurden stets auf 2 Uhr angesetzt. Wir hatten vormittags immer bis 12 Uhr Unterricht, und die Nachmittagsstunden von 2 - 4 fielen für uns aus. Die zurückbleibenden Kinder der Klasse wurden unter Aufsicht des 2. Lehrers mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt. War die Beerdigung in einem der zum Remelser Schulbezirk gehörenden Außendörfern, so fanden wir uns um 1 Uhr auf dem Schulplatz ein und warteten, bis der Leiterwagen eines dem Trauerhause benachbarten Bauern kam, der den Pastoren und Lehrer abholte. Eine kleine viersprossige eiserne, zusammenklappbare Leiter wurde seitwärts zwischen den Rädern an den Wagen gehängt, der für die beiden Herren ein bequemes Aufsteigen auf den Wagen ermöglichte. Ihren Platz fanden sie auf einer mit breiter Rückenlehne versehenen Bank, die mit runden eisernen Büggeln auf die Leitern des Wagens gehängt war. Wir Jungen fanden dahinter auf quer über den Wagen gelegten Sitzbrettern unsern Platz. Bei gutem Wetter war schon die Fahrt für uns ein Vergnügen. Im Dorf angekommen, begaben sich Vater und der Pastor in das Haus des Bauern, der uns gefahren hatte und setzten sich an den gedeckten Teetisch. Wir Jungen gingen zum Trauerhaus auf die Dreschdiele, auf der an den Seiten aus Wagenplancken Sitze für die Träger und auch für uns hergerichtet waren, und wurden nun bewirtet. Dem Haus benachbarte junge Männer übernahmen das "Bedienen". Den Trägern wurde Schnaps eingeschenkt, doch löffelten sie auch gern aus den alten ostfriesischen Zinnköpfes mit breiten, kreisrunden Löffeln das mit Syrup gesüßte Warmbier, in das Stuten- und Zweibackstücke eingebracht waren. Wir nahmen es gern und es schmeckte uns besonders gut, wenn man in das "Tröstelbeer", das kaum Alkohol enthielt und damals noch im Oldenburgischen gebraut wurde, noch Eier hineingeschlagen hatte. Die Nachbarfrauen übernahmen die Bewirtung der Trauergäste mit Tee und Stuten, die sich dann in der geräumigen Küche um den Sarg versammelten. Kurz vor 2 Uhr traten die Träger noch einmal an den Sarg und hoben den Deckel ab, um den

Toten noch zum letzten Mal "uptowiesen". Viele traten hinzu. Ich hielt mich zurück, mochte es nicht sehen. Dann wurde der Sarg endgültig geschlossen. Das Andrehen der Schrauben klingt mir, wenn ich daran denke, noch heute unangenehm in die Ohren. Auf der Diele wurden alle Gefäße weggeräumt und man wartete schweigend auf den Pastoren, der sich dann zu Häupten des Sarges setzte. Vater ließ uns auf der Diele den Gesang aufschlagen, und wir stellten uns in dem Eingang zum Raum auf, wo der Sarg stand. Wir sangen meistens am Anfang drei Verse des Liedes "Wer weiß wie nahe mir mein Ende", und am Schluß der Parentation oder Offdanken, wie man in Uplengen sagte, den 4. Vers desselben Liedes. Darauf verließ der Pastor das Trauerhaus, ging zum Nachbarhaus, zog seinen Talar aus und fuhr nun mit dem Wagen langsam voraus. Bevor der Sarg aus dem Hause herausgetragen wurde, sangen wir beim Sarg einen Vers des Liedes "O Welt, ich muß dich lassen", traten dann zurück auf die Diele und sangen, sobald die Träger mit dem Sarg aus der Küche kamen, einen weiteren Vers desselben Liedes. Vor dem Wagen, der die Leiche fuhr, warteten wir, bis der Sarg auf dem Wagen stand und zwei Frauen als nächste Verwandte mit dem Fahrer auf der Sitzbank Platz genommen hatten. Sobald die Pferde anzogen, gingen wir vorauf und geleiteten den Leichenzug singend bis zum Ende des Dorfes. Sobald Vater uns ein Zeichen gab, eilten wir, um den Pastorenwagen zu erlangen, der uns nun wieder nach Remels zurückbrachte. Dort mußten wir nun warten, bis das Geläute der Glocken ankündigte, daß der Leichenzug sich näherte. Wir erwarteten ihn an einem der beiden Friedhofstore. Der Sarg wurde auf die Bahre gestellt die von acht Männern auf den Schultern getragen wurde. Mit dem Gesang "Jesus meine Zuversicht" durchschritten wir das Friedhofstor und geleiteten den Leichenzug auf dem sogenannten Wandelpfad rund um den Friedhof bis zum Grabe und fuhren mit dem Singen fort, bis der Sarg in die Gruft heruntergelassen war. Der Pastor sprach die Schriftworte. Darauf ergriffen ~~wir~~ vier ^{der} Träger die auf die Aushuberde zu je 2 kreuzweise aufgestellten Spaten und warfen die Erde in die Grube. Das harte Aufschlagen der Schollen auf den Sarg und das Schluchzen der Angehörigen taten mir anfangs weh, bis ich mich daran gewöhnt hatte. Unser Lied "Auferstehen, ja auferstehen wirst du", mag den Trauernden wohl Trost gegeben haben. Nach dem Gebet und Segenswunsch sangen wir noch den letzten Vers des Liedes und verließen nach einem stillen Gedenken ~~am Friedhof~~ sobald der Pastor fortging, den Friedhof.

Da die Gemeinden Gr.u.Kleinoldendorf sowie Bühren und Gr. u.Kleinsander keinen eigenen Friedhof hatten, wurden die Verstorbenen in Remels beerdigt. Vater wurde dann von dem Lehrer in Bühren bzw.Großoldendorf vertreten, und wir brauchten nur auf dem Friedhof

zu singen. Vater hielt seinen Unterricht. Sobald die Glocken das Eintreffen des Trauerzuges meldeten - meistens zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags - begaben wir uns mit Vater zum Eingang des Friedhofs und verrichteten unseren Dienst. Als Vergütung hatten die Angehörigen für das Leichensingen 1,50 M zu zahlen; für das Singen auf dem Friedhof konnte Vater 75 Pf einfordern. Nach einer 5jähr. Durchschnittsberechnung wurden für den Dienst bei Beerdigungen jährlich 36 M als Einkommen eingesetzt.

Die bis hierhin aufgeführten Obliegenheiten hatte der Küster als *custos adjunctus pastoris* (Gehülfe des Geistlichen) zu erfüllen. Es waren die sogenannten höheren Küsterdienste.

Nicht weniger mannigfaltig waren die sogenannten niederen Küsterdienste, die dem Lehrer und Küster als *custos templi* (Hüter des Gotteshauses) oblagen und die also auch Vater vertraglich übernehmen mußte. Die Kirche als Gebäude stand unter seiner persönlichen Aufsicht und er hatte vor allem für Ordnung und Reinlichkeit zu sorgen. Das wöchentliche Ausfegen des Ganges sowie das monatliche Reinigen des Gestühls besorgte unser Mädchen. Als auf Veranlassung von Pastor Brahm nach 1898 im Chor und Gang Kokosteppiche ausgelegt wurden, um den Widerhall in der Kirche zu dämpfen, brach dies eine Verminderung der Arbeit. Beim Generalscheuern zu Pfingsten und zum Erntedankfest habe ich oft den Arbeitsfrauen, die dazu bestellt wurden, gern zugeschaut. Die Kokosläufer wurden herausgeschafft, das Gewölbe und die Mauern mit einem Besen an einem langen Stiel abgestaubt, die Fenster wurden von außen und innen gereinigt und der Gang und das Gestühl sowie der Orgelboden naß aufgewischt.

Einmal im Jahr mußten auch die Messingkronen geputzt werden. Es geschah zu Pfingsten. Das Auseinandernehmen und Zusammensetzen der einzelnen Teile habe ich genau beobachtet. Die leergewordenen Putzpomadendosen waren für mich ein neues schönes Spielzeug.

Die Reinigung der Kirche mußte der Küster auf seine Kosten besorgen. Für das Waschen der Fenster, das sehr mühselig war, zahlte die Kirchenkasse eine außerordentliche Vergütung von 6 M 54 pf.

Nach dem Dienstvertrag war dem Küster ferner anheim gegeben, für eine gehörige gründliche Entlüftung der Kirche zu sorgen und bei trockenem Wetter die Fenster morgens zu öffnen und abends zu schließen. Mir ist in Erinnerung, daß es kaum geschah, da zu befürchten war, daß die alten schon brüchig gewordenen Fensterklappen nur schwer zu öffnen und noch schwerer wieder zu schließen waren.

Vor jedem Gottesdienst hatte der Küster die Kirche aufzuschließen und nach dem Gottesdienst zu verschließen.

Vater hatte als v..

Vater hatte als Küster auch die Aufsicht über den Kirchhof und den auf seinem Westteil stehenden alten Glockenturm zu übernehmen. Er hatte das Grabregister zu führen, und jede Beerdigung regelmäßig einzutragen. Dem Totengräber mußte er bei Beerdigungen die Grabstelle anweisen, auch darauf achten, daß der Totengräber nach der Beerdigung die Friedhofspforte wieder schloß und das Gerät und die Totenbahre an ihren Platz im Turm zurückbrachte. Das Totenlaken mußte in der Wohnung des Küsters aufbewahrt werden. Es wurde am Tage vor der Beerdigung von dem "Nöger", der einladen mußte, zum Sterbehaus mitgenommen und während der Beerdigung nach Schließen des Grabes von einem der Träger zurückgebracht und bei uns auf dem Schulboden aufgehängt. Als kleiner Junge sah ich es mir wohl mit scheuen Gefühlen an, wagte es aber nicht zu berühren.

Dem Küster stand auf dem Friedhof eine halbe Lagerstätte mit $3 \frac{1}{2}$ Gräbern zu. Sie lag nahe am Eingang zum neuen Turm, und zwei meiner Geschwister fanden dort ihre letzten Ruhestätten. Beim Tode meines Bruders, der als Säugling verstarb, war ich 5 Jahre alt, habe an ihn und auch an seine Beerdigung keine ^{reie} Erinnerung. Sie ist wahrscheinlich, wie es bei kleinen Kindern üblich war, abends in aller Stille erfolgt. Auch hat man mich wohl von allem ferngehalten. Die Gräber waren mir aber bekannt. Was ich gedacht habe, wenn ich sie als Kind manchmal sinnend betrachtete, weiß ich nicht. Eine zweite Lagerstätte war von dem Kirchenvorstand der Küsterei noch zugeteilt worden, die in der äußersten Nordostecke eines schmalen Friedhofsteiles zwischen Pastoreigarten und Ostertor lag. Vater nannte es die "Armsünderecke" und wünschte, dort niemals begraben zu werden.

Dem Küster stand die Grasnutzung auf dem Friedhof zu. Da in meiner Kinderzeit und auch noch später auf Grabpflege wenig Wert gelegt wurde, waren die Grabhügel bald mit Gras bewachsen. Dem Küster war anheimgegeben, "bei der Nutzung nicht gegen die Würde und Zierde des Friedhofs zu verstoßen und das Gras allenthalben gleichmäßig abzuschneiden." Diese Arbeit machte keiner sorgfältiger als unser Totengräber Marten Pott. Der Heuertrag erbrachte das Futter für unser Schaf. Die Nutzung wurde Vater mit 6 M angerechnet.

Wie schon erwähnt, unterstand dem Küster auch die Aufsicht über den Glockenturm und die Glocken. Er hatte täglich dreimal die Betglocke zu ziehen, morgens um 8 Uhr, mittags um 12 Uhr und nachmittags um 4 Uhr. Nur in den Ferien achtete Vater genau darauf, daß das "Anschlagen", wie wir es nannten, pünktlich geschah und nicht versäumt wurde. Da hat er auch manchmal selbst im neuen Turm den

Glockenstrang gezogen, der bis nach unten herniederhing. Beim Anziehen schlug der Knöppel, an welchem er befestigt war, gegen den Rand der Glocke und ließ einen weithin klingenden Ton erschallen. Während der Schulzeit besorgten die größeren Schuljungen mit großem Vergnügen das Anschlagen. Sobald die Turmuhr die betreffende volle Stunde anzeigte, eilten zwei Jungen hinaus und zogen nach dem Stundenschlag die Betglocke, um 8 Hr 7 mal, um 12 Uhr 11 mal und um 4 Uhr 3 mal mit jeweils einem Doppelschlag am Schluß, so daß sie zwischen den einzelnen Schlägen warteten, bis der Glockenton verklungen war. Wie oft haben mein Bruder und ich das Anschlagen besorgt, als unsere Kräfte dazu ausreichten. Hatten wir es einmal versäumt, gab es vom Vater eine ernstliche Vermahnung. Dem Bauern und Arbeiter auf dem Felde gab das Schlagen der Betglocke die Uhr Zeit an. Ob noch jemand nach alter Sitte in der Arbeit inne hielt, die Mütze absetzte und in stiller Besinnung ein Gebet sprach, ist mir nicht bekannt geworden. Später ist nach Einführung des elektrischen Läutewerks anstelle des Anschlagen zu denselben Zeiten das Läuten der kleineren Glocke getreten. Der ursprüngliche Sinn dieser Sitte ist wohl heute kaum noch einem Gemeindegliede bekannt.

Als Küster hatte Vater zu allen Gottesdiensten das Läuten einer Glocke zu besorgen. Auch diesen Dienst hatte er dem Totengräber Marten Pott übertragen. Am Abend vor den Sonn- und Festtagen erklang vom Turm die Feierabendglocke. Am Sonntagmorgen begann Marten ohne seinen Läutedienst um 7 Uhr mit dem Beiern, ein alter Brauch, der weithin in Ostfriesland üblich war. Er stieg zu den Glocken hinauf, nahm das untere Ende des Klöppels in die Hand, schlug ihn bald leiser bald lauter gegen den Glockenrand versuchte, eine wenn auch eintönige jedoch verschieden rythmische Melodie erklingen zu lassen, die in ihren drei Teilen immer mit drei kräftigen Schlägen abschloß. Wie oft und gern habe ich diesen Tönen gelauscht. Für mich war sie immer eine liebe Musik, die den Sonntag einleitete und uns im Hause aus dem Schlaf erweckte. Geläutet wurde weiterhin jeweils 10 Minuten lang um 8 und 9 Uhr mit einer Glocke, zu Beginn der Gottesdienste mit 2 Glocken. Für Besorgung des Läutens wurde Vater in seinem Diensteinkommen mit 50 M belastete. War jemand in der Kirchengemeinde gestorben, so wurde der Tote am darauffolgenden Mittag um 1/2 1 Uhr verläutet und dadurch den Gemeindegliedern der Sterbefall angekündigt. Der Küster hatte für die Ausführung des Verläutens zu sorgen und erhielt als Gebühr 1,50 M, bzw. 75 Pf bei einem verstorbenen Kind. Oft habe ich die Läuter bestellt und ihnen den Schlüssel und nach dem Läuten ihren Anteil von 1 M bzw. 50 Pf ausgehändigt. Für

ordnungsmäßige Ausführung des Läutens, ja sogar für das Ölen der Glocken hatte der Küster zu sorgen. Für das benötigte Öl wurden ihm jährlich aus der Kirchenkasse 15 M vergütet.

Am Schlusse jeden Monats hatte der Küster laut Vertrag die Übertragung der Kirchenbücher (Geburts-, Trauungs- und Sterberegister) in das Nebenbuch vorzunehmen (zu übertragen[?]). Vater machte diese Arbeit, die recht mühevoll war, nach Abschluß jeden Jahres. Ich habe immer die dicken und großen Bücher angestaunt. Vater fiel immer ein Stein vom Herzen, wenn er diese langwierige Abschreibearbeit einmal wieder erledigt hatte.

Ein erheblicher Teil des Küstereinkommens bestand in Naturalien, deren Abholung mit mancherlei Mühe verbunden war. Die beiden Mühlen in Remels und Bühren hatten vormals der Kirche gehört. In dem Kaufvertrag hatte die Kirche sich besondere Rechte vorbehalten. Der Müller in Bühren hatte dem Küster jährlich $\frac{3}{4}$ Tonnen Roggen zu liefern, die ihm zu 72 M im Dienstanschlag angerechnet wurden. Auf beiden Mühlen hatte der Küster maffreies Mahlen, in Remels dazu Herstellung von Graupen und das Schlagen von Öl ohne Vergütung. Ob Vater bei der Eierlieferung zu Ostern, angerechnet mit 22 M auf seine Kosten kam, erscheint mir sehr fraglich. Sie mußten selbst in den einzelnen 9 Dörfern außer Remels bei den Bauern eingesammelt werden, 2 - 5 Eier von jeder Familie und sollten einen Ertrag von 600-700 Stck erbringen, mußten dann auch natürlich bald abgesetzt werden. Nur einmal kann ich mich an diese Sammlung erinnern. Ich ging noch nicht zur Schule. Unser Mädchen hatte mich mit nach Bühren genommen. In einem alten Bauernhaus - es muß bei Lünken gewesen sein - setzte mich die freundliche Mutter des Hauses in einen Stuhl am Herdfeuer und gab mir ein Stück Stuten mit Zucker, das mir herrlich schmeckte. Im Hause sah ich nachher zwei große Stutenkörbe, bis zum Rand mit Eiern gefüllt. Es war wohl das letzte Mal, daß diese Sammlung durchgeführt wurde. Es lohnte nicht die Mühe, lagen doch die Dörfer bis zu 5 km vom Kirchdorf entfernt, und alle Wege mußten zu Fuß gemacht werden. Das Absetzen der Eier machte weitere Schwierigkeiten und erbrachte nicht viel, da damals die Preise vor allem zu Ostern sehr niedrig waren, meist 3-4 Pf das Stück. Vater wird auf diesen Teil der Einkünfte freiwillig verzichtet haben. Wichtiger war im Herbst die Flachslieferung bzw. Zahlung der sogen. Michaelisgebühren, die jeder Haushalt aufbringen mußte. Der Besitzer einer Stelle hatte $\frac{1}{2}$ Bund Flachs zu liefern, $1 \frac{1}{4}$ Pf. schwer oder 75 pf. zu zahlen, das erbrachte für den Küster 270 halbe Bunde Flachs, angerechnet 65 Pf je Bund mit 170 M. Die 300 Kolonisten zahlten je 38 Pf, was - einige davon nie-

niedergeschlagen - 100 M erbrachte. Der Termin der Zahlung der Michaelisgebühren fiel immer in die Herbstferien. Er wurde an dem vorhergehenden Sonntag von der Kanzel aus bekanntgegeben und der Beginn durch dreimal drei Glockenschläge angekündigt. In der Pastorei wurden die doppelten Gebühren gehoben. Der Küster hatte eine halbe Tonne Bier zu spenden. Vater saß an dem Nachmittag an einem Tisch in der Schule, neben sich auf einem Stuhl das angezapfte Bierfaß. Natürlich fehlte auch hier nicht die lange Pfeife. Der Ansturm war nicht groß. Jedem, der seinen Verpflichtungen nachkam, wurde ein Henkelglas mit dem leichten oldenburgischen Braumbier gespendet. Auch wir Jungen, die wir das Einschenken besorgten, durften in Ruhe davon trinken, doch schmeckte es mir nicht, es war mir zu sauer. Besser war es schon, wenn uns die Mutter eine mit Sirup gesüßte Biersuppe kochte. Ich kann mich nicht entsinnen, daß um 1900 noch Flachs von den Bauern geliefert wurde, weiß auch nicht, daß ich hier im Kirchspiel noch ein Flachsfeld gesehen hätte. Alte Leute wußten von der Flachszubereitung noch zu erzählen. In den ersten Jahren seines Hierseins muß Vater noch etwas Flachs gebracht worden sein. Als kleiner Junge fand ich ein paar Bündel unter den Dachpfannen auf dem Hausboden. Es hatte sich wohl nicht gelohnt, ihn zu verkaufen. Uns Jungen kam weiterhin der Flachs gut zustatten, wenn wir uns aus Holunderstöcken Knackbüchsen und Spritzen (Schitterbürßen) machten. Ein Stock wurde zu einem Stempel so lang und dünn geschnitzt, bis er genau in das Holunderrohr paßte. Ein wenig Flachs wurde im Mund gekaut und um einen Propfen geformt und vorne fest in das Rohr gepreßt, um es luftdicht zu verschließen, ein zweiter ebenso hinten in die Büchse gedrückt und dann mit dem Stempel nach vorne gestoßen. Durch die zusammengepreßte Luft flog der vordere Propfen mit einem Knall heraus, wurde aber mit der linken Hand aufgefangen, um nun als zweiter Propfen zu dienen. Nur wenige Jungen waren Meister in diesem Spiel. Bei der Schitterbürse wurde das Rohr vorne mit einem durchlöcherten Holzpropfen geschlossen und der Stempel vorne mit Flachs unwickelt. Beim Zurückziehen wurde das Wasser ins Rohr gesogen und dann mit einem Druck durch die Öffnung gespritzt, am liebsten einem anderen ins Gesicht. Nicht immer wollte das Werk gelingen, meinem Bruder besser als mir.

Es steht mir schwach in Erinnerung, daß Vater doch einmal dem Postwagen einige Bunde Flachs mitgab wahrscheinlich nach dem Flecken Detern, um sie dort zu verkaufen. Die Michaelisabgaben wurden um die Jahrhundertwende nur noch in Geld abgegolten. Viele kümmerten sich auch bald nicht mehr um den angesetzten Termin. Vater mußte nun sehr

Geld zu erhalten, immer noch eine lange Liste der noch ausstehenden Beträge aufstellen und sie durch Martensohn mit ^{der ihm für seine Arbeit zukam} einem Zuschlag von 10 Pf aufholen lassen. Trotzdem kamen manche Beträge nicht ein, mußten, wenn sie auch klein waren, gestundet und schließlich niedergeschlagen werden. Für Vater bedeutete dies eine Schmälerung seines Einkommens.

Wie weit der Küster in seinem Dienst verpflichtet und letzten Endes in einer Weise von dem Wohlwollen des Pastoren bzw. des Kirchenvorstandes abhängig war, mag der letzte Absatz des Dienstvertrages zeigen, den ich hier wörtlich bringe: "Wir behalten uns das Recht vor, jederzeit auf begründeten Antrag des Kirchenvorstandes Abänderungen dieser Ordnung vorzunehmen, welchen der Küster dann sofort unterworfen ist. Übrigens wird erwartet, daß derselbe in allen zweifelhaften Fällen über das, was er zu thun habe, von dem Pastor bzw. Kirchenvorstand sich Anweisung holen, auch sonst billige Wünsche und Weisungen derselben stets befolgen wird."

Vater waren die niederen Küsterdienste ^{weiterhin} eine große Last und ein Ärgernis. Er war einer der ersten ostfriesischen Lehrer, der nach dem ersten Weltkrieg 1918 mit Aufhebung der Ortsschulinspektion die Auflösung der vereinigten Lehrer-, Küster- und Organistenstelle beantragte. Er atmete auf, als er von den niederen Küsterdiensten befreit wurde und nun mit dem Kirchenvorstand als Organist einen neuen Vertrag schließen konnte.

VII Erste Kindheitserinnerungen.

Aus meinen ersten Kinderjahren gibt es in unserem Familienalbum von mir drei Aufnahmen, in denen ich mich meinen Nachkommen und Anverwandten vorstellen kann. Die erste muß im Frühjahr 1893 gemacht worden sein auf dem Kirchplatz vor unserem sogenannten "Kleinen Garten", ein vom großen Pastoreigarten durch Buschwerk abgetrenntes Dreieck, das seinerzeit beim Neubau der Pastorei dem Küster überlassen wurde. Im Hintergrund der Aufnahme ist rechts noch ein Ständer der hölzernen Friedhofspforte zu sehen, die einige Jahre später durch eine eiserne mit Steinpfeilern ersetzt wurde. Mutter hält ihren Erstling auf dem Schoß. Sie hat ihm sein bestes, reichbesticktes Kleidchen angezogen, verziert mit einem Spitzenkragen. Ich muß mich wohl ganz ruhig verhalten haben, nichts ist undeutlich verzerrt. Aufmerksam betrachte ich den Onkel mit dem seltsamen Ding, habe mich aber wohl gerade äußern wollen, das Züngelchen kam schon hervor aus dem Mündchen, und es wurde nun für immer im Bilde festgehalten. Mutter

hat ihr vornehm, dunkles Kleid angezogen und ihr Haar in einem Krönchen auf den Kopf gelegt. Ihr Blick ist freundlich, ihre Kleidung nach damaliger ländlicher Mode läßt ihr jugendliches Alter nicht erraten. Vater hat die rechte Hand seiner Frau auf die Schulter gelegt, als wolle er zeigen, daß Weib und Kind unter seinem Schutze stehn. Dunkel ist Haar und Bart, dunkel sind seine Augen. In ihnen liegt ein wenig Stolz und Gutmütigkeit. In der Linken hält er die lange Pfeife, die im Hause nur dann unbenutzt in der Ecke stand, wenn Vater sich einmal nicht wohl fühlte. Sie war sogar sein ständiger Begleiter, wenn er durchs Dorf ging oder bei nichtamtlicher Tätigkeit mit Freunden zusammenkam.

Ein zweites Foto zeigt mich schon in kurzer Hose und Jäckchen, letzteres mit doppelter Knopfreihe, breitem Einsatz und mit hellen Bändern verziertem weit herabhängendem Kragen, dazu um den Hals eine weiße Spitzenkrause. Das Haar ist sorgfältig gescheitelt, das volle runde Gesicht von dunkle/n Locken umrahmt. Vor mir liegt mein treuer Begleiter und Schützer Max, ein weiß braun gefleckter Schäferhund. Ich halte mit der linken Hand die Deichsel des Knechtens, der so groß war, daß er mich selbst tragen konnte. Ob es mein erstes Weihnachtsgeschenk war, daß mich bewußt erfreuen konnte, ich weiß es nicht. Ich war damals 2 bis 3 Jahre alt und kann mich auch an Max nicht mehr erinnern, weiß auch nicht, wo er geblieben ist. Mutter wollte, wie sie mir später erzählte, einen solch großen Hund nicht wieder haben, da man an seiner Stelle ein Schwein füttern könnte. Sie mußte praktisch denken, da sie bei dem damaligen schmalen Einkommen eines Lehrers sparsam wirtschaften mußte. Doch sie hatte Tiere gern, und wir bekamen nun einen weißen Hops, und er bekam, dick und rund wie er war, den Namen Polly. Doch er war treu und anhänglich, begleitete mich lange Jahre auf meinen Gängen durchs Dorf und in die Feldmark. Als er alt und schwach später beseitigt werden mußte - man hatte es mir verschwiegen - gaben meine Kameraden und ich ihm ein ehrenvolles Begräbnis in den Sandkuhlen beim Schützenplatz und schmückten sein Grab mit Feldblumen. Doch bald war er vergessen.

Auf einer dritten Aufnahme stehe ich angelehnt an meinen Vater inmitten meiner Schulklasse, die er im Winterhalbjahr 1894/95 unterrichtete, eine Gruppe von 34 Knaben und 31 Mädchen, also 65 Kinder, und ich als 66. Kind kam hinzu, gehörte ich doch mit zu dieser Schar, vor allem zu den großen Mädchen, die in den Pausen gern mit mir spielten und mich hin und wieder mit in den Unterricht nahmen, als ich etwas älter war. Ich muß mich wohl ganz ruhig verhalten haben, sonst hätte Vater den Wünschen der Mädchen nicht nachgegeben. Gern

sah ich auch in der Pause ihren Reigenspielen zu, und oft wurde ich mit in den Kreis genommen. Das Lied von dem Mariechen, das auf einem Stein saß, ihr goldenes Haar kämte, mochte ich immer wieder gerne hören, wenn diese Moritat auch schaurig endete. Das Lied hat sich mir tief eingeprägt, so daß ich bis heute Text und Melodie nicht vergaß.

Einmal muß ich die Mädchen bei ihrem Spiel sehr gestört und geärgert haben. Ich weiß es noch genau, wie mein Vater, der mich wohl beobachtet hatte, mich plötzlich rief und mich mit in die leere Schulklasse nahm. Das war ein schwerer Gang, denn ich wußte, dort lag auf dem Pult der Stock. Vater nahm ihn auch wirklich in die Hand, zog mir die Hose stramm und strafte mich unter ernstlicher Ermahnung. Ich muß in Zukunft wohl immer recht folgsam und ordentlich gewesen sein. Es ist mir nicht erinnerlich, daß der Stock noch wieder einmal gebraucht werden mußte. Ein strenger Blick oder ein mahnendes Wort genügten bei mir, wie Mutter erzählte, bin ich immer ein ruhiges leicht zufriedenes Kind gewesen. Als Erstgeborenen und drei Jahre lang einziges Kind und Enkelkind mütterlicherseits war ich - wie konnte es anders sein - aller Stolz und Liebling. Jeder hatte für mich einen besonderen Kosenamen erdacht. Infolge laufender Überprüfung, ob ich sie auch behielt, hatte sich schließlich die ganze Reihe meinem Gedächtnis eingeprägt, und auf die Frage: Wer bist du? gab ich prompt die Antwort: Didi Lüki, ~~Papas Kerli~~, Mamas Küki, Omas Titi, Onkels Baas, Pappas Kerli. Mit dem Onkel war der 2. Lehrer, Onkel Baumann gemeint, der mich besonders liebte. Er war viel bei uns im Hause und hat mir wohl manche Freude bereitet. Hin und wieder durfte ich mit ihm in die Schule gehn. Ich saß dann bei ihm an der Seite des Podiums vom Pult und horchte auf, wenn die Kleinen ihre Lieder sangen. Für Melodien hatte ich schon frühzeitig ein gutes Gedächtnis. Es fiel Vater auf, daß ich gern und oft beim Spielen vor mich hinsang, selbst die Lieder, die die Oberstufe gelernt hatte. So kam er wohl dazu, als ^{ich} 2 1/2 Jahre ^{alt} war, einmal festzustellen, wieviel Melodien von Liedern ich wohl kannte. Es waren über 40, die ich, wenn er den Anfang vorsang, ihm nachsingen und vollenden konnte. Auch Mutter sang gern bei der Arbeit, und so habe ich auch von ihr manches Liedchen gelernt. Mit dem Lied "Schle Herzenssöhnchen" hat sie mich und später meine Geschwister oft in den Schlaf gesungen, nachdem ich mein kurzes Nachtgebet gesprochen hatte. Ich schlief in den ersten Jahren im Schlafzimmer der Eltern, kann mich aber kaum daran erinnern. Ich hatte meine eigenen Kinder-

Kinderbettstelle, die sich weiterhin auf die Geschwister vererbte. Als ich die Masern bekam, war ich wohl schon etwas älter. Ich weiß noch, daß die Mutter das einzige Fenster im Schlafraum mit einer Decke verhängt hatte, um das Licht abzublenden. Bald hatte ich die Krise überstanden, und ich fing an, im Bett aus den Kissen ein Sofa zu bauen und mit meinem 3 Jahre jüngeren Bruder zu spielen. Er war am 28. März 1895 geboren worden. Eine Tochter, Jabine Amalie Helene, benannt nach der Großmutter und nach der Schwester des Großvaters mütterlicherseits, war im Januar 1894 geboren, starb aber bereits nach 3 Wochen an einer Brustentzündung. In der Namensgebung für die Kinder war es Mode geworden, statt der ostfriesischen Namen der Paten hochdeutsche zu wählen. Sie galten wohl als feiner. So erhielt ich, benannt nach meinem Großvater Dirk, den Vornamen Dietrich, und bei meinem Bruder wurde statt Ulfert der Name Alfred gewählt. Mutters Vater, der Pate war, hat das durchaus nicht gepaßt und er wurde darüber so böse, daß er zur Taufe des nach ihm benannten Jungen nicht erschien. Ja, auch die Zwischennamen wurden bei ihm verdeutschert, und statt Bernd und Arend nun Bernhard und Arnold genommen. Als mein Bruder sich als Maler in Düsseldorf ausbilden ließ, hat er sich Ulfert genannt und nennen lassen, und es ist dabei geblieben. Meine Eltern wollten auch durchaus durchsetzen, daß wir im Hause hochdeutsch sprachen. Es ist ihnen nicht gelungen. Als mein Bruder Ulfert 2 Jahre alt war, hat er sich eines Tages strikte geweigert und auch im Hause nur plattdeutsch gesprochen. So kam dann auch ich dazu, mit meinen Eltern, die unter sich miteinander plattdeutsch sprachen, bald zum plattdeutschen Überzugehn, da wir es auch im Umgang mit andern Kindern und auch im Dorf es gar nicht anders kannten. Ein paar plattdeutsche Kinderreise sind mir aus der frühen Kinderzeit in Erinnerung geblieben, wenn ich mir auch die Umstände, unter denen sie gesprochen wurden, nachträglich hinzudenken muß. Auf den Knien zu reiten, macht auch den Kleinsten schon Freude. Da hieß es denn:

Hutjepeerd na Höhlen to,
frett ja nix as Hafer un Stroh,
Hafer un Stroh ~~an Draff, Draff~~ Kaff, Kaff, Kaff
do löpt mien Peerd in Draff, Draff, Draff

und mit dem Spruch steigerte sich die Schnelligkeit des Reitens.
Oder weiter, ein Hin und Herschwenken des Körpers mit den Worten

Bim, ban, beier,
Köster mag kien Eier.
Wat mag he dann?
Speck ind' Pann!
O de lecker Köstersmann.

still auf dem Schoß sitzend, habe auch ^{ich} sicher mit großer Spannung und freudigen Erwarten das mit zwei Fingern angedeutete Herausstappen der Maus verfolgt, die mich fassen wollte:

Dor kweem een Muus anstappen

de kreeg unã Didibi de Lapp,Lapp,Lappen

Immerzu mußte das Spiel wohl wiederholt werden. So habe ich's später von meinen Kindern erfahren, wenn ich ihnen die alten Reime sagte.

Als ich 5 Jahre alt war, wurden meinen Eltern Zwillinge geschenkt. Die Jungen waren so zart, daß der eine Rudolf Friedrich mit Namen, trotz sorgfältigster Pflege nach 4 Monaten starb. Mein Bruder Johann Gerhard, der schwächere von beiden, bekam die englische Krankheit, blieb aber am Leben. Er entwickelte sich sehr langsam und lernte erst mit 3 Jahren das Gehen. Er ist später nie ernstlich krank gewesen. Es muß 1898 gewesen sein, als ich plötzlich nachts mit einem trocknen Brüllhusten aufwachte und Vater sich rasch anzog und zum Arzt ging. Dieser stellte Croup fest, und ich wurde mit meinem Bruder Alfred zusammen isoliert. Ich muß die Krankheit wohl bald überstanden haben, vergnügte mich mit einem Kegelspiel und öffnete hin und wieder die Tür zur Wohnstube, da mir das Absperrtsein bald nicht mehr behagte. Um meinen Bruder haben die Eltern mehr Sorge gehabt. Ich sehe noch, wie Vater ihn auf dem Schoß hatte und er bei einem Hustenanfall an dem Schleim beinahe zu ersticken drohte. Ein Lehrer aus dem Nachbardorf hatte kurz vor unserer Erkrankung an einem Tage zwei Kinder verloren.

Daß ich im September 1899 noch noch ein Schwesterchen bekam, hat mich anscheinend nicht sehr beeindruckt. Man zeigte es mir, als es feingebündelt in dem großrädrigen Kinderwagen lag. Nur daran kann ich mich noch erinnern. Ein Jahr später habe ich sie einmal ausgefahren und vor der Schule am unebenen Rand des Friedhofs den Wagen umgekippt. Doch es ging alles gut, das kleine Mädchen fiel in die Kissen. Im übrigen sind wir Brüder, soviel ich weiß, zu unserer einzigen Schwester immer recht nett gewesen. Sie war das Müttjeste nu Leewste.

Welches meine erste klare Erinnerung war, kann ich nicht genau sagen. Ich werde drei Jahre gewesen sein, als ich nachts plötzlich erwachte - man hatte mich, wohl nur vorübergehend, in der kleinen Kammer neben der Küche hingepackt - und weinend nach meiner Mutter schrie. Vielleicht hatte mich ein Traum erschreckt, vielleicht das laute Horn des Nachtwächters mich aufgeweckt, der damals noch von 10 Uhr abend bis 4 Uhr morgens stündlich durchs Dorf seine Runde machte, vielleicht war es auch das plötzliche Bewußtwerden der

fremden Umgebung weit ab von den Eltern, das mich ängstete. Doch die Mutter kam bald, nahm meine Hand, beruhigte mich, und ich schlief bald wieder ein.

Ein anderes Erlebnis aus derselben Zeit hat sich meinem Gedächtnis noch tiefer eingeprägt. Am ~~inständigsten~~ helllichten Tage ertönte plötzlich die Brandglocke, ein regelmäßiges Anschlagen nahezu ohne Aufhören, das die Leute zu Hilfe rief. Es brannte im Dorf. Ob es mir schon bewußt war, was das Anschlagen der Glocke bedeutete, ob mich schon ein Gefühl des Grausens überkam - eine große Angst überfiel mich und - und in der Stube allein gelassen, versteckte ich mich in der äußersten Ecke zwischen Vaters Schreibtisch und Fenster und wagte mich nicht hervor. Da geschah es, daß plötzlich die Stubentür geöffnet wurde und Vater hereinkam, um mich zu holen. Mein Blick fiel durch die Stubentür, die gegenüberliegende Tür zur Diele und über die Diele hin durchs Scheunentor gerade in die Richtung zur Brandstätte und eine dicke Rauchwolke jagde mir einen gewaltigen Schrecken ein. Ich wandte mich schreiend ab, kroch noch weiter in meine Ecke und noch so viele freundliche beruhigende Worte meines Vaters vermochten mich nicht zu bewegen, mit ihm zu gehn. Erst als er mir nach einiger Zeit versicherte, daß nunmehr von dem Brennen des Hauses nichts mehr zu sehen sei, ging ich an seiner Hand mit ihm nach draußen. Das wollte Vater mir zeigen:

Männer und Frauen des Dorfes standen in einer langen Reihe von der Brandstätte her bis zu unsrer Pumpe auf dem Schulhof, und viele Eimer gingen von Hand zu Hand. Der Brunnen gab genügend Wasser her, um das noch schwelende Feuer zu löschen. Dieses Bild hat sich mir tief eingeprägt und es trat mir später immer wieder vor Augen, wenn ich im Lesebuch die "Feuersbrunst" aus Schillers Glocke las. Das Töten der Brandglocke klang mir immer noch lange Jahre hindurch schaurig in den Ohren, vor allem nachts. Es war kein Wunder, daß uns Kinder immer eine große Angst überkam, wenn nachts wir durch starkes Klopfen ans Fenster und mit dem Rufe "is Brand" aus dem Schlaf aufgeschreckt wurden. Wir mußten den Schlüssel zum Turm heraufgeben und ich horchte dann auf die schnell dahineilenden Schritte, bis die Brandglocke erklang und war nicht leicht wieder zu beruhigen.

An meinen ersten Kirchgang kann ich mich nur schwach erinnern. Es muß 1895 gewesen sein, als ich 3 Jahre alt war. Unser Mädchen nahm mich am Heiligabend mit zum Gottesdienst. An ihrer Hand durchschritten wir im hellerleuchteten Gotteshaus den breiten Mittelgang, und ich sah auf dem Taufstein, an welchem wir vorbeigingen, den hohen strahlenden Weihnachtsbaum. Das ist der einzige Eindruck, der

sich mir einprägte und für alles andere, das doch auch neu war, in meinem kleinen Kopf keinen Platz mehr ließ.

Bald nachdem Vater nach Remels kam, äußerten Mehrere Männer des Ortes den Wunsch, auch hier die Sangeskunst zu pflegen. Sie gründeten einen Männergesangverein, der den Namen "Eintracht" erhielt. Vater übernahm die Leitung. Wenn er auch nicht viele Mitglieder hatte, so waren doch alle mit Freudigkeit bei der Sache. Alljährlich im Winter wurde im Wenkeschen Saale ein Familienfest gefeiert, zu die Gäste geladen wurden, die sich an den vertrauten Melodien der alten Volkslieder erfreuten. Für die Musik stellte Vater unser Klavier zur Verfügung. Es wurde am Abend vorher von handfesten Männern herübergeschafft. Das war das Einzige, was mir von dem Gesangsverein fest bewußt wurde. Damit die Männer ihren Frauen auch eine besondere Freude bieten konnten, wurde im Spätsommer eine gemeinsamer "Ausflug" unternommen. Zweimal durfte auch ich mit dabei sein. Ich war 4 bzw. 5 Jahre alt. Große Unternehmungen konnten nicht unter den damaligen Verhältnissen von einem abgeschlossenen Dorf aus gemacht werden. Man war in seinen Ansprüchen bescheiden. Was gab es wohl Schöneres als eine Schiffsfahrt! Beim Schleusenwärter Ammermann lag auf dem Kanal eine große, breite Punte. Sie war zwar leer, doch war es einfach, aus Planken und Kisten Sitzbänke herzurichten, so fanden alle Teilnehmer leicht Platz. Das Ziel war ~~Neudorf~~ die etwa 5 1/2 km entfernte Moorkolonie Neudorf, wo der Nordgeorgsfehnkanal endete und vor dem unwegsamen Hochmoor für die Lengener die Welt nach Norden hin aufhörte. Vor die Punte wurde ein Pferd gespannt, das auf dem Treckpadd, gelenkt von seinem Reiter, gemächlich das Fahrzeug zog. Bei dem sonnigen Wetter war es für mich eine Freude, so langsam dahinzugleiten. Wenn wir unter einer der hohen Holzbrücken durchfuhren, beobachtete ich mit Interesse, wie das lange Tau zum Ufer hin von der Punte abgehakt und dem Pferdeführer zugeworfen wurde - das "Schiff" fuhr langsam unter der Brücke durch - und dieser darauf das aufgenommene Tau mit sicherem Schwung einem der Männer zurückwarf, der es rasch wieder einhakte. So geschah es dreimal, bis wir endlich unser Ziel erreichten. Die Punte legte an. Die Männer begaben sich in die Wirtschaft, um ihren Durst zu stillen. Die Kinder blieben mit ihren Müttern am Ufer. Bald wurde uns die Zeit etwas lang. Den Müttern tat es leid, daß sie ihren Kindern nicht etwas Süßes bieten konnten, bis eine ortskundige Frau auf den Gedanken kam, bei einem nahegelegenen Höker, trotzdem es Sonntag war, etwas für die Kinder aufzutun. Es gelang ihr. Sie brachte eine Tüte mit getrockneten Pflaumen mit, etwas anderes war nicht aufzutreiben. Uns haben sie gut ge-

geschmeckt, wenn die Zuteilung auch gering war. An die Rückfahrt kann ich mich nicht mehr erinnern.

Das Ziel des zweiten Ausflugs, von dem ich noch weiß, war der alte Klosterbusch Oldehave bei Firrel. Auf einem Bauernwagen zu fahren, war schon ein Vergnügen, wenn es auch nur langsam durch den manchmal tiefen Sand voranging. Nach langen Jahren fand ich den mitten im Waldesgrün freien nicht sehr großen Platz wieder, wo wir uns gelagert hatten. Der Vereinswirt hatte für die Männer für einen frischen Trunk gesorgt, die Frauen stärkten sich an ihrem Mitbringsel. Ich war, so glaube ich, das einzige Kind, das mitgekommen war. Ich erinnere mich noch genau daran, daß eine der Frauen darauf aufmerksam machte, wie gut die dort vorhandene Lauberde für das Wachstum der Blumen sei. Daraufhin nahmen alle, auch meine Mutter, von der kostbaren Erde reichlich mit in ihren Beuteln. Bei der Rückfahrt war es inzwischen schon dunkel geworden. Ich entsinne mich, daß wir an einer Stelle - es war wohl bei einer Wirtschaft - lange hielten und auf die Weiterfahrt warteten. Wahrscheinlich hat man mich nachher schlafend ins Haus getragen.

Am 9. März 1897, dem 100. Geburtstag des 1888 verstorbenen Kaiser Wilhelm I., fanden an vielen Orten des Deutschen Reiches Gedenkfeiern statt, so auch in Remels. Unter Beteiligung der Gemeinde, des Krieger- und des Uplengener Schützenvereins und der Schule wurde hier auf einem dreieckigen Platz der Kreuzung der Dorfstraßen eine junge, schlanke Eiche gepflanzt. Ich ging mit den größeren Schulkindern und kann mich noch lebhaft an die Feierlichkeit erinnern. Die Vereine in ihren Uniformen und mit ihren Fahnen beeindruckten mich sehr. Die Schulkinder sangen ihre Lieder und Vater hielt die Festrede. Lange habe ich darüber nachdenken müssen, warum man, bevor der Baum gepflanzt wurde, in die ausgehobene Grube eine Tüte voll Reis streute. Die Kaiser-Wilhelm-Eiche ist gut gewachsen und ist eine Zierde des Dorfes geworden.

1897/98 wurde der neue Turm gebaut. Wenn auch die Ausführung des Baues in unmittelbarer Nähe erfolgte, so sind bei mir doch nur wenige Erinnerungen daran haften geblieben. Die Baugrube wurde unmittelbar an der Westseite der Kirche ausgehoben. Da es ein Teil des Friedhofs war, war es notwendig, die dort liegenden Gräber wieder aufzugraben. Die pietätlos zusammengeworfenen Totengebeine und -schädel habe ich liegen sehen, doch empfand ich kein Gefühl des Grauens, hatte ich doch oft schon dem Totengräber bei seiner Arbeit zugehört, wenn er in den alten Familiengrabstellen einem Verstorbenen seine letzte Ruhestätte bereitete und die dabei zutage tretenden

Überreste der Vorfahren sorgfältig wieder im Untergrund der Grube versenkte. Da man für das Turmfundament lange keinen festen Untergrund finden konnte, mußte sehr tief ausgeschachtet werden. Ich habe schauernd an der Hand des Vaters am Rand gestanden und in die Tiefe gesehen. Als die Grundmauern die Höhe des Erdbodens erreicht hatten, wurde das Viereck zwischen ihnen mit einer Wölbung nach unten fest zugemauert. Es war mir verboten, die Baustelle zu betreten. Aber an einem Sonntag, als wir einen Jungen zu Besuch hatten und ich mit ihm zur noch freiliegenden Baustelle ging, reizte es uns, die flache Wandung der Wölbung hinauf- und hinunter zu laufen. Ich weiß es noch, daß es uns Freude machte. Gern und oft sah ich auch den Zimmerleuten zu, die auf der nahegelegenen Gemeindefläche Balken sägten, sie behielten und für die Turmspitze zusammenpaßten. Noch lieber war ich zwischendurch bei dem Orgelbauer in der Kirche. Die Orgel, die bis 1897 im Chorraum über dem Altar stand, wurde nach Westen hin verlegt, und mußte in ihren Teilen ganz auseinander genommen werden. Ich staunte über die Größe der Pfeifen, noch mehr, wie der Onkel Bruns, der mich gern bei sich hatte, ihnen durch Versilberung einen neuen Glanz verlieh.

Als die beiden Glocken vom alten Glockenhaus zum neuen Turm befördert werden mußten, waren alle Schulkinder mitbeteiligt und mit Freude dabei, ich mitten zwischen ihnen. Man hatte die Glocken auf Schlittenkufen gestellt, und an einem langen Tau zogen die Kinder sie auf dem kürzesten Wege quer über die Grasfläche des Friedhofs. Ich faßte feste mit an und bildete mir ein, als es unter dem Zuruf der Männer voranging, mein gutes Teil ^{mit} dazu beigetragen zu haben. Ich weiß es noch, daß Vater sehr böse war, als der Schlitten auch über unsere beiden Kindergräber hinwegging.

Von einem schweren Unfall, der sich beim Turmbau ereignete, weiß ich nur durch Erzählung meines Vaters. Es geschah an einem ~~Sonntag~~ Sonntag. Am Sonnabend hatte der Baumeister, um das Besteigen des Turmes zu verhindern, die langen Leitern zum 2. Stock seitlich hochgekippt und oben vernageln lassen. Er holte Vater als Zeugen heran um festzustellen, daß alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen worden seien. Junge Leute waren in ihrem Übermut trotzdem an der Leiter hochgeklettert, und einer von ihnen stürzte aus circa 2 m Höhe in die Tiefe und wurde schwerverletzt durch den Heckenweg nach Hause getragen. Er mußte seinen Leichtsin, erst 17 Jahre alt, mit dem Leben bezahlen. Da ich zu der Zeit bei meinen Großeltern in Westerholt war, bin ich davor bewahrt geblieben, unmittelbarer Zeuge dieses Ereignisses zu sein, das alle im Dorf vor allem auch meine Eltern sehr

Eltern sehr erschütterte.

Der Architekt und der Baumeister des Turmbaues waren oft Gäste meines Vaters. An sie kann ich mich kaum erinnern, meine aber, daß der Baumeister Busker aus Loga einen starken Vollbart trug. Von dem weiteren Verlauf des Turmbaues fehlen mir bestimmte Erinnerungen.

VIII Mein Schuleintritt

Im 1. u. 2. Schuljahr

Von jeher hatte die Schule Remels, wie wohl auch manch andere in Ostfriesland, eine hohe Schülerzahl. Die Kinder kamen bis 1891 außer von Groß- und Kleinoldendorf aus allen Dörfern, die zu dem Kirchspiel Uplengen gehörten. Kurz bevor Vater in Remels seinen Dienst antrat, hatten die Gemeinden Bühren, Groß- und Kleinsander sich von Remels getrennt und einen eigenen Schulverband gebildet. 62 Kinder konnten nun in die neue einklassige Volksschule in Bühren aufgenommen werden, doch blieben für Remels immerhin noch 192 Schüler, die wie bisher von 2 Lehrern in den nur zur Verfügung stehenden zwei immerhin großen Klassenräumen unterrichtet wurden. Die Schülerzahl nahm bald wieder zu und stieg bis 1900 wieder auf 266. Der Neubau einer Schule in Kleinremels brachte durch Umschulung von 80 Kindern eine wesentliche Entlastung. Vorübergehend blieb die Schülerzahl in Remels nun unter 200, war aber bis 1906 wieder auf 212 gestiegen, und für die beiden Lehrer blieb ein schwerer Dienst. Ihre Pflichtstundenzahl war je 30 Stunden wöchentlich, könnte aber noch auf 32 erhöht werden. Die Schüler wurden in drei Klassen zusammengefaßt. Das 1. und 2. Schuljahr bildete die Unterstufe mit 12 Stunden wöchentlich, das 3. und 4. Schuljahr die Mittelstufe und das 5.-8. Schuljahr die Oberstufe mit 28 Stunden. Die Unterrichtszeit lag in den ersten Jahren meiner Schulzeit von 9 - 12 Uhr und nachmittags von 1 bis 4 Uhr, in späteren Jahren von 8 bis 12 und 2 bis 4 Uhr. Am Mittwoch- und Sonnabendnachmittag war kein Unterricht. Im Winter kam die Kinder eine halbe Stunde später, also um 1/29. Nach der zweiten vollen Stunde wurde jeweils eine Pause von 20 Minuten eingelegt. Da einige Kinder zum Teil einen Schulweg von 5, ja ein paar von Selverderfeld bis zu 6 km hatten, blieben sie in der Mittagspause bei der Schule, mit kräftigen "Brüggen", nur bestenfalls mit Zucker bestreuten oder selbstbereiteten Käse belegten Schwarzbrotsschnitten bester versorgt. Den Durst stillte das gute Wasser der Pumpe auf dem Schulhof. Am schwersten hatten es wohl die Kinder von Spols und Poghausen. Sie mußten in den dunkelsten Wintermonaten sich vor Sonnenaufgang auf den Weg machen und kamen nachmittags erst im Dunkeln wieder nach

Hause. Zu den beiden bis 5 km entfernten Dörfern führte damals noch keine Straße. Der Weg führte durch eine Niederung, die im Winter überschwemmt war. Da blieben die Füße nicht trocken. Die Kinder wechselten in Remels bei Engelman, der einen Hörterladen hatte, ihre Strümpfe und hingen die nassen "Hasen" am Herdfeuer zum Trocknen auf, um sie für den Rückweg wieder anzuziehen. Und doch waren diese Kinder mit die gesündesten, waren auch bei schlechtem Wetter immer zur Stelle und ließen sich selbst bei leichteren Schneeverwehungen nicht hindern.

Die Schulpflicht begann für die Kinder, die zu Ostern jeweils das 6. Lebensjahr vollendet hatten bzw. bis zum 30. September 6 Jahre alt wurden. Sie wurden mit Vollendung des 14. Lebensjahres an ihrem Geburtstage entlassen. Waren die Kinder nach 8 Schuljahren noch keine 14 Jahre alt, konnten die Eltern einen Antrag auf vorzeitige Entlassung stellen. Da die Kinder frühzeitig zur Mitarbeit in der Landwirtschaft benötigt wurden, machte man davon immer Gebrauch! Erst ab Ostern 1907 wurde für alle eine Entlassung zu Ostern eingeführt.

Mein Schuleintritt geschah auf seltsame Weise. Es war Ostern 1897, vermutlich am ersten Schultag. Ich war erst 4 Jahre alt, hatte aus der Nachbarschaft wenig Spielkameraden gehabt. Sie waren dazu etwas älter als ich. Bevor die Zeit kam, daß sie zur Schule mußten, hatten sie wohl vorher oft davon gesprochen, war es doch für jedes Kind ein sehr wichtiges Ereignis, auf das sie von den Eltern mit mahnenden Worten frühzeitig hingewiesen wurden. Nun war der Tag gekommen. Ich sehe mich noch weinend an der großen Treppe stehn, die auf den Schulboden führte und fühlte mich ganz vereinsamt. So oft hatte der 2. Lehrer Onkel B. mich hin und wieder mitgenommen, und nun wurde es mir versagt. Man konnte mich erst beruhigen, als mir erlaubt wurde, hin und wieder einmal mitzugehen. Ich bekam auch, als ich darauf drängte, eine Schiefertafel mit einem von Mutter genähten Lappen und später dann wohl auch wie die anderen eine Fibel, saß nun nicht mehr wie sonst bei Onkel Baumann auf dem Podium, sondern bald in der Bank bei den anderen Kindern. Einzelheiten aus dem Unterricht sind mir nicht mehr erinnerlich, doch habe ich die ersten Reihen der Fibel bis heute im Gedächtnis behalten. Da ich nicht als Schulpflichtiger in die Liste mit aufgenommen wurde und auch nicht geführt werden konnte, kam es nicht darauf an, den Schulbesuch zu kontrollieren. Vielleicht ließ Vater mich absichtlich im Sommer längere Zeit bei den Großeltern, um mich vom freiwilligen zur Schule gehen abzubringen und mich nicht zu überlasten, um mich dann die kommenden Ostern ordnungsmäßig einschulen zu können. Doch das nutzte nichts. Ich holte

das Versäumte rasch nach, erreichte wie die andern das Ziel des 1. Schuljahrs und wurde vom 2. Lehrer ins 2. Schuljahr versetzt und nun endgültig mit aufgenommen. So kam es, daß ich nach acht Schuljahren erst 12 Jahre alt war, aber noch gerne bei meinem Vater ein weiteres 9. Jahr in der Oberstufe blieb, bevor ich das 14. Lebensjahr vollendet hatte.

Der Schuleintritt war für die "Kleinen" auch damals ein besonderes Ereignis. Die Eltern hatten schon oft vorher von der Schule erzählt, meistens dann leider den Lehrer mit seinem Stock als Schreckgespenst hingestellt, wenn ihre eigenen Erziehungsmaßnahmen versagten. "Kumm du man eerst na de Mester hen, de schall die woll kriegen, wenn du nich hören wullt!" Kein Wunder, wenn die Kinder dann bangen Herzens an der Hand der Mutter den ersten Schulgang antraten. Doch hatten die Eltern ihnen auch von dem seltsamen Hlauenbaum erzählt, der auf dem Boden der Schule stand und schon zu Ostern reiche Früchte für sie brachte. Das gab ihnen Mut. Der Lehrer hatte ihn wieder geschüttelt. Heimlich hatten die Mütter ihm die Tüten mit den getrockneten Backpflaumen zugesteckt, die er in seinem Pult verbarg. Die Kleinen mußten ihren Namen sagen und erhielten nun ihre Plätze zugewiesen. Nicht jedes Kind löste sich leicht von der Hand der Mutter, es gab manchmal Tränen. Auf die Frage des Lehrers "Kannst oock holl singen?" wagten es doch schon einige Mutige mit dem ersten Vers des Liedes "Jesu, geh voran" sich hören zu lassen. Wie stolz war die Mutter, wenn es gelang, hatte sie es doch für den Schuleintritt mühsam eingeübt. Es galt damals bei den Eltern geradezu als Beweis für die Schulreife, wenn das Kind, das doch aus einer plattdeutsch sprechenden Familie kam, diese Leistung aufweisen konnte. Und dann holte der Lehrer aus seinem Pult die große Tüte mit den Pflaumen und teilte sie aus. Da streckten auch die Zaghafte ihm ihre Händchen entgegen und blickten ihn mit weniger ängstlichen Augen an. Und als ihnen nun in Aussicht gestellt wurde, daß es morgen wieder welche gäbe, waren sie doch bereit, gerne wieder zu kommen.

Wenn mir auch, wie schon erwähnt, aus den ersten beiden Schuljahren bestimmte Erinnerungen fehlen, so möchte ich doch noch auf den Unterrichtsbetrieb etwas näher eingehen. In der Unterstufe waren das 1. und 2. Schuljahr kombiniert. Es mußte in Deutsch und Rechnen Abteilungsunterricht erteilt werden, in Religion und Gesang wurden beide Jahrgänge zusammengefaßt. Vor Beginn des Unterrichts wurde ein Liedervers gesungen und gemeinsam ein kurzes Gebet gesprochen. (Mein Gott, vorüber ist die Nacht ---. Oder Wie fröhlich bin ich aufgewacht -- oder Ich bin klein, mein Herz noch rein --.) Die

im Aufbau denkbar nüchtern, nur auf stures Einpauken abgestellt, ohne Bilder bis auf eins am Schluß von der Geburt Christi konnte es bei den ABC-Schützen kein Interesse erwecken. Die Fibel bringt auf 12 mit Punkten bezeichneten Seiten die gesamte Schreibschrift in Kleinbuchstaben "genau nach dem "Normal-Duktus" ausgeführt." Den Stoff für das erste Halbjahr von Ostern bis zum Herbst. Die erste Seite ist mir seit meiner Kinderzeit im Gedächtnis geblieben: i e ei s sei o so r reise f feire reife sei fe. Jedem Buchstaben waren zur Übung im Lesen ein paar Wörter in Silben getrennt hinzugefügt, die die Kinder meist sinngemäß nicht erfassen konnten. ^{Hausaufwand} (Scheinbar) hat der Verfasser versucht, die Buchstaben in der Reihenfolge nach Schreibschwierigkeiten zu ordnen. Schon auf Seite 5 treten Wörter mit kurzen Selbstlauten auf, auf Seite 7 solche mit Umlauten. Die beiden letzten Seiten 11 und 12 bringen Wörter mit sch,ß,h und z. Ein paar Reihen als Beispiel: Es stehen nebeneinander die Wörter schinden, schoben, scheuchte, schöpfen; oder mißig, mäßig, reißen oder häßlich, hauchen, gehen, huschen, oder zupfen, zuvor, letzen, wetzen, geizig. Da konnte auch der findigste Lehrer nur lesen üben durch Einpauken, es sei denn, daß er sich doch seine eigene Methode erdachte, den Kindern das Lesen etwas interessant und sinnvoll zu gestalten. Kreide und Wandtafel mußten helfen.

Auf den folgenden 4 Seiten, nun mit arabischen Ziffern bezeichnet, folgten in gleicher Zusammenstellung die Kleinbuchstaben und Wörter in Druckschrift, zu jedem Buchstaben in wagrechten und zugleich senkrechten Reihen geordnet je 8 bis 20 Wörter als Leseübung. Es folgen auf Seite 5 die Großbuchstaben in Schreib- und Druckschrift und von S.6 an zu den Wörtern kurze Sätze. Von den Buchstaben des Alphabets ist keiner vergessen. Beim Y finden sich folgende Wörter: Hyäne, Myrte, Pyramide, Lyra, Synagoge, Ysop, Ypsilon; beim X werden die Kleinen in den Sätzen mit Xanten, Xerxes, Exempel bekannt gemacht, beim Q mit Quartier, Quinta, Quader und am Schluß dieses Abschnitts sollen den Kleinen des 1. Schuljahrs schon die schwersten Wörter in Sätzen verständlich und geläufig gemacht werden, wie Cholera, Chamäleon, Pharao, Philister, Pharisäer, Phosphor, Portion, Ration, Lektion, Auktion. Die armen Kinder! Doch ich denke, es wird jeder vernünftige Lehrer hier die Anweisung des Verfassers nicht befolgt haben. Und nun, nachdem alle Buchstaben als bekannt vorausgesetzt werden können, folgt auf weiteren 7 Seiten reines Übungsmaterial, auf jeder Seite sinnlos 4 senkrechte Reihen Wörter, denen auf den letzten beiden Seiten ein paar Sätze beigegeben sind. Hier konnten die Helfer segensreich wirken. Die Gelegenheit wurde von dem

Lehrer ausgiebig genutzt.

Den Schluß der Fibel bildeten 11 sogenannte "Lesestücke", Morgen-, Tisch- u. Abendgebete, kurze mit möglichst viel schweren Wörtern, vollgepfropfte Beschreibungen mit 5 "Gedichten", von denen mir eins noch in Erinnerung ist. Auf einer Seite werden nach den Anfangsbuchstaben alphabetisch in wagrechten Reihen geordnete Wörter in lateinischer Druckschrift gebracht und anschließend als Lesestück "Jesu Geburt", diesmal mit Bild, das ich sehr oft für mich betrachtet habe. Meine Achtung kann ich den Lehrern nicht versagen, die mit Hilfe dieser Fibel nach einem Jahr die Kinder zum Lesen brachten. Doch die Methode brachte gegenüber der vorherigen Buchstabiermethode immerhin einen wesentlichen Fortschritt.

Ob wir für den Rechenunterricht im 1. Schuljahr schon ein Rechenbuch hatten, ist mir nicht erinnerlich. Als erstes Anschauungsmittel dienten vor allem die 10 Finger, die jedes Kind bei sich trug. Eine weitere Hilfe war die Rechenmaschine mit den in 10 Reihen geordneten verschiebbaren 100 Kugeln, zu je 5 in der Reihe verschiedenen gefärbt. Die Kinder des 1. Schuljahrs rechneten nur im Zahlenkreis von 1 - 20. Ich habe an die Rechenstunden keine besondere Erinnerung. Bei der sogenannten "stillen Beschäftigung", wenn der Lehrer mit der 1. Abteilung rechnete, hatte ich meine Aufgaben immer bald fertig, und habe dann, wenn es mir zu langweilig wurde, mich mit meinem Nachbarn mit einem kleinen Spiel vergnügt. Auf der Tafel wurde mit Strichen ein quadratisches Feld aus 9 oder 16 Fächern abgegrenzt und in diese abwechselnd von dem einen ein Strich, von dem andern kreuz und quer je ein Kreis eingetragen. Wem es gelang, zuerst mit seinem Zeichen eine senkrechte oder wagrechte Reihe zu füllen, der kündigte mit den Worten: "Tik, Tak tull min Spill is full" den Sieg an und das Spiel begann von vorne. Nach Dornkaat, Wörterbuch gewann der, der mit seinem Zeichen das letzte Fach besetzte.

Als Schreibmaterial hatten wir im 1. wie auch noch im 2. Schuljahr nur die Schiefertafel mit dem Griffel. Die Tafel hatte an einer Seite die für den Anfangsunterricht vorgeschriebene Liniatur und auf der Rückseite Karos, in die beim Rechnen die Ziffern genau passend hineingeschrieben werden mußten. Das Schieferstück saß in einem Holzrahmen, der aus vier Teilen bestehend, die an den Ecken ineinanderfaßten, bei längerem Gebrauch die Tücke hatte, auseinander zu gehn. Da mußte zu Hause der Vater helfen und den Rahmen an den Ecken mit "Tengeln" vernageln. Jeden Sonnabend mußte der Rahmen mit Bürste und grüner Schmierseife gescheuert werden. Sie mußten ihren

- Auch die Mutter wurde zuweilen dabei mit in Anspruch genommen.

Schützling immer wieder ermahnen, daß er den Tafellappen, den sie ihm genäht oder gestrickt hatte, sorgfältig anfeuchtete. Der Lehrer hielt streng darauf, daß die Schulsachen in Ordnung waren. Es war gut, die Kinder schon frühzeitig an Ordnung und Sauberkeit zu gewöhnen. In manchen Familien ließ die häusliche Erziehung viel zu wünschen übrig. Jeden Montag mußten bei Beginn des Unterrichts die Tafeln mit zwei Lappen und zwei feingespitzten Griffeln vorgezeigt werden. Alles war schnell zur Hand, denn der Tornister brauchte nicht erst aufgeschnallt zu werden, weil es ihn damals noch nicht gab. Die Kleinen bargen ihren Sachen in einer aus Binsen geflochtenen Schultasche, die an einem Henkel getragen wurde und handlich und leicht war. Die Griffeldose war ein länglicher aufklappbarer Kasten mit einem langen und zwei kürzeren Fächern. Er war mit einem ¹¹ hüben Bild beklebt und konnte sogar mit einem kleinen Schlüssel abgeschlossen werden. Sein Vorläufer war der sogenannte Pennkaker, eine runde hölzerne Dose, die nach einer Seite hin durch Aufsetzen eines Teilstücks geschlossen werden konnte. Einige Mitschüler der Oberstufe hatten sie noch in Gebrauch. Auch sah ich sie noch einmal, mit buntgemalten Blumen verziert zwischen den Weihnachtssachen beim Kaufmann. In der Schulmappe befand sich noch das meist in Zeitungspapier oder einer Tüte eingewickelte Frühstücksbrot und bei den Größeren mehrere kräftige Schnitten für die Mittagspause. Wie oft habe ich bei sonnigem Wetter als kleiner Junge am erhöhten Friedhofsrand bei den größeren Mädchen gesessen, wenn sie sich ihr Mittagessen schmecken ließen. Gern schaute ich auch einem ihrer besonderen Spiele zu, mit dem sie sich anschließend gern die Zeit vertrieben, dem sogenannten Bickelspiel. Sie setzten sich dabei zu dreien oder vierten rund um einen großen flachen Findling, der vor unserer Haustür lag. Erwähnen möchte ich, daß er später mit einem Relief verziert an der Hauptstraße des Dorfes als Gedenkstein für Otto von Bismarck, dem ersten Kanzler des 1871 gegründeten Deutschen Reiches errichtet wurde. Immer, wenn ich ihn heute noch sehe - er hat seit ein paar Jahren einen neuen Platz unter den Linden des "Schillbülts" erhalten - weckt er mir jene Erinnerungen längst vergangener Tage. Für das Bickelspiel eignete sich der glatte Stein besonders gut. Zum Spiel gehörten vier Schnapsbickels und eine Tonkugel, von uns Rabalster genannt, die auch beim Knickerspiel gebraucht wurde, also Dinge, die leicht zu beschaffen waren und nichts kosteten. Später trat anstelle der Kugel auch wohl ein kleiner Ball. Der Bickel war ein Gelenkknochen vom Hinterbein des Schafes, der den Unterschenkel mit dem Fuß verband. Er hat rund vier Seiten, zwei breitere und zwei länglich schmälere. Die Kinder

haften für sie die Bezeichnungen Ke, Ku, Sta, Es, Ke war die eine breite Seite, nach oben hin gewölbt; Ku lag gegenüber, in der Mitte vertieft. Die schmalere Seite "Sta" war mehr flach, und Es war ausgehöhlt und gleich in der Form dem lateinischen Buchstaben s im Spiegelbild. Das Spiel begann damit, die vier Bickels einzeln der Reihe nach auf die Breitseite Ke zu setzen, indem man Bickel und Kugel bzw. den Ball in die rechte Hand nahm, in einer Bewegung den Ball hochwarf, den Bickel setzte und den Ball wieder auffing. Im weiteren Verlauf des Spiels mußten die Bickel nun einzeln beim Hochwerfen der Kugel gegriffen und in die andere Stellung gebracht werden. Der Wechsel der Stellung von Ku auf Sta war am leichtesten, da brauchte der Bickel nur gekippt zu werden, das Hinsetzen von Sta auf Es am schwersten. Wer einen Fehler machte oder die Kugel nicht fing, war "ab" und mußte das Spiel an seine Mitspielerin abgeben. Es gehörte viel Geschicklichkeit ~~stanz~~ und auch Aufmerksamkeit dazu, wenn man die Fehler vermeiden wollte. Wer zuerst ans Ende der vier Touren gelangt war, hatte gewonnen. Ich habe oft und gern den Mädchen bei ihrem Spiel zugesehen und ihre Fertigkeit bestaunt.

Doch nun zurück zum Unterricht. Am Ende meines ersten Schuljahres verließ uns der gute Onkel Baumann und am 1. Juni bekamen wir einen neuen Lehrer Friedrich Kruse aus Hanstedt bei Ebstorf in der Lüneburger Heide. Er heiratete später die Schwester meiner Mutter und wurde mein Onkel. Ich habe ihn aber immer vorher schon so genannt. Als Lehrer war er streng. Das war in der Schule der erste Eindruck von ihm, den er auf mich machte, doch bin ich nie von ihm getadelt worden, habe vielleicht auch keinen Anlaß dazu gegeben. Ich weiß noch, wo im 2. Schuljahr in der obersten über 3 m langen Bank mein Platz war. Einmal wurde ich aus dem Unterricht herausgerufen. Ich sollte fotografiert werden und begab mich mit meinem jüngeren ^{Bruder} zur Pastorei, wo wir beide uns vor der mit Efeu bewachsenen Wand aufstellten und stillhalten mußten und gespannt auf den Photoapparat sahen, aus dem, wie der Photograph uns sagte, gleich ein Vogel herausflöge. Unsere Mutter hatte uns recht fein gemacht und uns den neuen Anzug mit den großen weißen Einsätzen angezogen. Sie selbst wurde mit unserm kleinen Bruder Johann fotografiert, der damals, obwohl schon 1 1/2 Jahre alt, noch sehr schwächlich und zart war. Die beiden gut geratenen Aufnahmen standen nachher lange in Glasrahmen in der Stube auf unserm Spiegelschrank.

Der Unterricht im 2. Schuljahr brachte mir nicht viel Neues, was einen meines Wissens besonders nachhaltigen Eindruck hinterlassen hätte. Der Stoff war zum Teil derselbe wie im verflissenen Jahr, von

manches hatte ich davon auch schon erlauscht. Im Rechnen wurde der Zahlenkreis bis 100 erweitert. In Religion waren es dieselben biblischen Geschichten wie im Vorjahre, die, wenn auch bereits bekannt noch einmal gern gehört und nun wohl besser verstanden wurden. Sie mußten, so schrieb die Behörde vor, im Anschluß an den Bibeltext erzählt werden. Im Singen wurde kaum ein neues Lied gelernt, so daß nun schließlich auch die meisten "Brummer" Melodien fester wurden.

Lieder: Singt Gottes Lob im Winter

Kuckuck

Alle Vögel sind schon da

Alle Jahre wieder

Weißt du, wieviel Sternlein

Es klappert die Mühle

Für den Deutschunterricht bekamen wir im 2. Schuljahr den 2. Teil der Fibel, nun ein richtiges Lesebuch. Der Verfasser hatte sich bemüht, kindergemäße Stoffe zusammenzustellen und die Plattdeutschsprechenden Kinder allmählich in die Hochdeutsche Sprache einzuführen, und sie ihnen heimisch zu machen. Es enthielt neben kleinen Abschnitten aus der Bibel kurze Darstellungen aus der Umwelt des Kindes wenn auch in recht trockenen Sätzen, oft mit angehängter Moral. Die Geschichte von dem kleinen Paul, der mit Streichhölzern gespielt hatte, habe ich nie vergessen. Auch das Gedicht von dem Kater, dem der Vater das tägliche Brummen abgewöhnte, indem er ihm Nas' und Maul in einen Maulkorb steckte, prägte sich meinem Gedächtnis für immer ein. Das gleiche machte uns allen wohl das Stückchen "Besen und Rute" mit dem Bildchen von dem sitzamen Mädchen, das sauber die Stube fegt, besonderen Eindruck: Der Besen, der Besen! Was macht man damit? Man kehrt damit die Stuben. Die Rute, die Rute, was macht man damit? Man klopft damit die Buben.

"Warum nicht die Mädchen?"

Das wär eine Schand!

Die folgen schon von selber.] Eingestreute Rätsel trugen zur Belebung des meist langweiligen Leseunterrichts bei. Die Märchen fehlten noch. Das Buch schloß mit Geschichten aus dem Kaiserhause.

Die meiste Freude hatte ich an den Heyschen Fabeln. Sie dienten dem sogenannten Anschauungsunterricht. Wenn der Lehrer dann aus der großen Mappe im Schrank das dazugehörige Bild hervorholte, waren wir voller Spannung. Die so einfachen kleinen Begebenheiten, in bild und schlichtem Wort ^{lebendig} ~~anschaulich~~ dargestellt, wurden mir zu eindringlichen Erlebnissen: Der Pudel, der beim Naschen der Milch ertappt war; der einsame Rabe im Schnee und Futter suchend; der

Vogel am Fenster, der im Winter um Einlaß bat; Das Pferd an der Krippe, das dem Sperling von seinem Futter gab; der Knabe als Lehrmeister des Hundchens und endlich, was mich wohl am tiefsten packte; der Knabe am Vogelnest, Bilder und Texte sind mir im Gedächtnis geblieben.

Die schriftlichen Arbeiten bestanden meist im Abschreiben der Texte. Bei jedem Lesestück waren schon Übungen zur Rechtschreibung und zur Sprachlehre angeschlossen als Aufgaben zur schriftlichen Beschäftigung. Wer eine Tafel abgeschrieben hatte, durfte sie lösen.

Es muß im 1. oder 2. Schuljahr gewesen sein, als ein von Schule zu Schule reisender Mann auch bei uns erschien und uns die Anfänge des Kinos vorführte. Über die Wandtafel war ein weißes Tuch gespannt und nicht weit davon entfernt ein kleiner Apparat aufgestellt. Es war wohl eine Laterna magica und uns sind wohl zum ersten Male Lichtbilder vorgeführt worden. Davon weiß ich nicht mehr, erinnere mich nur noch, wie auf dem Bildschirm zuletzt ein Mann erschien, der neben einer Tanne stand und nun kopfüber in die Tanne sprang und ebenso wieder zurückschnellte. Das Vergnügen war nicht lang und bildete den Schluß der Vorführung, machte mir aber großen Spaß. Wie aber ein Bild lebendig sein konnte, blieb mir ein Rätsel.

Noch ein Erlebnis aus dieser Zeit steht mir lebendig vor Augen. Es war an einem sonnigen Sommertag. Vater hatte sich nachmittags vor unserm Hause in den Schatten der Linden gesetzt, ich stand vor dem Fenster. Da kam die schon erwartete Zeitung vom 30.7.98. Sie hatte diesmal einen breiten schwarzen Rand. Ich versuchte die mit großen Buchstaben gedruckte Schlagzeile zu lesen. Sie sagte, daß der Reichskanzler Otto von Bismarck gestorben sei. Vater gab mir die nötigen Erklärungen. Mich hat dies alles tief beeindruckt.

IX In der Mittelstufe

Mit dem 3. Schuljahr kam ich in die Mittelstufe, von uns Mittelklass genannt. Verbunden mit dem 4. Schuljahr wurde sie weiterhin von dem 2. Lehrer geführt. Im Unterricht waren beide Schuljahre im ganzen genommen kombiniert, so daß in den meisten Fächern die beiden Jahrgänge denselben Unterricht hatten. Nur im Rechnen gab es, durch den weiterlaufenden Stoffplan bedingt, zwei Abteilungen. Der Plan in den andern Fächern war so aufgestellt, daß der Gesamtstoff im ganzen auf zwei Jahrgänge verteilt war und der Lehrer sich mehr

auf den 4. Jahrgang einstellte und diesen Kindern auch vor allem in den schriftlichen Arbeiten in der Regel schwierigere Aufgaben stellte.

Die Schiefertafeln wurden weitergebraucht, doch begann mit dem 3. Schuljahr das Schönschreiben in Heften. Wie schwierig war es für den Lehrer, die Kinder in das Schreiben nach dem Normalduktus einzuführen und sie daran zu gewöhnen. Auf die feinen Haarstriche und den Druck bei den Abstrichen mußte genau geachtet werden und jeder Buchstabe mehr langsam gemalt als flottgeschrieben werden. Da wurde sogar zwischendurch bei einzelnen Buchstaben nach Zählen geübt, z. B. schon beim i mit auf - ab - auf - Punkt, oder beim v mit auf - Bogen - Bogen, streng im Takt. Der Eifrige mußte gezügelt und der langsame und träge Träumer angespannt werden. Die lange Schulbank hatte eine nach ~~Wahrheit~~ vorne verschiebbare Platte, die an den Seiten auf Schienen lief, sich leicht stauchte und von uns beim Öffnen oder Schließen oft schwer zu handhaben war, daß der Lehrer helfen mußte. Vorn in der Bank waren die Tintenfüßer aus Blei mit verschiebbarem Deckel eingelassen. Wie schwer war es für die Anfänger, nun mit der Tinte umzugehen! Wurde die Stahlfeder zu tief eingetaucht, dann gab es verschmierte Finger oder, wenn gar ein Tintentropfen auf das Heft fiel, dicke Kleckse und oft bittere Tränen. Wir mußten lernen, die Tintenbehälter bei der großen Schulpumpe selbst zu reinigen, wenn die Tinte verblaßt oder verschmutzt war, bevor der Lehrer sie wieder aus der großen schwarzen Flasche füllte. Doch diese Arbeit machten wir gerne. Der Lehrer achtete auch streng auf die vorschriftsmäßige Haltung. Auf der Innenseite des Umschlags unserer Schreibhefte war vorne eine ganze Reihe von Vorschriften an den Schreibschüler abgedruckt, herausgegeben vom Kreislehrerverein Leer-Stickhausen mit einem Bild eines Schülers in vorschriftsmäßiger Schreibhaltung. Ich habe sie oft gelesen und mir manches gemerkt. Die letzte Innenseite des Umschlags enthielt Gesundheitsregeln für die Schuljugend. Der Schönschreibunterricht wurde bis zum letzten Schuljahr fortgesetzt und auf gute Schrift viel Wert gelegt.

Im Deutschunterricht wurde in der Mittelstufe planmäßige Sprachlehre betrieben. Wir lernten die wichtigsten Wortarten kennen, bei den Dingwörtern die Deklination und den Gebrauch der Fälle mit den einfachsten Regeln, die auswendig gelernt werden mußten. Im 4. Schuljahr wurden kleinere Aufsätze in Hefte eingetragen und nach gründlicher Vorbereitung durch den Lehrer Diktate geschrieben. Das machte mir Freude. Wer ungenügende Arbeiten lieferte oder offensichtlich faul gewesen war, wurde einen oder mehrere Pl.

Plätze nach unten gesetzt. Die besten Schüler saßen in ihrer Abteilung auf den ersten Plätzen babenan.

Der Leseunterricht brachte in der Mittelstufe mehr Abwechslung. Unser "Lesebuch für die Mittelstufe der ostfriesischen Volksschulen", wiederum von dem Vorsteher der Königl.-Präparandenanstalt in Aurich T.A.Hoffmann herausgegeben, nun aber in Verbindung mit einem bekannten tüchtigen Pädagogen, Rektor Arend Smid aus Leer, brachte in über 300 Lesestücken für die beiden Schuljahre umfangreichen Stoff, Beschreibungen und Erlebnisse aus der Umwelt des Kindes und der weiteren Umgebung, die bekanntesten Märchen von Grimm und Bechstein, hier auch wieder wie in der 2. Fibel Abschnitte aus der Bibl. Geschichte, manche Sagen und Begebenheiten aus der ostfriesischen Geschichte und unter der Überschrift "Mein Vaterland" aus der deutschen Geschichte bis in die Kaiserzeit. Am Schluß finden sich die Bilder der drei Kaiser und neben dem Bild von Wilhelm II. beschließt der Text der damaligen Kaiserhymne: "Heil Dir im Siegerkranz," das Lesebuch. Die eingefügten Gedichte waren sorgfältig und geschickt ausgewählt, ganz dem kindlichen Verständnis angepaßt. Wenn ich heute nach 70 Jahren noch einmal das Lesebuch im grünen Einband durchsehe, kommen mir unzählige Erinnerungen an viele Stunden der Freude. Wie gern las ich immer wieder die Geschichte vom Junker Brahlhans, die Märchen, die ostfriessischen Sagen. Und die Büll Gedichte "Vom Büblein auf dem Eise". Reinick "Vom schlafenden Apfel", Hebel: Der Kirschbaum, Uhland: Jung Siegfried und Einkehr, Reinick: Versuchung und vor allem "Die Katzen und der Hausherr" von Lichtner sind mir immer im Gedächtnis geblieben. Zu Weihnachten bekam ich in dieser Zeit ein Bilderbuch vom Schlaraffenland, das mir das Gedicht von Hans Sachs noch lebendiger machte. Sein Titel lautete: "Hilarius und Ferdinand, die Reise ins Schlaraffenland mit 25 Bildern, die gar anmutig schildern, was beide dort gehört, gesehn und was da andres ist geschehn."

Etwas ganz Neues war in der Mittelstufe für mich der Heimatkundeunterricht. Wir hatten zweimal wöchentlich eine Stunde bei meinem Vater. Es machte mir nichts aus, daß er nun mein Lehrer war. Vater verstand es, durch seinen anschaulichen Unterricht uns die Heimat lebendig zu machen und die Liebe zu ihr zu wecken, und ich habe an diesen Stunden immer besondere Freude gehabt. Er begann damit, die Himmelsrichtungen festzulegen und zur Einführung in das Kartenverständnis einen Grundriß von dem Klassenraum im Maßstab von 1 : 10 auf der Wandtafel zu zeichnen mit Türen, Fenstern und dem Mobliar. Wir mußten selbst uns dabei betätigen, alles messen und die verklei-

und die verkleinerten Maße berechnen und zum Abschluß auf unserer Tafel den noch kleineren Grundriß zeichnen. Bei der Betrachtung der alten Kirche hörten wir, was die Leute sich von altersher erzählen: Wie man den Platz suchte, wo die Kirche gebaut werden sollte; von dem Bau des Kirchenhügels, von der geheimnisvollen Steintreppe in der breiten Mauer des Ostertores; von dem Schuster, der auf dem Gewölbe im Ostertor wohnte und als Wächter Ausschau hielt, wenn der Feind kam; von dem Halseisen, an das die Verbrecher zur Strafe angeschlossen wurden und endlich die spannende Geschichte von Hüntjen, der in seinem Zorn den Pastoren auf der Kanzel erschoss, den die Leute erschlugen und vor der Kirchtür begraben hatten. Den Steinsarg sahen wir beim Ostertor. Da konnten wir wohl stolz sein, daß von unserm Dorf soviel erzählt wurde!

Und dann kam Vater eines Tags in die Klasse mit einer dicken Papierrolle unter dem Arm, rollte sie auf und heftete das Blatt an die Wandtafel. Was mochte es sein? Ich sah gespannt hin und fand schon gleich bei einem größeren Punkt den Namen Remels. Es war eine Zeichnung von unserm Kirchspiel Uplengen, angefertigt von dem alten Lehrer Johann van Dieken aus Ockenhausen, den ich gut kannte, die erste Karte, auf der ich mich bald zurecht fand. Da sah ich als kleines grünes Fleckchen Hüntjenburg, die ehemalige Wohnstätte des Hüntjen. Wir hörten von dem alten Beenstreekweg, der übers Hochmoor nach Hopels führte und auf dem die Lengener Bauern mit ihren mit Ochsen bespannten Wagen gefahren waren, um Steine zum Bau ihrer Kirche zu holen. Da waren auch die "dree Pütten" an der Grenze im Moor eingezeichnet, wo die Ochsen getränkt wurden. Und wie viel Neues lernten wir erst, als nun die Karte vom Kreis Leer vor unsern Augen aufgerollt wurde! Wir wußten nun, wo das Wasser hinlief, das vom Hochmoor her durch unsere beiden Ehen floß. In Gedanken konnten wir nun mit den Torfmuttjes, die wir auf unserm Kanal sahen, ganz nach Leer fahren, wo die Leda eine so große Schleife machte. Wir hörten die spannende Geschichte von dem Meisterschuß des jungen Hansjakob bei Leerort. An Hand der Karte von Ostfriesland durchwanderten wir dann die ganze weitere Heimat. Immer war ich mit ganzem Herzen dabei und lauschte aufmerksam von Stunde zu Stunde. Am meisten beschäftigte meine Phantasie die Erzählung von "Hans up de Trippsen", der seinen Grafen durch mutigen Einsatz des Lebens rettete, kannte ich doch den Schauplatz des Ereignisses, die Kirche in Westerholt. Wie schön war es, daß ich die meisten Geschichten, die wir hörten, in unserm Lesebuch wiederfand und nachlesen konnte. Durch den Heimatkundeunterricht wurde die Liebe zur Heimat fest

in meinem Herzen verwurzelt. Einmal mußten in dieser Zeit zwei Lehrer aus den Nachbardörfern vorübergehend den Unterricht in der Mittelstufe übernehmen, da unser Lehrer zu einer milit. Übung eingezogen war. Mir waren sie beide bekannt. Lehrer Schaa aus Gr. Oldendorf war schon älter und kam uns natürlich recht alt vor. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er, würdig in schwarz gekleidet, vor den Mädchen sich oben auf die Schulbank setzte und uns mit langsamer sonorer Stimme eine rührselige Geschichte von dem Hohenzollernkönig Friedrich Wilhelm II. erzählte, und nun dabei, vielleicht um den Eindruck zu erhöhen, den Finger ~~den~~ ~~Nase~~ gegen die Nase legte und ersthaft mit dem Kopf nickte. Im weiteren Unterricht hatten wohl einige der Jungen gemerkt, daß sie von dem alten Mann nichts zu befürchten hatten, und man wohl einen kleinen Unsinn wagen durfte. Es waren die älteren die damit anfangen, Eichelstückchen vor sich auf die Bank zu legen und mit dem Zeigefinger gegen die Wandtafel zu knipsen, ein lustiges unterhaltsames Spiel. Ich weiß, daß ich es einmal nach einer Pause auch versuchte, das Ziel zu treffen, ließ es aber gleich bleiben, da ich keinen Erfolg hatte. Der Lehrer tat, als wenn er nichts merkte und kümmerte sich nicht um das Treiben der Jungen, die dann auch bald das Spiel verdroß. Bei dem andern Lehrer, der jünger war, verhielten sich alle ordentlich. Für Lehrer Janßen aus Bühren mußte ich öfter ein Glas Wasser holen. Da er zuckerkrank war, plagte ihn stets ein schrecklicher Durst, so daß er während des Unterrichts auf die schmale Fensterbank stieg und sich von unserm Weinstock an der Schulmauer die noch unreifen sauren Trauben pflückte und sie aß. Er ist bald darauf gestorben.

Im Winter pflegte Vater für größere Kinder gegen ein gewisses Entgelt für Feurung und Licht sogenannte Abendschule zu halten, ein zusätzlicher Unterricht in Deutsch und Rechnen. Als er im Herbst meines 4. Schuljahres wieder damit begann, bat ich ihn eindringlich, mich mitzunehmen, da ich auch noch mehr lernen wollte. Vater gab mir nach und setzte mich abseits von den andern allein auf eine Bank. Natürlich konnte ich dem Unterricht der Großen nicht folgen, wie ich selbst merkte. Ich bekam die Aufgabe, die Geschichte vom "Reichen Mann und armen Lazarus" aufzuschreiben, hatte meine Arbeit bald fertig und träumte mich, da ich die Stunde mit aushalten mußte, so ganz in die Situation hinein, lokalisierte sie in unser Hinterhaus sah Lazarus in unserm Heu auf dem Boden in Abrahams Schoß sitzen und den Reichen in der Qual bei unserem Schornsteinen, dazwischen den tiefen Torfraum als die große Kluft, die nicht zu überbrücken war. Das Wort "Kluft" hatte es mir wohl angetan gehabt.

Die Abendschule habe ich nicht wied.

wieder besucht.

Daß wir zum erstenmal zur Judikaprfung mit zur Kirche mußten, weiß ich noch. Es muß wohl auf mich einen besonderen Eindruck gemacht haben, wenn wir als Kinder der Mittelstufe auch nicht direkt beteiligt waren. Für die Gemeinde war Judika immer ein besonderes Ereignis. In manchen Orten schloß sich an die kirchliche Prüfung eine besondere Feier in der Schule an mit Bewirtung der Kinder mit Stuten oder Zuckerzwieback und Schokolade. Bei uns war es so. Für die Lehrer war diese Zurschaustellung der Kinder der Oberklasse vor allem mit den vorausgehenden Vorbereitungen eine besondere Belastung. In einer Behandlung eines biblischen Stoffes mußte der Lehrer den erreichten Erfolg des Religionsunterrichtes nachweisen und dabei alle Kinder bei seinen Fragen heranziehen. Das bedurfte einer eingehenden Vorbereitung. Das Aufsagen von vielen Bibelsprüchen und Gesangversen spielte eine wichtige Rolle. Von dem Pastoren als Ortsschulinspektor wurde anschließend noch eine weitere Überprüfung der Kenntnisse in Religion vorgenommen. Zwischendurch wurden von den Kindern mehrstimmige geistliche Lieder vorgetragen, deren Einüben mit der Geige Vater viele Sorge und Mühe kostete. Doch die Gemeinde hatte an dem Singen ihre besondere Freude. Auf Antrag der Lehrer und Beschluß des Schulvorstandes wurde gegen die Stimme des Geistlichen 1904 die Judikaprfung abgeschafft. In der Oberstufe habe ich sie noch zweimal mitgemacht, habe daran aber keine besondere Erinnerung.

Erwähnen möchte ich noch, daß schon in der Mittelstufe für die Mädchen zwei Stunden Handarbeitsunterricht erteilt wurde. Meine Mutter hatte sich seinerzeit in Emden in einem Kursus zur Handarbeitslehrerin ausbilden lassen. Sie unterrichtete auch die Mädchen der Oberstufe. Die Stunden lagen jeweils von 2 - 4 Uhr nachmittags. Die Vergütung betrug anfangs 1894 für insgesamt 160 Stunden jährlich 84 Mark, wurde später auf 100 M. heraufgesetzt. Mutter hat, soviel ich weiß, an dem Unterricht wenig Freude gehabt. Sie mußte jedes Mädchen einzeln anweisen und achtete streng auf sorgfältige Ausführung der Arbeiten. Es war für sie immer schwer, wenn sie, durch den eigenen Haushalt stark belastet, ohne eine Mittagspause ihre Stunden halten mußte, und sie kam oft sehr abgespannt zurück. Doch haben es mir später manche Mädchen und junge Frauen gesagt, daß sie in den Stunden bei Mutter viel gelernt haben und waren ihr dankbar.

X In der Oberstufe

Mit Beginn des 5. Schuljahrs wurde ich in die Oberstufe, in die Groodschool versetzt und kam damit in einen andern Klassenraum. Das Schulgebäude galt damals noch nicht als sehr alt. Es wurde während der Dienstzeit des Vorgängers meines Vaters 1863 neu gebaut. Ein in den Ostgiebel eingemauerter Sandstein trägt noch die Namen des damaligen Schulvorstandes, Pastor Fischer, Lehrer Mansholt.

Das Gebäude grenzt im Süden und Osten unmittelbar an den Friedhof. Es ist 18,35 m lang und 9,65 m breit, ist sehr solide gebaut und zeigt noch heute, wenn auch vor etwa 15 Jahren innen als landwirtschaftliche Berufsschule eingerichtet, in seinem Mauerwerk noch keinerlei erhebliche Schäden. An der Ostseite führte eine breite, grün gestrichene Tür in einen 1,60 m breiten und etwa 11 m langer Flur. Hinten links führte eine Tür in den Klassenraum der "Unnerklass", der je 3 Fenster nach Osten und Süden hatte. Nach Westen schloß sich die Oberklasse an, die in ihrer Ausdehnung mit 9,40 x 8,90 m mit 84 qm Grundfläche um noch 25 qm größer war als die andere Klasse. Sie hatte nach 3 Seiten hin Fenster und bekam daher reichlich Licht, wenn auch eine gründliche Durchlüftung viel zu wünschen übrig ließ. Wie auch in manchen in gleicher Zeit erbauten Schulen Ostfrieslands waren die Fenster aus Gußeisen, eigentlich eher Eisengitter zu nennen mit kleinen Scheiben. Jedes 2. Fenster hatte in der Mitte oben ein nur etwa 1/5 qm großes Oberlicht, das nach außen zu öffnen war, sich aber oft schlecht schließen ließ. Dann hatte man in beiden Klassenräumen in der Nordmauer durch Aussparen eines Stein- Luftlöcher geschaffen, die ehemals wohl mit einer von der Seite verschiebbaren Holzplatte geschlossen werden konnten, zu meiner Zeit aber stets offen waren, womit also für eine dauernde wenn auch spärliche Lüftung gesorgt war. Zwar hatte jeder Raum einen großen eisernen Ofen, der fast bis zur Balkendecke reichte und doch, wenn er auch manchmal glühte, an kalten Wintertagen die Temperatur vor allem bei den Fenstern kaum über 10° steigern konnte. Und wenn er gar seine Rücken hatte, bei ungünstigem Wind oder wenn der aufgeworfene Torf nicht recht trocken war, nicht recht anbrennen wollte und rauchte, war der Unterricht für die erste Stunde gestört, und wir mußten weiteres in Ruhe und Geduld abwarten. Es ging, denn die treuen Mütter hatten ihre Schützlinge weitgehend warm bekleidet, am Körper selbstgestrickte Unterkleider aus Schafwolle, und die Füße steckten in den mit Strohsohlen ausgelegten Holzschuhen oder Trippholschen, wie ich sie auch trug.

In der Wand zwischen den beiden Klassenräumen war ursprünglich eine breite Flügeltür. Sie war wohl für den Fall eingebaut, wenn bei Fehlen einer Lehrperson beide Klassen von einem Lehrer beaufsichtigt werden mußten. Ich habe sie nie geöffnet gesehen, doch ruft der Gedanke an diese Tür noch heute in mir eine schreckliche Erinnerung wach, an einen Brand in der Schule. Es war im Dezember 1904. Ich saß abends allein in unserer Wohnstube und schrieb einen Aufsatz ein. Da erklang plötzlich von der Straße her der Ton eines Horns, in Abständen je 2 x kurz hintereinander, das Zeichen, daß ein Haus brannte. Schnell eilte ich durch unsern Mittelgang zur Gartentür, um Näheres zu erfahren. Man rief etwas von Schule, doch kam ich erst darauf, daß unsere Schule gemeint war, als ich hörte, wie einer mit schnellen Schritten die Lindenallee heraufgeeilt kam. Mich befiel ein großer Schrecken, bildete doch die Schule mit unserem Wohnhaus ein Gebäude. Geistesgegenwärtig ergriff ich einen großen Eimer, der bis oben hin mit fettigem Wasser gefüllt war und schleppte ihn zur Haustür, wo mir schon ein Mann entgegenkam und mit dem Wasser zur Schule eilte. Inzwischen brachte meine Mutter, die in der Küche, da wir am Tage vorher geschlachtet hatten, am Wurstmachen war, nicht weniger erschrocken einen weiteren Eimer heran, den ich in die Schule brachte, doch war das Feuer schon gelöscht. Ein dicker Rauch füllte den Raum, so daß ich zu ersticken drohte und es mich schnell wieder nach draußen trieb. Da sah ich meinen Vater mit seiner langen Pfeife mit schnellen Schritten um die Kirchecke kommen, und ich konnte ihn beruhigen. Ich ging mit ihm in den Schulraum. Der große hölzerne Torfkasten neben dem Ofen, noch halb mit Torf gefüllt, war wahrscheinlich durch Funken an einem angebrannten Torfstück in Brand geraten und die Flamme hatte schon die hölzerne Wandtafel und den Rahmen der Flügeltür erfaßt und nahezu die hölzerne Decke erreicht. Das Feuer war noch gerade früh genug entdeckt worden. Ein Müllergeselle, der mit seinem Müllwagen von Süden her ins Dorf zurückkehrte, hatte die von Flackerlicht erleuchteten Fenster der Schule gesehen und gleich in sein Horn gestoßen und weiteren Schaden verhütet. Ich hörte wohl, wie ihm nachher aus der hinzugelaufenen Menge gesagt wurde: "Och, harst man brannen laten erst, denn harr wi in 'n neejen School un de Mester neej' Huus krägen!" Doch damit wäre uns nach ^{unserer} ~~meiner~~ Meinung doch wohl nicht gedient gewesen. Der Schaden war gering geblieben. Die Flügeltür verschwand und die Klassen bekamen nun eiserne Torfkästen.

Für die Kinder der Oberstufe begann der Unterricht täglich um 8 Uhr, in den dunklen Monaten vom 15. November bis zum 15. Februar um 1/2 9 Uhr. Die Stunden wurden dann entsprechend gekürzt, denn um

12 Uhr rief die Betglocke zur Mittagspause. Nach der 2. Stunde am Vormittag wie auch am Nachmittag war eine Frühstückspause von 20 Minuten. Vater begab sich dann ins Haus, um ein Köppke Tee zu trinken. Gleich wurde die lange Pfeife aus der Ecke geholt und in aller Ruhe ein Pfeifenkopf leer geraucht. Der 2. Lehrer sorgte dafür, daß die Kinder sich draußen aufhielten, bis Vater wieder aus der Haustür trat und auf den Ruf der Kinder "is Herein" alles wieder in die Klassen stürmte und die Plätze einnahm.

Beim Schulbeginn am Morgen waren immer die Kinder aus den Nachbardörfern, die den weitesten Schulweg hatten, die ersten und die der Schule benachbarten Kinder die letzten, und zu diesen gehörte auch ich. Wenn ich dann in die Klasse kam, wurde noch fleißig gelernt, noch schnell eine Rechenaufgabe abgeschrieben oder von zweien gemeinsam die gelernten Gesangsverse überprüft und gesprochen. Eine Entschuldigung " zu Hause konnte ichs noch, meine Mutter hat mir's abgehört" ließ der Lehrer nicht gelten. Bei völligem Versagen hieß es leicht: einen Platz herunter. Und das war immer bitter, besonders bei den Mädchen, die den Ehrgeiz hatten, obenan zu sitzen und ihre durch Fleiß eroberten guten Plätze zu behaupten. Bei den ~~meisten~~ meisten Jungen war es anders, sie waren gleichgültiger. Da griff der strenge Lehrer dann zum Stock, zog den säumigen Zöglingen die Hose stramm und machte es ihnen fühlbar deutlich, daß sie seinen Anordnungen zu folgen hätten. Und das half. Vater hatte eine feste Hand, ihm wagte sich kein Junge zu widersetzen. Wenn er auch nicht leicht zum Stock griff, alle kannten seine Strenge und sein gerechtes Durchgreifen, wo es nötig war. Seine Schüler haben ihm ein dankbares Andenken bewahrt.

Durch meinen zu frühen Eintritt in die Schule war ich erst 8 Jahre alt, als ich in die Oberstufe kam. Für mein Alter waren die Anforderungen, die nun an mich gestellt wurden, ^{eigentlich} zu hoch. Doch ich wuchs allmählich hinein und habe meines Wissens auch keine besonderen Schwierigkeiten gehabt. Nur einmal mußte auch ich die Strenge meines Vaters an meinem Leibe fühlbar spüren. Es war in meinem ersten Jahr in der Oberstufe. Wir hatten zur Bibellesestunde am Freitag den 51. Psalm auswendig zu lernen. Ich nehme an, daß mir eine Woche Zeit dazu gelassen war. Ich machte mich am letzten Tage heran. Es steht mir noch deutlich vor Augen. Ich saß in unserer Küche, hatte meine Trippholschen ausgezogen und meine Füße mit den warmen Socken in den Bratofen gesteckt. Auf dem Schoß die Bibel mit dem aufgeschlagenen 51. Psalm versuchte ich, mir die Worte, meist noch unverstanden in den Kopf zu prägen, doch es wollte nicht gelingen. Immer wieder

schweiften meine Gedanken ab. Ob mich etwas Anderes , Interessanteres beschäftigte? Ich gab es als nutzlos auf, habe es auch den Tag nicht mehr versucht. Doch was wollte am andern Morgen das Unglück? Unter den über 60 Kindern der Klasse forderte Vater diesmal ausgerechnet den Jungen, der obenan auf unserer Bank saß, zum Aufstehen auf. Er blieb bald stecken und mußte zur Bestrafung vor die Bank treten. Den weiteren drei Jungen ging es ebenso, auch sie versagten. Und dann war die Reihe an mir. Ob Vater von mir etwas mehr erwartete? Auch ich saß schon bei den ersten Versen fest und mußte nun mit nach vorne treten. Es wurde ein eindrückliches Exempel statuiert, das für mich besonders schmerzlich war. Es blieb, soweit ich weiß, in all den Jahren das einzige Mal, daß ich von Vater bestraft werden mußte. Unser Unterricht begann täglich mit Gesang und Gebet. Das Gebet wurde gemeinschaftlich gesprochen. So kam es, daß sich manche Verse unserer Kirchenlieder dem Gedächtnis durch wiederholtes Singen von selbst einprägten und für die Volksschüler zu einem festen Bestand wurden. Sieprägten sich leicht ein, wenn sie damals auch im einzelnen nicht immer^{ganz} verstanden wurden, blieben aber doch immer ein reicher Schatz für das ganze Leben, der manchem in späterer Notzeit eine tröstliche Zuflucht und Hilfe bedeuten konnte. Dasselbe mag von manchen Bibelsprüchen gelten, die durch den täglichen Religionsunterricht fest dem Gedächtnis eingeprägt wurden.

Wir hatten jeden Tag zu Beginn des Unterrichts eine Stunde Religion. In der "Biblischen Geschichte" am Montag und Mittwoch wurden die Geschichten des Alten und Neuen Testaments behandelt, die, wenn auch öfter gehört, doch für mich immer wieder einen neuen Reiz ausübten. Sie dienten in den beiden Katechismusstunden am Dienstag und Donnerstagsmorgen als Ausgangspunkt für die Verdeutlichung des Textes und vor allem der so schweren Lutherschen Erklärungen, die erst im letzten Jahre nur einigen zum vollen Verständnis gebracht werden konnten. In der Bibellese am Freitag wurden vor allem die Psalmen und einzelne Abschnitte aus den Briefen der Apostel behandelt. Den Abschluß der wöchentlichen Religionslehre bildete am Sonnabend das Lesen der sogenannten Perikope, des für den folgenden Sonntag vorgeschriebenen Evangeliums, woran sich nach kurzer Erklärung meist immer die Bekanntmachung eines Kirchenliedes anschloß, das dann zum Lernen aufgegeben wurde. Das Sonntagsevangelium war jeweils auch der Stoff, den der Pastor in der Kinderlehre am Sonntagnachmittag mit uns las und durchsprach, so daß alle Texte sich meinem Gedächtnis so fest eingeprägt haben, daß ich sie noch in meinem Alter wörtlich zu wiederholen vermag.

In der zweiten Vormittagsstunde hatten wir Deutsch oder Rechnen. Au dem Stundenplan waren zwei statarische und zwei cursorische Lese- stunden eingetragen. Die ersteren als verweilendes Lesen dienten d Gedichtsbehandlung. Es waren für mich die schönsten Stunden, wenn Vater uns ein neues Gedicht darbot. Er verstand es durch eine Einfö rung unsere Spannung zu wecken und durch seinen Vortrag unsere Pha tasie zu steigern und uns die Situation miterleben zu lassen. Das umfangreiche Lesebuch brachte eine Fülle von Gedichten, deren Inha mich begeisterte oder deren Stimmung ich tief nachempfand. Es wurd mir leicht, sie zu lernen, und ich hatte immer eine Freude daran, s zu rezitieren. Das cursorische Lesen war eine reine Lesestunde. Auc dafür brachte das Lesebuch reichen neuen Stoff, kleine und schon zum Teil lange Erzählungen aus dem Leben und daneben Bilder aus de ostfriesischen und deutschen Geschichte, die mich begeisterten, weit Darstellungen aus dem Leben der Natur und Beschreibungen aus fremd Ländern. Ich könnte manches Lesestück nennen, das mich sehr beein- druckt hat und kann die Wirkung, wenn ich es wieder lese, noch heu in der Erinnerung wieder lebendig werden lassen. Manchmal las Vate uns, um einen Gesamteindruck zu erreichen, zunächst das ganze Lese stück vor. Das war für mich das Schönste, und ich war ganz dabei. Wenn aber dann die Leseübung folgte - die Schüler lasen der Reihe nach gut oder meistens weniger gut einen Abschnitt - das war für m höchst langweilig. Es ging mir zu langsam voran, und ich eilte oft für mich voraus, wenn es auch verboten war. Als Hausaufgabe wurde ein Abschnitt zum Üben aufgegeben. Das war bei manchen Kindern seh nötig.

In der Oberstufe hatten wir zunächst ein Lesebuch mit Bilder für evgangelische Volksschulen, herausgegeben von Gabriel und Suppr neubearbeitet von einem praktischen Schulmann. Es hatte den Untertel "Kinderfreund" und war für die Volksschulen der damaligen Provi Hannover vorgeschrieben. Ich las für mich gern in dem Buch und es wurde mir wirklich zu einem Freund. Noch mehr Freude machte mir da 1903 vom ostfriesischen Lehrerverein herausgegebene "Ostfriesische Lesebuch". Es war mit seinen 652 Seiten sehr umfangreich, brachte vi le neue Gedichte und Erzählungen und vor allem lebendige Darstellu gen aus der Natur, der Erdkunde und Geschichte. Für mich war es lang der einzige Lesestoff. Einmal bekam ich ein Buch über Eberhard von Rochow, es war das erste meiner später so umfangreichen Bücherei.

Eine Schülerbücherei gab es für uns nicht. Meine Eltern hiel ten sich mit Freunden zusammen ein paar illustrierte Zeitschriften die mein Bruder und ich regelmäßig am Sonntag von un~~serm~~serm Arzt

abholten und die wir eine Woche zu Hause behalten konnten: Die Gartenlaube, Daheim, Buch für alle und Universum. Mich interessierten natürlich sehr die zahlreichen Bilder als anschauliche Berichte aus aller Welt. Vater war auch Abonnent der Berliner Illustrierten, die ich am Sonnabend stets sehnsüchtig erwartete. Ich sehe mich noch heute am Wohnzimmertisch stehen und mit Erstaunen die Bilder Januarsturmflut (21.1.1901) betrachten, bei der die Wassermassen die Straße unserer Heimatstadt Leer durchfluteten und die Menschen nur mit Booten von einem Haus zum andern gelangen konnten.

In den letzten Jahren entlieh ich Bücher aus der kirchlichen Volksbücherei, die in den 80 er Jahren des vorigen Jahrhunderts dort eingerichtet war, aber wenig benutzt wurde. Die Leihgebühr betrug für die Woche 2 pf und für 2 Wochen 5 Pf. Es waren durchweg nur dünne Bändchen und nur zum Teil für Kinder und Jugendliche geeignet. Doch fand ich unter anderm ein Buch, das mich begeisterte und mich nicht losließ: "Der große König und sein Rekrut", eine spannende, ja mich fesselnde Geschichte aus dem 7jährigen Kriege. Ich habe es mir viel später einmal antiquarisch besorgt und es noch wieder mit Interesse gelesen.

Im Deutschunterricht war eine Wochenstunde für Sprachlehre und eine für Aufsatz- und Rechtschreibübungen vorgesehen. Unser Sprachbuch brachte eine ausgiebige Menge von Übungen. Für sie hatte ich wenig Interesse. Ich weiß nur noch genau, wie die Regeln der neuen Rechtschreibung 1902 eingeführt wurden. Der Lehrer schrieb eine ganze Reihe von Wörtern an die Wandtafel, auf die wir nun besonders zu achten hatten. In unserm Lesebuch wie auch im Gesangbuch mußten wir in den Wörtern mit th wie in Tor, Tür, tun und das e in gib durchstreichen. In der Sprachlehre wurden für den Gebrauch der Fälle nützliche Regeln fest eingeprägt. Die Aufsätze schrieben wir zunächst zu Hause in unsere Kladde. In der Schule ließ Vater einige vorlesen und von den Schülern kurz beurteilen. Durch gegenseitiges Austauschen der Hefte wurden die Rechtschreibfehler herausgesucht und verbessert und dann die Arbeiten ins Reine geschrieben. Aufsätze schrieb ich immer mit viel Freude, und die Rechtschreibung machte mir keine Schwierigkeiten. Hier muß ich meines zweiten Lehrers gedenken, der im Oktober 1904 an unsere Schule kam. Obwohl wir nur wenige Stunden Unterricht bei ihm hatten, schien er an mir sein besonderes Interesse zu haben. Im Herbst 1904 erbot er sich, mir unentgeltlich Privatunterricht zu erteilen. Zweimal in der Woche ging ich von 6 bis 7 Uhr zu ihm, und er hat mich im Schreiben von Aufsätzen weithin gefördert. Die erste Arbeit war eine Nacherzählung zum Gedicht "Der Weinberg" von Bürger. Ich hatte jede Woche einen Aufsatz zu schreiben und sauber

in eine Kladde einzutragen. Ich lernte, wie man einen Stoff gliedert. Eine passende Einleitung und ein Schluß durften nicht fehlen. Von den 64 Arbeiten waren, wie ich noch jetzt feststellen konnte, die meisten Nacherzählungen von Geschichten und Gedichten, die mein Lehrer mir vorlas. Manches, was in der Schule in den Realien behandelt worden war, mußte ich hier zusammenfassend wiedergeben. Auch lernte ich, mir über Sinn und Bedeutung eines Sprichwortes meine eigenen Gedanken zu machen. Meinen letzten Aufsatz schrieb ich im Februar 1907, kurz bevor ich zur Aufnahmeprüfung für die Präparande nach Aurich mußte. Als ich meinem Aufsatz - es war auch eine Nacherzählung - eine Gliederung voranstellte, nickte der Präparanden- vorsteher, der es sah, mir wohlwollend zu, und der Lehrer, der unsere Diktate nachsah und bei mir keinen Fehler fand, fragte mich, welche Schule ich besucht hätte. Neben Vater habe ich Lehrer Dombre für meine Heranbildung viel zu danken. Eine besondere Freude hat es ihm gemacht, als von der Zeitung "Die deutsche Warte", die er sich hielt, für eine Einsendung "keine liebste Beschäftigung" bei einem Preisausschreiben der "Jugendwarte" mir als Anerkennung eine Siegenadel zugeschickt und mein Aufsatz veröffentlicht wurde. Ich hatte davon geschrieben, wie ich in der Drinkeldobbe auf dem Schützenplatz für meine Sammlung den Goldrandkäfer fing. Mich feuerte dieser in meinen Augen besondere Erfolg an, fleißig weiterzuarbeiten.

Für das Schönschreiben waren auch in der Oberstufe weiterhin 2 Wochenstunden angesetzt. Nun wurde auch nebenher die Lateinschrift besonders geübt. In den Schreibheften waren Buchstaben und Wörter im Normalduktus sowohl für die deutsche wie auch für die Lateinschrift vorgedruckt, von denen dann je 2 Reihen zu schreiben waren. Wir schrieben nun auf einfachen Linien. Die Hefte des letzten Jahrgangs hatten als Vorschrift sinnvolle Sätze. Vater saß auf dem Pult, und wenn wir wieder zwei/ Seiten geschrieben hatten, mußten wir es ihm zur Zensierung vorzeigen. Er achtete streng auf eine saubere, regelmäßige Schrift. Den Abschluß des Schreibunterrichts bildeten sogenannte "Geschäftsaufsätze" mit vorgedruckten Adressen, Rechnungen, Schuldscheinen u.a., die den Schülern später im Gebrauchsfalle als Muster dienen konnten.

Im Rechnen hatten wir in der Oberstufe zwei Abteilungen, zu je zwei Jahrgängen. Durch die nochmalige Wiederholung des Stoffes jeweils im zweiten Jahr lernten wir die bürgerlichen Rechnungsarten gründlich kennen. Jede Stunde begann mit Kopfrechnen, darauf wurden die Hausaufgaben kontrolliert. Während dann eine der beiden Abteilungen mündlich unterrichtet wurde, war die andere schriftlich be-

schäftigt. Neben den drei Rechenstunden hatten wir eine Stunde Raumlehre, für mich eine willkommene Abwechslung. Es bereitete mir immer eine besondere Freude, wenn Vater nach Behandlung der Flächen im ersten Halbjahr den Kasten mit den Holzmodellen zur Körperberechnung aus dem Schrank holte. An der Wand hing in der Klasse eine Tafel, die in anschaulicher Weise die Längen-, Flächen- und Körpermaße darstellte. Ich habe sie auch außerhalb der Schulzeit oft betrachtet. Unser Rechenbuch hatte für den Raumlehreunterricht einen Anhang mit vielen Aufgaben, die ich gerne löste. Zur Selbsterstellung von Modellen aus Pappe oder Holz wurden wir angeregt. Das machte mir alles mehr Spaß als das höchstlangweilige Zeichnen, wofür im Plan sogar zwei Stunden angesetzt waren. Die Stuhlmannsche Methode war vorgeschrieben. Auf den mit größeren Karos bedruckten Seiten mußten wir freihändig die Linien der Fächer mit Bleistift sauber nachziehen, mehrere Karos zu Figuren zusammensetzen und zu umranden. Im einzelnen fehlen mir jegliche Erinnerungen, ein Zeichen, wie wenig ich diese Stunden liebte. Besser war es schon, wenn der Lehrer sie dazu benutzte, für ausgefallene Unterrichtsstunden Ersatzunterricht zu geben.

In den Realien wechselte der Stoffplan alle zwei Jahre, so daß immer etwas Neues geboten wurde. Am liebsten waren mir die Geschichtsstunden. Vater verstand es, durch lebendige Darstellung der vaterländischen Geschichte in unseren Herzen Begeisterung zu wecken und die Liebe zum Vaterland zu pflegen und zu stärken. Den Unterricht ergänzende vaterländische Gedichte und Lieder prägten sich mir schnell ein und erhöhten die Freude an diesen Stunden.

In den beiden Erdkundestunden weckte die Einführung jeder neuen Karte lebhaftes Interesse. In jedem Jahr lernten wir ^{nach} ~~durch~~ ~~uns~~ einer Wanderung durch die Provinz Hannover einen Teil des Deutschen Reiches gründlich kennen, einige Länder Europas und die wichtigsten der andern Erdteile. Die Einprägung der vielen neuen Namen - es wurde darauf damals viel Wert gelegt - machte mir keine Schwierigkeiten. Vater wußte uns viel Interessantes von Land und Leuten zu erzählen, soweit die oft kurze Zeit wegen der Stofffülle dazu reichte. Gute Schilderungen, die das Lesebuch brachte, machten uns den Stoff lebendiger. Leider blieb in den letzten Wochen für die Einführung in die Himmelskunde nur wenig Zeit. Ich erinnere mich, daß uns einmal von einem Durchreisenden ein Tellurium vorgeführt wurde. Wir sahen, wie sich die ^{sich} um ihre Achse drehende Erdkugel mit ihren sie umkreisenden Trabanten um die Sonne bewegte und hatten gern für dieses Schauspiel unsern Groschen geopfert. Mir waren die Darstellungen im Atlas

die u.a. zeigten, wie die Jahreszeiten u. die Sonnen- und Mondfinsternisse entstanden, noch klarer geworden. Ich hatte sie mir zwischendurch immer schon für mich nachdenklich betrachtet.

Für den Unterricht in Naturkunde war im Stundenplan nur eine Stunde wöchentlich angesetzt. Er wurde in der Oberstufe vom 2. Lehrer erteilt. Da er meist nur darin bestand, die Objekte zu beschreiben, hat er mich im ganzen wenig beeindruckt. Naturkundliche Wanderungen kannten wir nicht. Eine Abwechslung gab es, wenn aus dem Schrank die allerdings nur in geringer Zahl vorhandenen Bildtafeln von ausländischen Tieren hervorgeholt und gezeigt wurden. Doch blieb auch hier die unterrichtliche Behandlung auf eine äußerliche Beschreibung beschränkt. Einmal wurde uns vom Lehrer das Freiligrath'sche Gedicht "Löwenritt" vorgetragen. Das hat mich sehr beeindruckt. Für die Behandlung des menschlichen Körpers standen am Schluß des Schuljahres meist nur wenige Stunden noch zur Verfügung. Die erste Bildtafel vom Knochenmann wurde auch von mir mit etwas Grauen betrachtet, bis ich mich an den Anblick gewöhnte. Die Sinnesorgane wurden eingehend behandelt und hier auch Verhaltensregeln gegeben. Von den inneren Teilen des Menschen und ihren Funktionen haben wir nur wenig erfahren. Im ganzen genommen wurde die Naturkunde als ein Nebenfach betrachtet. Der Unterricht in Physik fehlte ganz. Ich wurde von Lehrer Dombre im Privatunterricht eingehend in die ^{der Naturlehre} Anfangsgründe eingeführt und wenn ich die Aufgaben, die mir bei der Aufnahmeprüfung an der Präparande gestellt wurden, nun leicht lösen konnte, so danke ich's ihm.

Um die in den Realienfächern behandelten Stoffe noch einmal nachlesen und befestigen zu können, hatten manche von uns sich durch Vaters Vermittlung ein sogenanntes Realienbuch besorgt. Es war ein umfangreicher Band, der in kurzer, sachlicher Weise, belebt mit Bildern, den Stoff in Geschichte, Erdkunde und Naturkunde darbot. Ich fand außerdem in Vaters Büchern manche interessantere Darbietung. Mein Interesse an der Naturkunde ^{wurde} im letzten Jahr meines Schulbesuchs besonders geweckt, als ich zu Weihnachten einen Band der für die Jugend geschriebenen Naturstudien von Dr. Karl Kraepelin bekam, eine Darstellung in Form eines Zwiegesprächs bei Spaziergängen zwischen Vater und Sohn. Das brachte mir, der ich meinen eigenen Garten hatte und pflegte und der ich so gern durch Feld und Wald streifte, manche neue Erkenntnis. Es regte mich an, meine Beobachtungen in einem Tagebuch niederzulegen. Es war an einem sonnigen Märzsonntag 1906. Meine Eltern hatten Besuch bekommen. Da ich nicht weiterlesen konnte, begab ich mich nach draußen und wanderte den alten Postweg hinunter, An der Südseite von einem hohen, breiten, sandigen Wall entdeckte ich zahllos

zahllose kleine Pflänzchen mit winzigen weißen Blüten. Es war das Frühlingshungerblümchen, das ich schon kannte, aber noch nicht in solcher Zahl gesehen hatte. Die breite, alte Kiefer an der Innenseite des Walles erschien mir grünglänzender als sonst und gegenüber am Rande des Weges beim uralten Hünengrab brachen an den Weiden schon die ersten silberglänzenden Kätzchen durch. Ich weiß es noch, wie sehr beglückt ich über meine Entdeckungen war, eilte nach Hause und trug meine Beobachtungen mit kurzen Sätzen in ein Heft ein. Das Datum wurde nicht vergessen. Es war, soweit ich mich erinnern kann, diesmal nur der Anfang eines Tagebuchs.

Wenn auch für das Singen in der Oberstufe wöchentlich 2 Stunden angesetzt waren, so zählte es als Fach doch zu den wenigsten wichtigen. Allerdings legten die Gemeindeglieder durchweg großen Wert darauf, ob ein Lehrer gut singen konnte, und das gab bei der Lehrerwahl oft mit dem Ausschlag, vor allem dann, wenn der Lehrer zugleich den Kirchendienst mit übernehmen mußte. Vater hatte eine kräftige, klare Stimme, und das ist von mir ^{manchen} dankbar und freudig begrüßt worden. Er gab gern den Gesangsunterricht, verübergehend sogar auch in der Mittelstufe. Wir sangen in der Oberstufe alle Lieder zweistimmig. Das Einüben der Melodien erfolgte nach dem Gehör. Die Geige war das dazu unentbehrliche Instrument. Das Singen nach Noten lernten wir nicht kennen. Damit das Einüben nicht zuviel Schwierigkeiten machte, suchte Vater für die 2. Stimme einige musikalische Jungen mit kräftiger Stimme aus, die in der Stimmführung sicher waren. Ich faßte Melodie und Rythmus leicht auf. Unser ostfriesisches Liederbuch brachte eine reiche Zahl von Liedern. Bei den Volksliedern fehlten damals die Liebeslieder, doch waren die Vaterlandslieder stark vertreten. Die Choralmelodien, die vorgeschrieben waren, wurden in der Gesangsstunde nicht geübt. Durch das Singen in der täglichen Andacht prägten sich die Melodien von selbst ein. Einige geistliche Lieder haben wir dreistimmig gesungen. Das machte mir besondere Freude.

Für den Turnunterricht waren im Stundenplan zwei Wochenstunden vorgesehen. Für das Winterhalbjahr war Ersatzunterricht im Plan eingetragen. Die Mädchen hatten statt Turnen wöchentlich zwei Stunden Handarbeit. Eine besondere Turnkleidung gab es nicht. Wenn es uns zu warm wurde - es war selten der Fall - zogen wir unsere Jacken aus. Der Unterricht wurde bei uns vom 2. Lehrer erteilt. Die Stunde begann mit einigen Ordnungs- und Laufübungen. An die dann folgenden Freiübungen kann ich mich nicht erinnern. Wahrscheinlich fielen sie meistens weg. Einmal wurden wir veranlaßt, uns einen

Besenstiel zu besorgen für Stabübungen. Das war für uns Jungen eine willkommene Abwechslung. An Turngeräten waren Reck und Barren vorgeschrieben, die, von einem hiesigen Zimmermann verfertigt, am Rande des Schulplatzes - Sommer und Winter der wechselnden Witterung ausgesetzt - fest in der Erde standen. Vom Lehrer wurden uns einige wenige leichte Übungen gezeigt und einmal durchgeprobt. Einige der Jungen erkämpften sich gern in den Pausen an den Geräten ihren Platz um nun fleißig zu üben. Die Jungen aus dem Dorf kamen in der schulfreien Zeit her und stählten ihre Kräfte. Ich habe mich kaum beteiligt, mein Bruder Alfred umsomehr. Er brachte es im Aufzug und in der Kniewelle rückwärts und vorwärts unter seinen Schulkameraden zu Rekordleistungen und führte sie uns gern vor, während ich mit Mühe einen dreimaligen Aufzug fertigbrachte. Mehr Spaß machten mir schon die Turnspiele, die meistens am Schluß der Stunde lagen, doch von uns dann weiter gern in der Pause geübt wurden. Ballspiele kannten wir nicht. Wir jubelten alle, wenn im Winter die Turnstunde, die meistens nachmittags am Schluß des Unterrichts lag, zum Schlittschuhlaufen freigegeben wurde.

Es war für Vater nicht leicht, in den Jahren der Oberstufe die Schüler so weit zu führen, daß sie das Ziel der Volksschule erreichten. Allein in der Oberstufe waren bis zum Schulbau in Kleinremels weit über 100 Kinder, 1900 noch 125, die in dem zwar großen Klassenraum kaum noch Platz fanden. Trotz einer erheblichen Entlastung blieb nach 1900 die Schülerzahl auf 70 - 80, stieg sogar wieder auf 87, die in den 4 Jahrgängen der Oberstufe gemeinsam betreut werden mußten. Hinzu kam noch als besondere Belastung im Sommer von Mai bis Michaelis die schon einmal erwähnte Dispensation. Jungen und auch Mädchen konnten auf besonderen Antrag beim Kreisschulinspektor vom 12. Lebensjahr an bis täglich 3 Stunden vom Unterricht befreit werden. Vom Ortsschulinspektor, also dem Pastoren wurden die Stunden dieß sie versäumen durften, festgesetzt. Nach behördlicher Anordnung hatten die Disp. die kirchliche Katechismuslehre regelmäßig zu beenden. Ich weiß es noch genau, wenn die Dispensierten oft dann erst nach den ersten zwei Studⁿ erschienen. Vater gab sich viel Mühe mit ihnen. So konnten vielleicht die begabteren Kinder, so weit sie sich Mühe gaben, manches Versäumte wieder aufholen, doch bei den meisten war die Arbeit vergebens. Die Kinder kamen alle aus ärmlichen Familienverhältnissen und sollten durch den Dienst beim Bauern ein wenig mit zum Unterhalt ihrer Familie beitragen, wenn sie auch meist nur die Kost und etwas oft abgelegte Kleidung verdienten. Daß es für die Schule eine schwere Belastung war, mögen ein paar Zahlen zeigen:

1902 wurden 6 Kn; 15 Md / 7 Hütejungen

1903 11 " 8 " 7 " dispensiert. Die Hütejungen kamen aus anderen Gemeinden und mußten den Sommer über natürlich hier in Remels eingeschult werden. Daß sie sich schwer in den Schulbetrieb einordneten, ist verständlich. Vater war sehr froh, als 1906 die Dispensation ein Ende fand.

Den Abschluß des Volksschulunterrichts bildete zu meiner Zeit die Prüfung der 13 jährigen. Sie wurde unter dem Vorsitz des Ortsschulinspektors abgehalten. Die Entscheidung fällte dieser zusammen mit dem 1. Lehrer. Im März 1905 gehörte auch ich zu den Prüflingen. Vater verteilte einem Heft entnommene Doppelblätter für die schriftlichen Arbeiten. An der Wandtafel standen die Rechenarbeitsaufgaben, die wir zu lösen hatten, die den gesamten behandelten Stoff der vier Schuljahre entnommen waren. Im Deutschen wurde ein Diktat gegeben. Beides machte mir keine Schwierigkeiten. Ob wir noch im Lesen geprüft wurden, ist mir nicht erinnerlich. Das Resultat, ob wir bestanden hatten, wurde uns gleich mitgeteilt, Zeugnisse wurden in meiner Schulzeit nicht ausgestellt, nur bei der Vollendung der Schulzeit gab es ein Abschlußzeugnis, das vom Ortsschulinspektor mit unterschrieben wurde. Am letzten Schultage vor Ostern wurden die Zeugnisse den Kindern ausgehändigt. Vater wurde es immer schwer, sich von seinen Schülern, die er so lange betreut und lieb gewonnen hatte, nun zu trennen. Er richtete noch ein paar mahnende warme Worte an und ließ sie mit den besten Wünschen ins Leben hinausgehen. Auch die Kinder fühlten den Ernst des Augenblicks und nicht nur bei den Mädchen flossen die Tränen. Viele seiner Schüler und Schülerinnen haben Vater ein dankbares Andenken bewahrt.

Da ich schon so frühzeitig in die Schule aufgenommen war, blieb ich noch ein Jahr länger. Es hat mir nicht geschadet, mein Abschlußzeugnis weist es aus.

XI Schulfeiern

Im Verlauf des Schullebens gab es seinerzeit für uns wenig Abwechslung. Der Unterricht verlief Tag für Tag und Woche für Woche nach festem Plan. Wohl wechselten die einzelnen Fächer, doch war der Stoff, der zu behandeln war, im einzelnen auf Wochen verteilt, und selbst der Lehrer war an diese Verteilung gebunden. Durchweg wurde in jedem 2. Jahr bei den Klassen mit mehreren Jahrgängen derselbe Stoff behandelt. Es lag am Geschick des Lehrers, immer wieder den Unterricht interessant zu gestalten. Die Schulzucht war streng, der

Schüler in allem in seiner persönlichen Freiheit stark beschränkt. So mußte manches Kind die Schule als einen lästigen Zwang empfinden, der ertragen werden mußte. Es waren wenige Schüler, die nach Vollendung ihres 14. Lebensjahres noch freiwillig in der Schule blieben. Ich habe es noch miterlebt zu sehen, wie dieser Tag von den meisten herbeigeseht¹² wurde, und sie an ihrem Geburtstag gern stolz unter ihren Mitschülern den Reim zitierten: "Vandagen is mit ledsde dag, morgen gah ik strieken, un wenn de Mester mi denn noch wat will, denn will ik hunn wat schieten!" Den Spruch kannten auch die Dümsten und sagten ihn mit besonderer Freude.

Daß einzelne Stunden ausfielen, war selten. War ein Lehrer krank, so wurde schnell für Vertretung gesorgt. In unserer Schule mußte dann die andere Lehrkraft die Aufsicht übernehmen und die verwaiste Klasse irgendwie beschäftigen. Es ist meines Wissens bei uns kaum vorgekommen. Wenn Remelser Markt war, wurde die große Pause auf eine Stunde verlängert. Das war einmal im Frühjahr und einmal im Herbst der Fall. Mit unserm Groschen in der Hand rannten wir die Friedhofstreppe hinunter zum nahen Marktplatz. Wir waren nicht enttäuscht, daß uns so wenig geboten wurde. Da bot der Bäcker des Dorfes seine in großen Stutenkörben verpackten Backwaren und Süßigkeiten an, Korinthenbrötchen, einige Kuchensorten, Lakritzenstangen (Sappkooh) und Sirupsboltjes, keine große Auswahl, doch wir brauchten nicht lange zu wählen, das Geld war schnell ausgegeben. Uns blieb noch etwas Zeit, an der anderen Seite der Straße dem Schweißweg-Onkel zuzuschauen, der auf einem Tisch seine Waren, Sachen für jedermanns Gebrauch, ausgebreitet hatte und nun mit gewandten Worten, hin und wieder mit einem passenden Witz untermischt, Stück für Stück seine Sachen feilbot. Er verstand es, seine Waren als die besten anzupreisen, bot sie zunächst für einen Höchstpreis an und ging dann nach und nach bis auf einen Mindestpreis herunter, der wohl dem wirklichen Wert entsprach, und es wurde gekauft. Alles hörte ihm neugierig zu, und auch wir staunten über den zungengewandten Mann, der es doch mit den Leuten so gut meinte und - man konnte den Eindruck bekommen - seine Waren nahezu verschleuderte.

Der Auftrieb an Rindvieh war nicht sehr groß. Uns blieb meistens nur noch wenig Zeit, den Gepflogenheiten beim Handel um eine Kuh zuzusehen. Es dauerte oft lange, bis die beiden Partner sich über den Kaufpreis einigten und endlich - nach einem "Schääldeelen" - mit einem kräftigen gegenseitigen Handschlag und dem Wunsch "Denn Glück damit" den Kauf abschlossen. Nur zu schnell ging für uns die Zeit dahin. Der Zeiger der Turmuhr rückte weiter und mahnte uns. Sicher muß-

mußte der Lehrer in der nun folgenden Unterrichtsstunde auf uns Rück-
sicht nehmen, wenn unsere Gedanken noch auf dem Markt waren. Wenn
wir dann um 12 Uhr noch einmal hinübereilten, war schon alles abge-
räumt, alles vorbei. Mochte der Markt für uns auch nur eine Stunde
gedauert haben, so war es für uns Kinder doch immer eine besondere
Abwechslung, eine kleine Feier, wenn auch ohne jegliche Musik.

Wenn im Sommer die heißen Tage kamen, hofften wir auf
hitzefrei. In der dumpfigen Klasse brannte schon zeitig die Sonne
hinein und brachte das Thermometer leicht auf 25 ° Celsius. Doch nach
Vorschrift mußte draußen im Schatten gemessen werden. Wir hingen das
Thermometer an die Nordseite des Lindenbaumes und warteten mit Span-
nung, ob das Quecksilber die Grenze erreichte. Wenn es um 10 Uhr
25 ° zeigte, durfte der Unterricht um 11 Uhr ausgesetzt werden. Vater
hielt sich streng an diese Vorschrift. Wir wurden manchmal enttäuscht.
Nur selten haben wir gejubelt.

Ein besonderer Festtag war für uns der 18. März jeden Jah-
res, Vaters und also unsers Lehrers Geburtstag. Wir gaben uns in der
Oberklasse alle Mühe, am Tage vorher den Klassenraum festlich auszu-
gestalten, und mit Tannengrün zu schmücken. Bei günstigem Wetter fan-
den wir damals noch in den weiten Heideflächen beim Dorf an vielen
Stellen das Schlangemoos, den Keulenbärlapp. Die langen Ranken kno-
teten wir aneinander und hängten sie als Girlanden unter der Holz-
decke quer durch die Klasse. Als einzige Blumen fanden wir Schnee-
glöckchen, mit denen wir das Lehrerpult besonders zierten. Als ich
im letzten Jahr in der Schule war, hatten wir dazu auf dem Pult ein
paar Kerzen aufgestellt. Kurz vor 8 Uhr, bevor Vater kam, wurden sie
angezündet, und wir grüßten unsern Lehrer, als er in die Tür trat, mit
dem Choral: "Lobe den Herrn", was mich so tief bewegte, daß ich nicht
mehr mitsingen konnte und in Tränen ausbrach. Doch es war schnell
überwunden. Wir hatten es an dem Tage gut. Vater las uns vor, sang mit
uns, und von Schularbeiten waren wir diesmal befreit. Einmal -
es war ein paar Jahre vorher - hatten die älteren Knaben und Mäd-
chen für Vater ein Geburtstagsgeschenk gekauft, ich glaube, es war
ein Rauchservice aus Nickel. Als ein paar Mädchen es überreichten
und Vater beglückwünschten, lehnte er das Geschenk zu ihrer großen
Enttäuschung ab. Es war behördlicherseits dem Lehrer verboten, von
den Kindern Geschenke anzunehmen.

Am 27. Januar, an dem Geburtstag des Kaisers war schulfrei.
In beiden Klassen wurde am eine kurze Schulfeier abgehalten. Es wur-
den vaterländische Lieder gesungen. Die Lehrer hielten eine kurze An-
sprache, die in einem dreifachen Hoch auf den Kaiser ausklang. An
eine besondere Gedenkfeier an das 200 jährige Bestehen des Königreichs

Königreichs Preußen am 18. Januar 1901 kann ich mich nur schwach erinnern. Ich war noch in der Mittelstufe und war sehr stolz, als auch mir als bestem Schüler der Klasse ein besonderes Gedenkblatt vom Lehrer Kruse überreicht wurde. Es ist mir verloren gegangen. Ich wurde aber daran erinnert, als ich vor Jahren ein gleiches unter Glas und Rahmen in einer Dorfwirtschaft in Ilowerfehn, wo wir auf einer Radfahrt nach Emden eingekehrt waren, als Wandschmuck wieder sah.

Für die Wiederkehr des 100. Todestages von Friedrich von Schiller war für den 9. Mai 1905 für alle Schulen eine Gedenkstunde angeordnet worden. Ich stand im 13. Lebensjahr und war wegen meiner vorzeitigen Einschulung noch ein neuntes Jahr in der Schule, ein fünftes Jahr in der Oberklasse, habe mich aber bei Vaters Unterricht nie gelangweilt. Mein Vater wies mir zwischendurch zusätzliche Aufgaben zu. So fragte er mich drei Tage vor der Schillerfeier, ob ich mir zutraute, bis dahin "das Lied von der Glocke" auswendig zu lernen, um es bei der Feier sprechen zu können. Ich machte mich heran, schaffte es und konnte es bei der Feier, nachdem Vater uns vom Leben des Dichters erzählt hatte, ohne Stocken vortragen. Es ist mir bis heute im Gedächtnis geblieben.

Jedes Jahr freuten wir Kinder uns besonders auf den Sedantag, den 2. September, der für die Schulen nahezu zu einem Nationalfeiertag geworden war. Gegen 10 Uhr vormittags versammelten wir uns bei der Schule in unsern besten Feiertagskleidern. Die Mädchen hatten sich mit bunten Kränzen geschmückt. Einige der größeren Jungen trugen stolz ihre schwarz-weiß-roten Fahnen, die ein Strauß bunter Georginen zierte. Wir mußten uns in Viererreihen aufstellen, und nun zogen wir singend durchs Dorf. Schon bald grüßte uns beim Harmschen Hause ein Freudenschuß, der uns zusammenfahren ließ, uns aber veranlaßte, mit einem dreifachen Hurra zu antworten. Beim Haus vom Bäcker van Halle kamen wir auf die Landstraße. Die Leute winkten uns freudig zu, und wir grüßten sie mit unsern Liedern. Unser Ziel war das Nachbardorf, die 2 km entfernt liegende Bührenener Mühle. Bei der Wirtschaft wurde Halt gemacht. Dort erwartete uns schon die "Stutengeske" mit ihren beiden großen Tragkörben, vollgepackt mit allerhand Kuchen, Stutjes und vielerlei Süßigkeiten. Sie wurde bald von der Kinderschar umlagert. Jedes Kind hatte einen oder zwei Groschen Zehrgeld mitbekommen, das bald ausgegeben war. Die Ware war schnell ausverkauft, und Geske konnte befriedigt mit leeren Körben und einer Tasche voll Kleingeld nach Remels zurückgehen. Wir Kinder traten in kleinen Gruppen in die Wirtsstube und wurden mit einem

süßen Getränk bewirkt, eine Art Softwasser, das unsern Durst stillte und von uns Kwatsch genannt wurde. (Kwas, ein ursprünglich russisches Getränk). Nach einer Stunde Aufenthalt traten wir wieder unseren Rückweg an. Noch einmal ging unser Umzug singend durchs Dorf bis zur Gastwirtschaft Wenke, wo wir abermals in gleicher Weise von Metsmö bewirtet wurden. Als wir im Saal versammelt waren, hielt Vater am Schluß eine kurze Ansprache und mit einem dreifachen Hoch auf das Vaterland und seinen Kaiser war unsere Sedanfeier beendet. Es war ein bescheidener Ausflug, der einzige, den Vater jährlich einmal mit seinen Schülern machte, für uns aber immerhin ein besonderes Ereignis.

XIII Verwandtenbesuche

Zu Verwandten

In meiner Jugendzeit bin ich kaum aus Uplengen herausgekommen. Es lag wohl an der Abgelegenheit der Landschaft Lenggen und an den schlechten Verkehrsverhältnissen, daß auch meine Eltern kaum dazu kamen, ihre nächsten Verwandten zu besuchen. Vor 1900 und auch noch später bestand nur eine einzige Möglichkeit, die Bahn zu erreichen, um zunächst nach Leer zu gelangen und von dort weiter ins Oberledingerland zum Westrhauderfehn, der Heimat meines Vaters, bzw. nach Westerholt, dem Elternhaus meiner Mutter. Täglich zweimal fuhr die Postkutsche über Hollen - Detern nach Stickhausen, den Postverkehr zu vermitteln. Der alte Postomnibus - ich sehe ihn noch heute vor mir - damals ein komfortables Verkehrsmittel nahm außer dem seiner Zeit noch bescheidenen Postgut auch Reisende mit. Auf bequemen gepolsterten Bänken fanden 6 - 8 Erwachsene Platz. Zusätzlich räumte der Kutscher noch gern bei sich auf dem Kutscherbock einen Platz ein. In einem verschließbaren Fach unter dem Bock wurden die Postsachen verwahrt, neben ein oder zwei versiegelten buntgestreiften leinenen Postsäcken mit meist wenig Inhalt und, soweit noch Platz war, einige Pakete. Das Gepäck der Reisenden wurde, wenn nötig, auf dem Verdeck des Omnibusses untergebracht. Die Posthalterei - ich glaube mit Posthilfsstelle bezeichnet - war in meiner Jugendzeit in der damaligen Tammen-schen Gastwirtschaft und der Besitzer zugleich Postverwalter. Er hatte der Reichspost einen Raum als Poststube zur Verfügung gestellt. Da wir Abholer waren - fand ich mich täglich gegen 4 Uhr nachmittags dort ein, um die uns zufallenden Sachen abzuholen. Ich hatte oft Gelegenheit, den Verwalter bei seiner Arbeit und die Postboten beim Auspacken und Sortieren

der Briefe und Zeitungen durch ein kleines Fenster zu beobachten. Für die Abholer war über einem länglichen Tisch an der Wand ein Regal mit offenen Fächern angebracht, für jeden Abholer eins. Es waren nicht viele, die davon Gebrauch machten. Die eingegangenen Drucksachen waren bald durchgesehen und auf die Fächer verteilt. Da brauchten wir meistens nicht lange zu warten, bis das kleine Fenster geöffnet und jedem seine Post ausgehändigt wurde.

Bei der ersten Fahrt nach Westerholt, an die ich mich schwach erinnere, haben wir den Postwagen nicht benutzt. Ich weiß nur noch, daß wir mit einem Wagen Richtung Hesel fuhren. Ich nehme an, daß es im Herbst 1894 war. Ich war damals 2 1/4 Jahr alt. Wir saßen wohl auf einem offenen Wagen und hatten uns wohl schon zeitig aufgemacht. Denn als wir durch Selverde kamen, war es noch dunkel und die Fenster der Bauernhäuser erleuchtet. Ich fragte jeweils meinen Vater, wer hier und dort wohne, und er gab mir Antwort. Doch das ist auch an diese Fahrt meine einzige Erinnerung geblieben, ich muß auch wohl weiterhin geschlafen haben. Es verkehrte damals ein Postomnibus von Leer nach Aurich, mit dem wir wohl weitergefahren sind. In späteren Jahren vor 1900, als ich in der Heimatkunde schon vom Rettungshaus in Großefehn gehört hatte, fuhren wir mehrmals diese Strecke, und ich ermahnte Vater früh genug, mir das Rettungshaus zu zeigen. Von Aurich aus konnten wir mit Feddermanns Omnibus nachmittags weiterfahren nach Westerholt. Diese Strecke kam mir, als 1901 die Kleinbahn uns rasch, so dünkte mich, von Hesel nach Aurich brachte, recht langweilig vor, da bei jeder Wirtschaft recht lange Station gemacht wurde. Doch war es wohl auch eine gewisse Spannung und Ungeduld, wenn wir uns nun dem Ziel näherten. Der Omnibus hielt bei der Gastwirtschaft an der Straßenkreuzung neben der Westerholter Kirche, die, auf einer Warf erbaut, mich als Junge besonders anzog. Hier war es doch gewesen, wovon Vater uns in der Heimatkunde erzählt hatte, wo der tapfere Diener Hans ^{sein} durch seinen entschlossenen Zugriff seinem Herrn dem Grafen Edzard das Leben rettete. Ihn traf das Geschloß, das seinem Herrn galt, und zerschmetterte ihm ein Bein. Als "Hans up de Trippen ging er wohlversorgt von seinem Herrn durch's Leben.

Bis zur Mühle der Großeltern, die wir schon lange vorher auf unserer Fahrt in der Ferne liegen sahen, war für uns noch ein langer Weg. Das Müllerhaus stand an der Westgrenze des Dorfes, die Mühle gegenüber schon in der Feldmark von Nenndorf. Nach einer Strecke von etwa 1 km bog gegenüber der alten Schule von der Straße nach Norden nach Süden ein schmaler Feldweg ab, der, an beiden Seiten von

Dornhecken eingefast, zur Mühle und dem dahinter liegenden Ackerland führte.

Als Junge war ich viel bei meinen Großeltern, oft wochenlang allein. Ich fühlte mich dort sehr wohl und habe, soviel ich weiß, nie Heimweh gehabt. An alles kann ich mich noch gut erinnern, wie es war, obwohl es schon so lange hinter mir liegt.

Das Haus der Großeltern, das Müllerhaus, war groß und weitläufig. An der Westfront, der Breitseite des Gebäudes, war der Hauseingang mit einem verzierten Oberlicht, an beiden Seiten der Tür hatte die Wand je zwei hohe Fenster mit je acht mittelgroßen Scheiben, von denen eines den breiten Flur erhellte. Trat man durch die Tür in das Haus ein, so lag geradeaus eine breite Treppe, die auf den Kornboden führte. Der Bodenraum hatte nach beiden Seiten ^{je zwei} große Fenster, aber keine Wohnräume. Vor der Treppe führte links eine Tür in die große Vorderküche, die wohl nur bei festlichen Anlässen benutzt wurde. Sie hatte noch neben dem Eingang, zwei Schlafbutzen, in der einen schiefen die Großeltern. Ich bin ^{im} dem Raum selten gewesen, habe daher an die Einrichtung weiter keine Erinnerung. Ich weiß nur, daß ich einmal an einem Nähtisch am Fenster war, als meine Großmutter mit dem Doktor sprach, der von Dornum gerufen worden war, um meinen Opa zu untersuchen, der krank in der Butze lag. Von dem Gespräch habe ich nur behalten, daß der Arzt das Nervensystem des Körpers mit einem Telefonnetz verglich und meiner Großmutter die Tätigkeit und Bedeutung der Nerven zu erklären versuchte. In der nach hinten etwas höher gelegenen Upkamer habe ich einmal geschlafen. Ich erwähne es, weil mir als kleinem Jungen ein Spiel viel Freude machte und mich stark beeindruckte, wenn ich mit meiner nur vier Jahre älteren Tante morgens im Bett aus den Kissen Sofas baute.

Im Flur gleich rechts beim Eingang stand die Tonbank. Da die Großeltern nebenher eine Bäckerei betrieben, wurden hier Backwaren verkauft. Eine lang tönende Klingel an der Haustür meldete die Kunden an. Imponiert hat mir immer die große mit einem Deckel verschlossene Holztonne, die meist mit "Dübbeltwebacken" gefüllt war. Sie wurden gern gekauft, und auch mir schmeckten sie besonders gut, viel besser als die Remelser. Sie waren im Format kleiner, und an Milch und Zucker war beim Backen nicht gespart worden.

Die Südwand des Flurs begrenzte ein mit alten Möbeln ausgestattetes Wohnzimmer mit drei Fenstern, eins nach Westen, zwei nach Süden. Es war das ehemalige Zimmer meiner Großtante Rudolfine und ihrer Mutter Johanna Müller geb. Matthesen, meiner Uroma. Letztere - sie starb 1900 im 84. Lebensjahr - habe ich noch gekannt, doch nur schwach

in Erinnerung und weiß nur noch, daß sie tagsüber in der Küche im Lehnstuhl neben dem Ofen saß. Als Kleinkind habe ich mich, wie mir von Tante Fine erzählt wurde, geweigert, zu ihr hinzugehn mit der Begründung, "Uroma ist böse". Ob es ihre friesische Tracht war, die mir so fremd vorkam, ich weiß es nicht. Ich habe mich auch, als ich älter war, nicht zu ihr hingezogen gefühlt. Die Küche, östlich vom Flur gelegen, hatte zwei Fenster nach Süden und war sehr groß und geräumig, der eigentliche tägliche Wohnraum für die Familie. In der Mitte stand ein langer und breiter Tisch, an der Westwand - wohl auf einem ehemaligen Herdplatz - ein eiserner Kochherd, auf dem viele Töpfe Platz fanden. Die gegenüberliegende Wand füllten Schränke aus, von denen ein antiker, schwerer Eichenschrank mit in den Türen eingelegten bunten Sternen später meiner Mutter zugesprochen wurde und als altes Erbstück in unsere Familie kam. Nach der Nordseite hin war ein breiter Raum durch Holz mit Glastüren als Schlafraum abgekleidet.

An das Wohnhaus schloß sich nach Osten gelegen ein großes, geräumiges Hinterhaus mit ausgedehnten Viehställen, Gulfräumen und langer Dreschdiele an. Meine Großeltern betrieben neben der Müllerei noch Landwirtschaft, mästeten vor allem viele Schweine, um den Abfall aus Mühle und Bäckerei nutzbringend zu verwerten. Genaue Vorstellungen von den Räumen im Hinterhaus habe ich nicht, bin dort auch kaum gewesen, da ich an den Arbeiten dort wenig Interesse fand und mir aus Tieren nicht viel machte, als kleiner Junge mich mehr vor ihnen scheute.

Wenn man von der Küche aus ins Hinterhaus ging, lag links noch eine Kammer für das Gesinde und rechts vor dem "Karnsta" die Backstube. Sie hatte einen aus Backsteinen gemauerten Backofen und ringsum tiefe Backtröge aus Holz, die mit Holzplatten zugedeckt werden konnten und dann als Arbeitstische dienten. Der Ofen wurde mit Torf geheizt. War er ganz durchgebrannt, wurde die heiße Asche mit der restlichen Glut mit einem besonderen Gerät herausgeholt und gleich hinterher der Ofen mit einem nassen, an einer Stange befestigten Fendel rasch ausgewischt, und nun konnte der geformte Teig mit einem Schieber, eine Stange mit länglicher Platte, sorgfältig in Reihen hineingeschoben werden, bis er gefüllt war. Das Ofenloch wurde mit einer dicht anschließenden Eisentür geschlossen. Das Schwarzbrot brauchte seine Zeit, bis es gar war. Da konnte der Bäcker in der Zwischenzeit schon den Teig für den Zwieback oder anderes leichtere Gebäck nutzen und ofenfertig machen. Der Zwieback wurde

zunächst als viereckiges Brötchen gebacken, die bald gar wurden, noch heiß mit einem scharfen Messer flach durchgeschnitten und kam dann noch einmal zum Rösten in den Ofen.

Die schwerste Arbeit für den Bäcker war wohl das Brotbacken. Das Roggenmehl wurde in den Backtrog geschüttet und zunächst mit Wasser angemengt. Ein Klumpen Sauerteig, vom letzten Backen zurückgelegt und nun genügend durchsäuert, wurde nun in den neu angesetzten Teig sorgfältig hineingekrümelt und mit ihm gut vermischt. Da es noch keine Maschinen gab, die die Arbeit später wesentlich erleichterten, mußte alle Arbeit mit der Hand und - beim Brotbacken - mit den Füßen gemacht werden, ja, wirklich mit den Füßen! War der Teig zum Kneten bereit, stieg der Bäcker mit sauberen Füßen in den Trog und trat den Teig hin - und her - , her - und hingehend fest zusammen. Diese Tätigkeit mußte gründlich vorgenommen werden und dauerte lange, damit das Brot nachher sehr locker war. Mit dem eisernen Teigspaten wurden passende Stücke ausgestochen und in die bereit stehende Form gepreßt, damit es nachher gleichgroße und gleichgeformte Brote ergab. Wie oft habe ich alles genau beobachtet! Der Bäcker war lange Jahre hindurch der Bruder meiner Mutter, mein Onkel Johann. Er war stets munter und fröhlich, sang viel bei der Arbeit, besonders beim an sich langweiligen Teigtreten im Takt des Bewegens. Er gab mir auf meine Fragen über alles gerne Auskunft und erklärte mir alles. Am liebsten schaute ich zu, wenn er die vielerlei Kuchen buk. Er verstand es, die schönen wohlverzierten Torten zu backen. Das habe ich bis zum Letzten verfolgt und mit Staunen die Kunst bewundert. Bei Onkel Johann hatte ich es gut. Zerbrochene und nicht ganz geratene Kuchenstücke fielen mir zu, und in der Anrührschüssel blieb stets noch etwas süßer Teig zum Lecken. Als Onkel Johann sich verheiratete und in Nenndorf eine kleine Bauernstelle übernahm, führt ein Bäckergeselle den Betrieb weiter. Es war nicht lange, dann hat er in der Nachbarschaft ein Haus gebaut und sich selbständig gemacht, und die Großeltern haben den Bäckereibetrieb aufgegeben.

Als ich älter wurde, interessierte mich noch mehr die Mühle. Sie war damals in der weiten Umgebung von Westerholt noch wie seither die einzige. Der Betrieb brachte viel Arbeit, die nur mit Hilfskräften geleistet werden konnte. So war mein Großvater Ulfert Meyer Peters schon bei meinem Urgroßvater Arend Janßen Müller als Müllergeselle tätig gewesen, als noch an derselben Stelle eine schon alte Ständermühle stand, wie sie noch heute in Dornum als einzige ihrer Art in Ostfriesland zu sehen ist. Diese ist renoviert worden und unter Denkmalschutz gestellt. Sie gehörte um 1850 Arend J.

Müller, der sie aber verkaufte und die Mühlenbesitzung in Westerholt erwarb. Er starb bereits mit 49 Jahren, und seine Frau Johanna Müller geb. Mattheesen führte den gesamten Betrieb. Sie muß eine geschäftstüchtige, energische Frau gewesen sein, die trotz mancher Widerstände, von denen schon in Kap. II berichtet wurde, viele Jahre durchhielt. Mein Großvater Ulfert Peters war lange ihr Müklergeselle und Beistand und heiratete 1868 ihre Tochter Jabina Amalia Müller. In der Erbaueinandersetzung wurde ihr das Mühlenbesitztum zugesprochen. Trotz seines Alters - er hatte bereits in meiner Jugendzeit das 60. Lebensjahr überschritten, war mein Großvater noch in der Mühle tätig. Ich sehe ihn noch am Mahlgang stehen in seiner mehlbestäubten Kleidung. Er trug stets eine Schirmmütze, auch im Hause und setzte sie nur ab, wenn er bei Tisch das Gebet sprach. Er war sehr schweigsam und gab ruhig und bestimmt, soweit es noch nötig war, den Hilfskräften seine Anordnungen. Seinen ältesten Enkel hatte er gerne. Ich fühlte es, wenn er auch nicht viel sagte. Von alten Zeiten hat er nie erzählt. Es lag ihm wohl nicht. Er liebte die Jagd, und ich hab ihm mehrfach zugeschaut, wenn er die Patronen ^{hülsen} selbst mit Pulver und Blei lud ^{und} sie mit Papier fest verschloß. Einmal hat er mich auf seinem Pirschgang mitgenommen. Das Durchstreifen des damals noch ~~ist~~ öden Geländes voller Sanddünen und Heide bei Willmsfeld wurde mir schwer. Aber ich sah zum ersten Male das Ewige Meer, das machte mich froh. Wir gingen auf dem Weg durch die Kolonie Eversmeer zurück, vor uns immer unser Ziel, die Holländerwindmühle meines Großvaters. Wir näherten uns zuletzt ihr auf einem Richt/~~pfad~~, der am Rande eines benachbarten Grundstücks direkt zur Mühle führte.

Die Mühle hatte einen zweistöckigen steinernen Unterbau, der das östlich davon gelegene Müllerhaus überragte. Von der den Bau umgebenden breiten Galerie, den sogenannten "Swichtstelten" blickte man über das Haus hinweg in die weite Gegend, und der Wind hatte von allen Seiten her zu den mit Segeltuch bespannten Flügeln einen ungehinderten Zugang. Der Oberteil der Mühle war reitgedeckt, die Mühlenkappe mit der schweren Achse und den Flügeln drehbar. Sie trug damals um 1900 noch keine Windrose, die mit Hilfe der Kraft des Windes die Kappe mechanisch dreht und die Flügel gegen den Wind stellt. Die Mühle hatte ehemals eine aus Balken bestehende und fest mit der Kappe verbundene Vorrichtung, den sogenannten Steert, der ^{mit} Dreiecksspitze bis auf die Swichtstelten reichte und dort den Drehkasten mit der eisernen Drehvorrichtung trug, eine wohl eiserne Welle mit einem eisernen Rad etwa in der Art eines Steuerrades mit festen Stäben zum Anfassen. Die an der Welle befestigte Kette wurde, wenn

die Kappe gedreht werden sollte, mit dem freien Ende in einⁿ auf der Galerie angebrachten Haken eingehakt, darauf durch Drehen des Rades Rades die Kette angezogen und, indem sie sich bei weiterem Drehen um die Welle wickelte, der Mühlensteert nachgezogen und die Kappe mit den Flügeln in den Wind gedreht. Das war für den Müller und seine Gehilfen keine leichte Arbeit, vor allem nicht bei unruhigem Wetter, wenn Eile erforderlich war. Die Richtung des Windes mußte ständig beobachtet werden, um festzustellen, ob Winddrehung wieder das sog. "Krojen", das Drehen der Flügel in den Wind, notwendig machte. Auch auf die Stärke des Windes mußte ständig geachtet werden, da bei leichter Brise die Segel voll vor die Flügel gespannt werden mußten, bei zunehmender Stärke halb oder auch ganz eingerollt wurden. Bei diesen Arbeiten halfen die Brüder meiner Mutter, Onkel Johann und Onkel Gerhard zwischendurch dem Müllerknecht, und ich habe oft interessiert zugeschaut, wenn sie an dem nach unten gerichteten Flügel hochkletterten und mit geschickten Griffen die Segel aufrollten oder spannten und mit Riemen festschnürten. Einer Aufforderung meines Onkels Johann, der auf seine Schwindelfreiheit ein wenig stolz war, nun auch ein paar Stufen am Flügel hochzuklettern, wagte ich nicht zu folgen. Nun, es war auch wohl nicht von ihm so ernst gemeint. Auf den Umlauf, die Swichtstellten ging ich bei ruhigem Wetter gern einmal und hielt Umschau in die Weite. Es reizte mich aber auch manchmal, bei starkem Wind in dem schmalen Ausgang oben zur Galerie zu stehen und die Flügel an mir vorbei rauschen zu lassen, vor der Kraft des Schlages leicht erbebend.

Der Eingang der Mühle lag nach Osten, der Haustür gegenüber. Trat man durch die breite Flügeltür ein, so sah man den großen untersten Raum vor sich, meist immer gefüllt mit Säcken, an der einen Seite das Mahlgut, das noch bearbeitet werden mußte, an der anderen Seite die fertigen mit Mehl gefüllten Säcke. Um die Eigentümer zu kennzeichnen, trugen sie alle mit schwarzer Farbe aufgemalte Buchstaben der Namen der Besitzer, auch noch oft dazu eine Nummer. Von oben herunter hing ein Tau mit einer Kette, die um den Korn sack geschlungen wurde. Das war der Aufzug, der im ersten Stock durch Ziehen an einem von oben herunterhängenden Tau wie durch Geisterhand in Bewegung gesetzt wurde und den Sack langsam durch die in den Böden sich öffnenden Klappen bis über den Holztrichter beim Mühlstein nach oben zog. Dort nahm der Müller ihn in Empfang und ließ das Korn in den Trichter laufen. Aus dem großen Holztrichter lief das Korn langsam in einen etwas schräg gestellten Kasten, der, verbunden mit der Achse, den Mühlstein drehte, es durch eine schüt-

schüttelnde Bewegung bei lautem Ticken in die Öffnung zum Mahlstein brachte. Wie oft habe ich auf das Ticken geachtet, das manchmal recht langsam war, aber bei aufkommendem stärkeren Wind, der die Flügel schneller antrieb, zu einem raschen Ticke - Tacke werden konnte. Dann lief das Korn rasch durch den Mülhstein, und der Müller geselle hatt, wenn er allein war, damit zu tun, die Arbeit zu bewältigen, Ich sah ihn oft die Treppe hinauf und hinunter springen. War oben im 2. Stock das Korn durchgelaufen, füllte er schnell den Holztrichter neu, sprang hinunter zum Mahlkasten im ersten Stock, schob, bevor das Mehl vom neuen Korn sack den Mahlgang hinunter lief, ein trapezförmiges Brett vor, und hängte in Eile den Sack des Eigentümers vor, den er nach Einschütten des Kornes von oben durch das Luuk des Aufzugs hinunter geworfen hatte, vor die Öffnung des Mahlgangs, überprüfte mit den Händen das sich vor dem Brett gesammelte Mehl und ließ es nun ungehindert in den vorgehängten Sack laufen. Bald eilte er aber schon wieder nach unten, nun einen neuen Korn sack an die Kette des Aufzugs zu binden, der dann bald nach oben gezogen wurde. Bei schwachem Wind, hatte der Müller mehr Muße. Es dauerte lange, bis das Korn aus einem vollgefüllten Sack gemahlen war. Ich sehe meinen Onkel Johann noch am Mahlgang stehen, wenn er, ein Lied summend, auf das langsam herunter rinnende Mehl sah oder es auch wohl mit dem Brett ~~mit dem Brett~~ vor der Öffnung abstoppte und auch mich veranlaßte, im weichen, warmen Mehl mit der Hand zu rühren. Einmal habe ich bei stärkerem Wind erlebt, wie im 2. Stock im Peldegang die Geste geschält und zu Grütze bereitet wurde. Den Vorgang habe ich nicht genau beobachten können. Es war ein hastiges Arbeiten, niemand hatte Zeit für mich.

Doch bei einer langwierigen Arbeit hatten meine Onkels gern den wißbegierigen Jungen mit dabei, um ihnen mit die Zeit zu vertreiben. Es war beim "Billen" des Mülhsteins. Sie gaben mir auf meine Fragen gerne Antwort und hatten ihre Freude daran, mich ein wenig zu necken. Ich sah dieser Arbeit lange sehr aufmerksam zu. Die Mühle stand still. Der Mülhstein war mittelst eines Flaschenzug es aus seiner Lage gebracht worden, er sollte für die weitere Arbeit geschärft werden. Der Stein war beim Zerreiben der Körner stumpf geworden. Der Müller hatte es beim Überprüfen des im Mahlgangs herab rinnenden Mehls gemerkt. Da war es nötig, an's "Billen" zu gehn und mit der Bille, einer zweiseitigen Flachhaue (Steinbeil - Haue zum Behauen und Einkerbten der Mülhsteine (Doornkaat)), die alten Kerben auf dem Stein neu auszuhauen und die Kanten zu schärfen. Die Arbeit

erforderte Geschicklichkeit und einen sicheren Schlag. Sie mußte sauber ausgeführt werden. Gegen die abspringenden Steinsplitter waren die Augen durch Brillen geschützt. Wenn auch das Handhaben des Billhammers nicht viel Kraft erforderte, so war doch das scharfe Hinsehen und das Arbeiten in einer wenig bequemen Lage auf die Dauer recht anstrengend und die Männer waren froh, wenn sie den Stein mit einem Handfeger säubern konnten und diese Arbeit erst einmal wieder geschafft hatten.

Der Müller war in seinem Betrieb ~~g~~ ganz vom Wind abhängig. Bei Windstille konnte natürlich nicht gemahlen werden. Ich habe es selbst miterlebt, wie eine länger dauernde Flaute dem Großvater schwere Sorgen machte. Das Mahlkorn, das von den Kunden gebracht wurde, häufte sich an. Wohl wurde dann auch der leichteste Luftzug ausgenutzt, doch das schaffte nicht viel, die Mühle ging zu träge ihren Gang. Trat aber eine plötzliche Wetteränderung ein, dann war reger Betrieb. Bis tief in die Nacht hinein wurde bei schwacher Beleuchtung von Stalllaternen gearbeitet, bis das Nötigste geschafft war. Die Leute konnten befriedigt werden und wieder ihr Brot backen. Der Betrieb normal weiterlaufen. Als Mahllohn nahm der Müller das sogenannte "Matt", das war $\frac{1}{16}$ des zu mahlenden Getreides. Unten in der Mühle wie auch beim Mahlgang im 1. Stock stand eine Dezimalwaage, auf der die Kornsäcke gewogen wurden. Mit einem runden, etwa 15 cm tiefen Holzgefäß entnahm der Müller den Säcken den ihm zukommenden Anteil. Mir bot die Waage die Gelegenheit, von Zeit zu Zeit mein Gewicht genau festzustellen. Dazu bedurfte ich bald keiner Hilfe mehr, die Bedienung der Waage hatte ich schnell gelernt.

Zu der Mühle in Westerholt gehörte um 1900 noch ein großer Kundenkreis. Wie schon erwähnt, brachten viele ihr Korn selbst. Bei starkem Wind konnten sie gleich abgefertigt werden, und ihr Mehl wieder mitnehmen. Für die weiter weg wohnenden fuhr der Müllerwagen. An einem sonnigen, windstillen Sommertag hatte ich einmal Gelegenheit, mit auf dem Müllerwagen zu fahren. Unten in der Mühle hatte sich das fertige Mahlgut gesammelt. Es wurde auf einem mit "Leitern" versehenen Bauernwagen geladen und ^{dieser} bald gefüllt. Auch wurden in einem sauberen Sack einige Zehnpfundbrote mitgenommen. Zwei kräftige Fische wurden vorgespannt. Diesmal fuhr der Müllerknecht Adde Wilhues, dem ich schon oft in der Mühle Gesellschaft geleistet hatte. Mein Oma hatte mir ein leckeres Schinkenbrot mitgegeben, damit ich auf der weiten Fahrt keinen Hunger litt. Ob auf die Wagenleitern noch eine dazugehörnde Bank gelegt wurde, ist mir fraglich. So weit ich

weiß, saßen wir auf den Säcken, die uns gute Sitzgelegenheit boten. Wir fuhren gemächlich über Nemndorf in Richtung auf Südarle. In der Ferne sah ich schon bald die alte Kirche von Arle, die, auf einer Warf erbaut, am Rande der Marsch weithin sichtbar war und das Land überragte. Hin und wieder wurde bei einem Hause gehalten und von Adde der zugehörige Sack abgeladen und den Leuten gebracht, die oft gleich neues Korn zum Mahlen wieder mitgaben. Das ging immer flott, und ich blieb auf meinem Thron, von wo ich alles überschauen und beobachten konnte. Erst als wir in Südarle zu einem Hause kamen ließ ich mich von einer freundlichen Frau nicht zweimal auffordern, von ihren Süßkirschen zu essen. Adde ließ sich Zeit, sie für mich zu pflücken, und ich aß nach Herzenslust. Weiteres Begehren konnte noch bei andern Häusern gestillt werden, so daß ich gar nicht dazu kam, mein Brot zu essen. Nach mehrstündiger Fahrt kamen wir wohlbehalten wieder zurück, und der Müllerknecht rechnete mit meinem Großvater ab. Ich war von all den neuen Eindrücken sehr müde geworden und schlief zeitig ein. Doch mitten in der Nacht erwachte ich unter heftigen Leibscherzen. Der Magen revoltierte plötzlich und gab die mit so viel Lust genossenen Kirschen wieder von sich. Meine gute Oma half mir und tröstete mich, und ich schlief bald wieder ein.

Trotz dieser Panne aß ich Süßkirschen weiterhin gern. wie oft bin ich in späteren Jahren in die jungen Bäume gestiegen, die in Westerholt in einer Ecke des nördlich gelegenen kleinen Gartens bei dem Brunnenhaus wild aufgeschlagen waren. Wenn die Früchte auch herber und nicht so süß waren, mir schmeckten sie doch und ich ließ mich's nicht verdrießen, sie zu erlangen. Wohl gab es auch in der Grünfläche südlich vom Haus einen alten, hohen Süßkirschenbaum, der aber nicht viel trug. Auf den Gedanken, ihn zu erklettern, kam ich nicht, da das Klettern mir nicht lag. Das überließ ich gern meinem sportlich begabteren Bruder Ulfert. Die dort stehenden nur wenigen Apfelbäume waren ungepflegt. Die Früchte, die ich einmal im Herbst probierte, waren sauer und griffen meine Zähne an, daß sie beim Kauen schmerzten. Da schmeckte mir der Süßapfel von dem Baum mit der breiten Krone besser, der mitten im westlich der Mühle gelegenen großen Gemüsegarten stand. Doch viel Frucht brachte auch er nicht.

Da bei der Mühle in Westerholt noch ein nicht geringer Landbesitz war, konnte nebenher, wie schon erwähnt, noch Landwirtschaft betrieben werden. Das war vor allem die Arbeit von Onkel Gerhard. Ein Dienstknecht stand ihm zur Seite. Im Grünland östlich des Hauses weidete eine Anzahl Kühe, die die Kinderreiche Familie genügend versorgen konnten.

In der "Karnsta" neben der Backstube wurde die Butter bereitet. Im Keller lagen die großen, runden Käse, mit Kümmel durchsetzt, die meine Großmutter selbst machte. Bis in ihr hohes Alter aß sie schon beim Frühstück besonders gern ihr Käsebrot. Die Schweinezucht brachte für den Haushalt reichlich Fett und Fleischwaren, die Acker nahe bei hause genügend Kartoffeln für Menschen und Vieh. Für alles war gesorgt. Von einem großen Wiesenstück, im Dorf nahe bei der Kirche gelegen, nahmen die Großeltern später einen Teil als Bauplatz für ihren Alterssitz. In einem netten einfachen Haus konnten die beiden mit den zwei jüngsten ihrer Töchter etwa 10 Jahre wohnen, Oma noch 17 Jahre länger.

Ein zur Mühle gehörendes Grundstück lag weitab vom Dorf dort, wo die Geest an die Marsch grenzt. Es war fruchtbares Ackerland. Als Onkel Gerhard einmal Feldbohnen holte, bin ich mitgefahren. Ich entsinne mich der Feldmäuseplage. Fast unter jeder Stiege fand man Nester mit nackten Jungen, eine unendliche Zahl. Bei der Rückfahrt oben vom Fuder aus in die Weite der Landschaft zu schauen, machte mir Freude. Denselben Weg fuhr ich einandermal, als mein Onkel von Dornum eine Fracht Gerste holen mußte. An diese Fahrt habe ich keine besondere Erinnerung. Das Aufladen der Kornsäcke war schnell geschafft. Ich blieb solange auf dem Wagen. Auf die Ständermühlr, die doch einmal meinem Urgroßvater gehört hatte, machte mich niemand aufmerksam, obwohl wir ganz nahe daran vorbeifuhren. Nur das weiß ich noch, daß ich zum ersten Male die Warftkirche in Resterhufe sah und es weiterhin recht langweilig fand, als mein Onkel und sein Helfer in Schwittersum in einer Wirtschaft einkehrten und mich, wie es mir vorkam, recht lange warten ließen. Auf halber Strecke zwischen Dornum und Westerholt überquerten wir einen schmalen Flußlauf. Dort war ich später einmal mit meinem Onkel Johann, dessen Lieblingsbeschäftigung das Aalfangen war. Er hatte in dem fließenden Wasser sein Netz gestellt, vorne zwei nach den Seiten ausgebreitete und am Ufer festgesteckte Netzflügel, dahinter der angeflockte Aalkorb, mit runden Bügeln, der so eingerichtet war, daß die Aale leicht hinein - aber nicht wieder hinausschlüpfen konnten. Dieser "Dunk" war am Abend vorher gestellt worden, und wir waren nun neugierig auf den Erfolg. Der Korb war diesmal nahezu mit Aalen gefüllt, ein selten guter Fang. Mein Onkel räucherte selbst die Aale, und alle ließen sie sich gut schmecken.

In der Gemarkung von Westerholt-Nennendorf lagen eine Anzahl sogenannter Mergelkuhlen. Sie waren, wie mir erzählt wurde, nahezu unergründlich tief, und die Jugend wurde eindringlich gewarnt, dort zu baden. Die Landbesitzer hatten hier in trockener Jahreszeit den

Mergel, eine kalkhaltige Tonerde gegraben, für den kalkarmen Boden ein wichtiges Düngemittel. Sie sollten sehr fischreich sein, und die Gemeinde hatte die Fischerei an eine Gruppe von Interessenten verpachtet, zu denen auch Onkel Johann und Onkel Gerhard gehörten. Hin und wieder wurden die Kühlen mit einem großen Trecknetz ausgefischt. Meine Onkels nahmen mich einmal mit. Es war an einem Sommertag gegen Abend. Ich war voller Erwartung auf den Erfolg, kam mir doch gleich die Erinnerung an die Geschichte von Petri Fischzug. Das Netz wurde ins Wasser geworfen und an den beiden Tauen von den jungen Leuten durch die Kuhle gezogen. Von einer Stelle ging's zur andern, doch der Erfolg war gering. Da der Fang auch noch unter die Beteiligten verteilt werden mußte, fiel für den Einzelnen nicht viel ab. Ich merkte es wohl, alle waren enttäuscht, ich auch. Da hatte sich der Aalfang besser gelohnt.

Außer den beiden jüngsten Brüdern hatte meine Mutter noch zwei ältere. Behrend, überhaupt der älteste der Kinder der Familie Peters, habe ich in Westerholt selten gesehen. Er war groß und kräftig, trug einen Vollbart und war eine stattliche Erscheinung. Seine Frau Anni geb. Hermerding war dagegen klein und zart und reichte ihm nur bis zur Schulter. Sie war aus der Nachbarschaft, die Tochter des Hauptlehrers in West^{er}holt. Onkel Behrend hatte bei seinem Vater das Müllerhandwerk gelernt und hat sich dann bald selbständig gemacht. Er pachtete die Mühle in Fahne, wo ich meine Verwandten von Aurich aus als Präparand öfter besucht habe. Nach der Erbaueinsetzung übernahm er den Mühlenbetrieb in Westerholt, den nach seinem Tode zwei Söhne und drei Töchter, alle unverheiratet, weiterführten.

Das zweite Peterssche Kind war mein Onkel Arend, zwei Jahre älter als meine Mutter. Er war Bauer und hatte in Schweinsdorf einen Hof gepachtet, ein altes Bauernhaus, mit viel Busch umgeben, idyllisch gelegen. Ein starkes Asthma hinderte ihn sehr in der Arbeit. Er war Soldat gewesen und soll bei einer militärischen Übung stark überfordert worden sein und ist früh gestorben. Er hinterließ seine Frau Margareta geb. Erdmer aus Dornum mit vier unmündigen Kindern. Sie hat nachher einen Platz in Westerholt gepachtet und hat es schwer gehabt mit ihren Kindern, die inzwischen herangewachsen waren, die Arbeit zu leisten. Durch einen tragischen Unfall kam sie 1920 ums Leben. Als bei einer Ausfahrt die Pferde durchgingen, sprang sie, um sich zu retten, bei voller Fahrt vom Wagen und starb an den ~~erlittenen~~ Verletzungen. Ihre vier Kinder sind als junge Menschen nach Amerika ausgewandert und gut zurechtgekommen. Verwandte ihrer Mutter halfen ihnen.

Im Hause ~~meiner~~ der Großeltern waren in meiner Jugendzeit

noch drei Schwestern meiner Mutter. Da meine Oma, soviel ich weiß, keine ständige Hausgehilfin hielt, mußten die Töchter schon frühzeitig unter strenger Anweisung ihrer Mutter im Hause mithelfen. Meine Mutter hat oft davon erzählt. Bei der groben Arbeit half jahrelang gelegentlich eine Arbeitsfrau aus dem Nachbardorf.

Meine jüngste Tante Tätje war, wie schon erwähnt, nur vier Jahre älter als ich. Sie hat mit ihrer vier Jahre älteren Schwester Rudolfine zusammen mit den Eltern in deren neugebauten Haus gewohnt und heiratete um 1918 den Bauunternehmer Behrend Mammen aus Nenndorf. Sie hatten vier Kinder und wohnten in Westerholt. Tante Fine, wie sie von allen genannt wurde, blieb unverheiratet. Sie war klein und zart, hat sich, als sie zuletzt allein blieb, als Näherin tapfer durchgeschlagen. Sie war im Gegensatz zu ihrer Schwester, die nervenleidend war, stets munter und fröhlich.

An Tante Johanna, genannt Tante Hanni, habe ich von Westerholt aus keine Erinnerung. Ich weiß wohl, daß sie als junges Mädchen öfter bei uns in Remels war, wo sie ihren Verlobten Friedrich Kruse, gebürtig aus Hanstedt in der Lüneburger Heide, kennen lernte. Er war in Remels der 2. Lehrer. Als sie im Juni 1903 heirateten, nahmen meine Eltern mich mit nach Westerholt zur Hochzeit. Das war für mich, noch nicht ganz 11 Jahre alt, ein besonderes Erlebnis. Es war ein Tag voller Sonne. In feierlichem Zuge, voran das festlich geschmückte Brautpaar, ging es zur etwa 1 km entfernt liegenden Kirche, wo die Trauung stattfand. Tante Tätje war meine "Partnerin". Die Feierlichkeiten sind wie im Traum an mir vorübergerauscht. Nur eins weiß ich noch: Ich lernte Onkel Kruses Bruder Richard kennen, der Seminarist war. Wir lagen vormittags miteinander zusammen unter einem Baum im Gras, und ich faßte eine richtige Zuneigung zu meinem neuen Verwandten. Als wir am andern morgen zeitig wieder abfuhrten, und ich nach langer Fahrt über Dornum-Norden-Emden-Leer in Stickhausen nachmittags auf dem Bock der Postkutsche saß und auf die Abfahrt warten mußte, überkam mich eine wahre Sehnsucht nach dem neuen Freund Richard. Ich wollte ihm gleich eine Karte schreiben, tat es auch, ohne den Eltern etwas davon zu sagen. Ich scheute mich, meine Gefühle preiszugeben. Der Text schloß - ich hatte auf der Fahrt mit der Post darüber nachgedacht - mit den Worten: "und gedenke an die schönen Stunden, die wir in Westerholt verlebten." Richard ist wie auch sein Bruder Onkel Kruse - so habe ich ihn immer genannt - aus dem ersten Weltkrieg nicht heimgekehrt.

Wenn ich an Westerholt zurückdenke, so bleibt für mich wohl als eindrucksvollste Erinnerung eine Fahrt an die Küste. Es war

1899, als mein Vater in den Sommerferien mit mir allein für ein paar Tage zu den Großeltern fuhr. Als wir dort waren, besuchte sie ein Neffe meines Großvaters, der Sohn seines Bruders Peter Peters, der in Neßmeraltendeich Pächter eines großen Marschhofes war. Er bot un an, für einen Tag mit ihm zu fahren und versprach Vater, uns auch wieder nach Westerholt zurückzubringen. Vater willigte gerne ein und freute sich darauf, den Onkel meiner Mutter einmal wiederzusehe. Es war ein warmer Sommertag. Wir fuhren in einer Chaise, einem halb verdeckten Kutschwagen über Dornum nach Norden zur Küste hin, waren dann bald da und wurden vor allem von der Großtante und ihrer junge Tochter mit Freuden empfangen und saßen bald in der Vorderküche am Herdfeuer. Mir fiel ein, daß es dort geschehen sein mußte, was man in Westerholt vom Großonkel Peter erzählte. Einmal bei einem Gewitter habe er im Hörnstuhl gesessen, als plötzlich ein kalter Schlag in den Schornstein gefahren sei und ihn von seinem Sitz geworfen habe. Das machte mich ängstlich, so daß ich, als ich bei Vater in der Stube im breiten Butzenbett lag, lange wach lag in der Sorge, o wohl ein Gewitter kommen könnte. Doch es ging gut .

Am andern morgen sollte ich zum ersten Male das Meer sehen, wovon Vater in der Heimatkundestunde so viel erzählt hatte. Zwei der Vettern, die ein paar Jahre älter waren als ich, waren gern bereit, mir alles zu zeigen. Wir gingen einen langen Richtweg nach Norden, sahen aber schon immer den Deich vor uns. So hoch und breit hatte ich mir den Schutzwall nicht vorgestellt. Wir erkletterten ih und ich sah nun die endlose weite Wasserfläche vor mir. Als meine Begleiter sagten, daß gerade die Flut käme, überkam mich die Angst, da ich doch von den Schrecken der Sturmflut schon so viel gehört hatte. Doch ich ließ mich bald beruhigen und ging mit ihnen an den Rand des Wassers, das nun ruhig ans Land spülte. Wir blieben nicht lange dort, den beiden Jungen, die nicht viel sagten, war ja alles nichts Neues. Auch ich habe, glaube ich, meinem Vater nichts von meinem Erlebnis erzählt. Am Nachmittag wurden wir wieder in dem gemütlichen Kutschwagen zurückgebracht.

Meine Verwandten väterlicherseits wohnten im Süden Ostfrieslands. Die einzige Schwester meines Vaters Antje Lükens war im Hause ihrer Eltern Dirk Janssen Lükens und seiner Ehefrau Geeske geb Krämer geblieben. Meine Großeltern habe ich nicht kennengelernt. Der Großvater Dirk Lükens, nach dem ich leider mit dem hochdeutschen Namen benannt bin, war bereits 1871 im Alter von 46 Jahren gestorben, meine Großmutter 1900. Von ihr haben wir aber in unserem Familienalbum eine schöne Aufnahme. Ihr Mann war Schmied in Rhaudermoor, wo

auch Vater geboren ist. Nach 13jähriger Ehe war sie Witwe und mußte nun das Geschäft ihres Mannes weiterführen. Glücklicherweise hatte sie einen tüchtigen Schmiedegesellen, der ihr weiterhin treu zur Seite stand, Johann Dirk Brunsema, gebürtig aus Siebestack bei Hesel. Er machte seine Meisterprüfung, heiratete 1880 35 Jahre alt die Schwester meines Vaters, die 15 Jahre jünger war, und machte sich in Westrhaderfehn ansässig.

Onkel Jan und Tante Antje hatten 9 Kinder, 3 Knaben und 6 Mädchen. Der älteste Junge Dirk, auch Schmied, war groß und kräftig, ist aber schon 1911 im 30. Lebensjahr gestorben. Der zweite Johann hat auch bei dem Vater gearbeitet und nachher als Schmiedemeister das Geschäft weitergeführt. Mein Vetter Klaas ist 1920, 34 Jahre alt, an den Folgen einer Verwundung im ersten Weltkrieg 1920 gestorben. Die sechs Töchter haben sich alle verheiratet.

Mein Vater besuchte seine Schwester regelmäßig einmal im Jahr, meistens nur für ein oder zwei Tage. Als ich größer wurde, nahm er mich gerne mit. Das Haus meiner Verwandten lag dort, wo der Hauptkanal, von Norden her von der Leda kommend rechtwinklich nach Westen umbiegt. Es war ein mittelgroßes typisch ostfriesisches Fehnhaus mit Vorderküche und danebenliegender Upkamer. Durch einen Gang kam man von der Haustür her zur Küche, die noch ein Herdfeuer hatte und der eigentliche Aufenthaltsort für die Familie war. Durch die "Karnsta" ging man weiter ins Hinterhaus, und eine Seitentür führte in den Garten. Dahinter lagen die Grundstücke des Kolonats, die es ermöglichten, nebenher etwas Landwirtschaft zu treiben. Vor dem Haus standen mehrere Linden, im Garten ein hoher Birnbaum. Es kam mir seltsam vor, daß meine Vettern und Kusinen von den Peeren sprachen, die wir in unserer Mundart doch "Beeren" nannten. Sie neckten mich auch gerne mit meinem Lengener von ihrem so sehr verschiedenen Fehntjer Dialekt.

Etwas abseits vom Haus stand die Schmiede, die Werkstatt von Onkel Jan. Ihm halfen seine beiden Söhne Dirk und Johann und außer diesen hatte er noch einen tüchtigen Gesellen. Er war mittelgroß und hager, hatte dunkles Haar und einen Vollbart. Vor seinem rußigen Gesicht und den schwarzen Händen brauchte man sich nicht zu fürchten. Seine Augen waren freundlich und gern mochte er seinen Neffen ein wenig necken. Er trug bei der Arbeit eine Schürze von dickem, harten Leder, um sich beim Schmieden gegen die sprühenden Funken zu schützen. Wie mußte ich mich wundern, als er mit einem Streichholz, mir zur Freude, an seiner Schürze herunterstrich und

herunterstrich und es zur Entzündung brachte. Es waren noch die alten langen schwedischen "Swäfelsticken," die er beim Anfachen des Schmiedefeuers gebrauchte. Aber nur dazu. Seine Pfeife steckte er, als wir am Herdfeuer saßen, mit einem Fidibus an. Ich sollte es auch versuchen, hab's aber nicht gewagt, und Onkel Jan schmunzelte. Gern sah ich ihm zu. In der Schmiede zeigte er mir, was ein neuer Lehrling als erstes lernen muß, nämlich einen gewöhnlichen Nagel zu schmieden. - Nebenher trieb er ein wenig Imkerei. Zur Heideblüte wurden ein Paar Körbe ins nahegelegene Moor gebracht. Da meine Eltern die Kinder zu Weihnachten mit kleinen Geschenken erfreuten, erhielten wir als Gegengabe meistens einen dicken selbstgebackenen Stuten, der uns allen besonders gut schmeckte. Einmal konnte ich dazu noch bei der Post eine große Blechdose mit Honig in Empfang nehmen. Leider war sie dermaßen zerbeult und beschädigt, daß ein erheblicher Teil des köstlichen Inhalts schon ausgelaufen war. Für uns alle eine getrübe Freude, doch es war gut gemeint.

Über den Besuch meines Vaters freute sich Tante Antje wohl am meisten. Sie war sechs Jahre älter als Vater und hat ihn in der Jugendzeit liebevoll betreut. Die beiden hingen sehr aneinander und waren sich in ihrem Wesen ähnlich, beide gutmütig und freundlich, gesellig und treu. Tante Antje hatte einem großen Haushalt vorzustehen und viel Arbeit. Doch hatte sie an den schnell heranwachsenden Töchtern, die sie zeitig zur Mitarbeit anhielt, eine gute Hilfe. Von den Tagen meines Besuchs her habe ich an Tante Antje keine besondere Erinnerung. Ich weiß nur, daß sie ihren ältesten Neffen gern hatte und ihn, soweit sie konnte, recht verwöhnte.

Bei den kurzen Besuchen auf dem Fehn habe ich bei meinen Kusinen, die teils älter, teils jünger als ich waren, keinen Anschluß gefunden. Ich weiß nur noch, daß sie mich einmal mitnahmen, als sie im nahegelegenen Fehntjer Meer, eine seichte Wasserfläche am Langholter Tief, baden wollten. An ihrem Pfläuschen im Wasser und gegenseitigen Bespritzen hatte ich Freude, doch kam es mir recht seltsam vor, daß Mädchen, auch noch nackt wie sie geschaffen waren, öffentlich badeten. Das kannte ich von Remels her nicht. Weiter habe ich von meiner Jungenzeit an sie keine Erinnerung. Ich war auch lieber allein. Sehr zog es mich zum Wasser hin, und wenn es auch nur der Fehnkanaal war. Manches, was ich sah, war für mich neu. Da war in der Nähe die Klappbrücke, die hochgezogen wurde, wenn ein Schiff durchfahren wollte. Zum ersten Mal sah ich dort eine Schiffswerft. Sie lag dem Wohnhaus meiner Verwandten gegenüber und baute Schiffe für die Binnengewässer. Mein Onkel lieferte die zu den Bauten benö-

benötigten Eisenteile, die damals meist noch geschmiedet wurden. Das brachte ihm zwischendurch viel Arbeit und guten Verdienst.

Auf dem Fehn erlebte ich meine erste Bootsfahrt. Mein Vater hatte schon so oft davon erzählt. Nun nahm er mich mit ins Boot und fuhr mit mir den Hauptkanal hinauf bis zu einem Fußgängersteg, der quer übers Wasser führte und drehbar war, um den Schiffen den Weg frei zu machen. Wie ruhig das Boot über das Wasser dahinglitt! Ich war traurig, als es so bald zu Ende war. Vater war das Rudern schwerer geworden, als ehemals in der Jugend. Er war auch keine körperliche Anstrengung gewöhnt. Auch für ihn war es wohl eine liebe Erinnerung.

Bei Verwandtenbesuchen nahm Vater mich immer gerne mit, so auch öfter nach Leer zu seinem einzigen Bruder Johann. Er war Kaufmann und führte ein Kolonial- und Gemischtwarengeschäft, das an dem Parallelweg lag, der unmittelbar am Bahngelände längs führte. Das Haus stand allein in einem Kleingartengelände zwischen der Schreiberschen Eisenfabrik und der nach Osten von dem Parallelweg abzweigenden zum Schloß Eversburg hinführenden Allee. In der Giebelbreite des Hauses lag der Laden, in der Einrichtung nicht anders, wie ich es von Remels her kannte. Dahinter war nach Süden eine kleine Kammer, wo die Arbeiter der in der Nähe liegenden Fabrik zu ihrem Frühstück eine Flasche Bier trinken konnten. Mein Onkel hatte Ausschankgenehmigung, allerdings nur für Bier. Nach Norden hin lag eine kleine Wohnstube mit einem runden Tisch, der nur beim Essen für die sechsköpfige Familie Platz bot. Weiter nach Osten schlossen sich Küche, eine sogenannte beste Stube und die Schlafräume für die Familie an.

Onkel Johann hatte die Statur meines Vaters, doch in seinen Bewegungen war ^{er} viel schneller und leichter. Seine Arbeit ließ ihn kaum einen Augenblick zur Ruhe kommen. Doch fand er trotzdem, als ich etwas länger da war, nach Ladenschluß die Zeit, mit mir durch die Stadt zu gehen und mich auf viel Sehenswertes aufmerksam zu machen.

In seiner Arbeit stand ihm seine Frau Taalke geb. Mühring treu zur Seite. Sie stammte auch wie mein Onkel von Rhaudermoor, war in ihrer Art ruhig und still, in ihren Anordnungen als Mutter und Hausfrau bestimmt. Beide waren sehr gutmütig, haben ihre Kinder aber in keiner Weise verwöhnt. Trotzdem sie für ihren Besuch tagsüber kaum Zeit hatten, wurden wir immer sehr freundlich aufgenommen, und ich habe die beiden in lieber Erinnerung. Trotz aller Unruhe im Geschäft fanden sie immer zwischendurch einen Augenblick, täglich ihre Morgenandacht zu lesen. Ich sehe noch das dicke schon ganz vergilbte

Andachtsbuch und die Bibel auf dem Tisch liegen, aufgeschlagen, mit Tagesblättern vom täglichen Hauskalender als Lesezeichen. Ich habe nie gewagt, in der alten Postille zu blättern, sondern sie stets mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet. Tante Taalke pflegte ihre Kinder abends zu Bett zu bringen, auch noch als sie schon größer waren und blieb bei ihnen, bis daß sie das Abendgebet gesprochen hatten. Ich erinnere mich, daß sie, als ich bei meinem jüngeren Vetter schlief, auch mich ermahnte, das Beten nicht \cancel{z} zu vergessen. Es berührte mich eigenartig, wenn die vier Kinder vor dem Mittagessen nacheinander ein Tischgespräch sprachen. War es, daß ich es vom Elternhaus nicht gewöhnt und es mir daher fremd war? Oder kam es daher, daß die Worte zum Teil so unverstanden hing gesprochen wurden? Ich fühlte es. Bei uns zu Hause stand es allein dem Hausvater zu, den "Herrn" zu Gast zu laden.

Die Kinder, zwei Vettern und zwei Kusinen, waren alle jünger als ich. Ich erinnere mich nicht, daß ich irgendwie mit ihnen gespielt hätte. Auch hier in Leer war ich viel allein draußen, gab es doch auf dem Bahngelände viel zu beobachten, was für mich alles neu war. Onkel Johann, der in den Geschäftspausen auch gern in der Ladentür stand, machte mich auf manches aufmerksam. Ich sah den von Rheinkommenden D Zug mit seinen langen, großfenstrigen Wagen, wenn er mit noch rasender Geschwindigkeit in den etwa 800 m entfernten Hauptbahnhof einfuhr; den mit stark qualmender Lokomotive vom Bahnhof abfahrenden Personenzug und horchte auf das Tak-tak, tak der Räder auf den Geleisen das mit der zunehmenden Geschwindigkeit immer schneller wurde. An den vielen Türen zu den einzelnen Abteilen war er leicht zu erkennen. Die römischen Zahlen II, III und IV ließ ich mir von meinem Onkel erklären. Traumhaft kam es mir erst vor, wenn an den Signalmasten die Arme mit den farbigen Scheiben sich plötzlich bewegten. Bald war ich dahinter gekommen, daß sie auch mir einen ein- oder abfahrenden Zug ankündigten.

Am meisten Freude machte es mir, das Rangieren zu beobachten. Von der Treppe aus konnte ich das Bahngelände weithin überschauen und über den Palisadenzaun, der es zur Straße hin abgrenzte, ungehindert hinwegsehen. Dort lag ein Gleis neben dem andern, und eine anscheinend kleine Lokomotive brachte einzelne Wagen von einem Gleis auf das andere, wo sie an eine längere Güterwagenreihe angeschlossen wurden. Es ging laufend hin und her. Ein Bahnbeamter, ein kurzes, etwas gekrümmtes Horn in der Rechten begleitete die Lokomotive, gab dem Maschinisten durch Hornsignale - sie liegen mir noch heute im Ohr - die Zeichen, stellte die Weichen und deutete mit Bewegung des Arms die Fahr richtung an. Der Güterwagen wurde vorwärts geschoben und fuhr, wenn

die Maschine plötzlich gestoppt wurde, von selbst weiter, bis er hörbar gegen die Puffer der schon bereitstehenden Wagen prallte. So ging es wohl stundenlang, und ich wurde nicht müde, lange zuzuschauen. Besonderen Spaß machte es mir, wenn eine Lokomotive gerade gegenüber vom Haus meines Onkels auf die große, aufwärtsrunde Drehscheibe fuhr. Sie mußte um 180° gewendet werden, um in die entgegengesetzte Richtung fahren zu können. Ein Mann konnte durch Drehen einer Kurbel die Scheibe mit der Maschine in Bewegung setzen.

Gern zählte ich die Anzahl der Wagen der vorüberfahrenden Züge. Über die oft endlos langen Güterzüge mußte ich mich wundern. Da kam ich oft beim Zählen über 50 und mehr. Die Güterwagen waren ganz verschiedener Art. Und was hatten sie nicht alles geladen!

Mit meinem Vetter war ich einmal zur in der Nähe gelegenen Heringsfischerei. Sie lag an der Schleife der Leda, die sich in weitem Bogen an dem Stadtrand entlangzog, und die ich auf der Karte des Kreises Leer breit und blau eingezeichnet, von der Heimatkunde her so gut kannte. Jetzt sah ich sie wirklich vor mir, und dort, wo wir waren, lag Logger an Logger, Matrosen in ihrer besonderen Tracht rollten die mit Heringen gefüllten Tonnen aus dem Schiff an Land in einen niedrigen breiten Schuppen. Andere beluden ein Schiff mit neuen, sauberen, leeren Holzfässern für eine weitere Fangreise. An Land waren an hohen Gerüsten eine Anzahl von Netzen ausgespannt. Ja, was gab es für mich nicht alles zu sehen! Einige der älteren Schiffsleute kannten meinen Vetter als den Sohn des Kaufmanns, der ihnen vor einer neuen Fahrt in See ihre benötigte Ausrüstung lieferte.

Als Erinnerung an meine Besuche in Leer besitze ich noch eine Ansichtskarte, die Onkel Johann in seinem Laden vertrieb. Sie zeigt oben die Loggerflotte der Heringsfischerei, in der unteren Hälfte eine gute Aufnahme des "Geschäftshauses Lüken" mit der ganzen Familie, vor dem Ladenfenster die vier Kinder nach dem Alter in einer Reihe aufgestellt und in der Tür die Eltern. Im Herbst 1907 war ich zum letzten Male mit allen zusammen, als sie mich zum 400-jährigen Bestehen des Gallimarktes eingeladen hatten. In der Bremerstraße ließen wir den Festzug an uns vorüberziehen, für mich ein besonderes Erlebnis. Der Zug wollte fast kein Ende nehmen. Mit lebhaftem Interesse verfolgte ich die vorüberziehenden Gruppen. Sie beeindruckten mich so stark, daß ich sie zuletzt nicht mehr ganz auffassen konnte, und wie ein Traum zog alles an mir vorbei.

In meinem Album "Meine Reisen" findet sich noch eine

weitere Ansichtskarte, die ich als 11jähriger Junge meinen Eltern aus Breinermoor am 20.7.1903 schrieb. Sie zeigt das Haus - wenn auch nicht das alte - aus dem meine Großmutter Geeske Kraemer stammte. Ihr Vater Jan Krämer hatte dort als Landgebräucher eine kleine Landstelle, war verheiratet 1816 mit Theelke Müller aus Breinermoor und war der Bäcker des Dorfes. Mit den Verwandten in Breinermoor war Vater, soviel ich weiß, nicht in näherer Verbindung geblieben. Doch 1903 bekamen wir in den Sommerferien plötzlich Besuch von dort, Martin und Minni Krämer, ein Vetter und eine Kusine meines Vaters. Sie waren beide noch unverheiratet und wohnten bei ihrer Mutter in dem vorhin erwähnten Hause. Sie luden mich ein, für ein paar Tage mit ihnen zu kommen, und ich willigte gerne ein. Wir fuhren im Einspanner mit Ledersitz. Ich saß zwischen den beiden. Unvergeßlich ist es mir, wie wir bei Loga mit unserer Chaise auf die im Wasser schwebende Pünke fuhren: die uns über die Leda brachte. Etwas ängstlich war ich, doch der Onkel hatte das Pferd am Zügel, und es ging alles gut. An die Großtante Krämer habe ich weiter keine Erinnerung, weiß nur, daß sie mich beim Mittagessen freundlich nötigte, tüchtig zuzulangen. Es gab Mehlpud mit Erbsen und Schinken. Wieder für mich etwas Neues, was ich nicht kannte, doch es hat mir gut geschmeckt. Nachmittags nahm mein Onkel mich mit, um Mehl von der Steenfelder Mühle zu holen. Wir fuhren über Ihrhove, Großwolde nach Steenfelde, und ich lernte schon damals ein vom Overledingerland kennen. Wir sprachen bei entfernten Verwandten vor, doch das hat mich nicht besonders beeindruckt. Auch an einen kurzen Besuch bei einer Großtante in Moorhusen erinnere ich mich nun schwach. Sie war eine Schwester meines Großvaters Dirk Lüken und hatte einen Bauern Goudschaal geheiratet. Ihr Sohn Remmer, etwas älter als ich, ging mit mir zu dem Großonkel Remmer Krämer, der in Breinermoor Schmied war und die weithin bekannten "Breinermoorer Schöfels" herstellte und selbst schmiedete. Vater hatte mir oft davon erzählt.

Nach drei Tagen brachte mein Onkel mich zu Onkel Johann nach Leer. Wir gingen zu Fuß. Bei Hilkenborg überquerten wir wieder die Leda, diesmal im Fährboot. Das machte mir Freude. Auf einem kurzen Feldweg durch den Hammrich erreichten wir bald unser Ziel, wo mein Vater mich schon erwartete.

XIII Im Jahreslauf

Wie schnell war nach Beginn eines neuen Jahres die Festfreude von Weihnachten her verfliegen. Auch der Spaß am Neujahrsschießen war mit dem Hinschwinden der roten Patronenplättchen bald dahin und unsere Kinderpistolen wurden beiseite gelegt. Nun waren wir mitten im Winter. Ich weiß aus meiner Kinderzeit nicht, daß es mir so recht zum Bewußtsein gekommen ist, daß er eigentlich schon vor Beginn des neuen Jahres da war. Ich erinnere mich nur, daß wir einmal um den Sünnerklaastag herum mit unsern Schlittschuhen in der Hand im Dunkeln vom Eislauf kamen, uns vor die Fenster von Wenkes alten Saal stellten und durch die nur dürftig verhängten Scheiben lauerten, um einen Blick zu erhaschen, was dort vor sich ging. Wir wußten, daß dort an diesem Abend eine Verlosung des Landwirtschaftlichen Zweigvereins Uplengen stattfand. Zwei unserer Mitschülerinnen waren, sehr beneidet von ihren Altersgenossen, dazu bestimmt worden, aus einer Kekstrommel die sorgfältig aufgerollten Losnummern, aus einer anderen die Gewinnnummern bzw. Nieten zu ziehen. Das hatte mein Vater, der stellvertretende Vorsitzende des Vereins ~~uns~~ erzählt. Unser Lauern nützte uns nichts. Wir gingen bald nach Haus.

Wie alle Kinder haben wir uns auch über den ersten Schnee gefreut. Ich schaute gern durch's Küchenfenster dem lustigen Tanz der Flocken zu. Daß wir einmal rechte weiße Weihnachten hatten, ist mir nicht erinnerlich. Doch das weiß ich noch: Vater hatte an einem Sylvestertag im letzten Augenblick eine Anzahl Glückwunschkarten zum neuen Jahr geschrieben, die schnellstens zur Post gebracht werden mußten. Als ich aus der Haustür ging, blies mir ein eisiger Wind entgegen und schlug mir den feinen Schnee ins Gesicht. Ich mußte mich durchkämpfen, spürte aber diesmal bewußt den eisigen Winter, und war froh, als ich wieder wohlgeborgen im Haus war. Am warmen Herd in der Küche, die Füße im Bratofen, konnte ich mich schnell wieder aufwärmen. Eigentlich haben wir Kinder uns aus der Kälte nicht so viel gemacht. Unsere Mutter hatte gut vorgesorgt und uns warm gekleidet: Selbstgestricktes wollenes Unterzeug, bis unter die Kniehose reichende lange wollene Strümpfe, die über den Knien durch Strumpfbänder gehalten wurden und über dem dichten Oberhemd noch eine ebenfalls selbstgefertigte Jacke oder einen Pullover aus Wolle. Mäntel kannte man damals noch nicht auf dem Lande. An den Füßen trugen wir alltags Trippholschen, um Schuhe zu sparen. Eine eingelegte geflochtene Strohschle machte sie noch besonders warm. Da brauchten wir den Frost, der im Januar schärfer wurde, nicht zu fürchten. Wir freuten uns vielmehr, wenn er kam, brachte er uns doch das ersehnte

ersehnte Schlittschuhs.

Ja, das Schöfeln war für mich das schönste Wintervergnügen. Wann ich es gelernt habe, weiß ich nicht mehr. Einmal lagen Schlittschuhe für mich unterm Weihnachtsbaum. Es waren echte Breinermoorer, denn mein Onkel Jann Brun/semma hatte sie geschmiedet, und diese Kunst hatte er bei dem Bruder meiner Großmutter, Remmer Krämer in Breinermoor gelernt. Zum Schöfeln zogen wir unsere hohen Schnürschuhe an. Mir mich beim ersten Versuch begleitete und mir die ersten Anweisungen gab, ist mir nicht erinnerlich. Weiterhin waren auch immer ältere Kinder da, die dem Jungen ihres Lehrers gerne halfen. Das Unterbinden der Schlittschuhe war besonders schwierig, da sie fest am Fuß sitzen mußten und die Schnüre sich leicht lösten. Doch auch das habe ich wohl bald gelernt. Schwierigkeiten traten erst dann ein, wenn die Bänder rissen oder weiterhin die Lederschleifen durchgeschlissen waren. Dann mußte erst der Schuster helfen.

Zum Eislaufen ließ ich keine Gelegenheit vorübergehen. Sie bot sich uns schon bei mäßigem Frost mitten im Dorf. Dort lag, umgeben von den höheren sogenannten Bültstücken eine etwa 1/2 ha große Niederung, das Fehnke. Bei höherem Grundwasserstand war es meist überschwemmt und für uns Kinder eine ideale Eisfläche, nur zur Seite hin zwei tiefere Gräben, die wir aber meiden konnten. Nach Süden hatte das Wasser zum Kanal hin einen Abfluß, der aber vor kommendem Frost von den größeren Jungen zeitig abgedämmt werden mußte, damit das Wasser sich im Fehnke sammelte. Versäumten sie es, so blieb uns bei einsetzendem Frost nur das "Romoor", eine wesentlich kleinere Fläche in einer flachen Delle im Heidfeld bei der Molkerei. Wir mußten uns damit begnügen, wenn es uns auch nicht soviel Freude machte. Auf dem Fehnke hatten wir mehr Platz und tobten uns dort nach Herzenslust aus. Quer über die Fläche hin machten wir Jungen Wettkämpfe und spielten Tick. Dabei konnten wir die Mädchen nicht gebrauchen. Eine besondere Erinnerung an Fehnke ist mir geblieben. Wir wollten es einmal den Fehntjern nachmachen und mit mehreren eine Kette bilden. Ein größerer Junge suchte sich die besseren Läufer von uns aus, stellte uns hintereinander in einer Reihe auf. Jeder faßte mit der rechten fest die auf dessen Rücken gelegte Linke des Vordermanns und schon ging auf ein Kommando des ersten die Fahrt los. Jeder mußte mit ihm Schritt halten, und rundherum ging es über die weite Fläche. Es machte uns Spaß: Doch unser Vergnügen fand plötzlich ein Ende. In unserem Eifer hatte keiner gemerkt, daß wir den Abzugsgraben unter uns hatten. Weil er nicht tief war, hatten wir ihn einzeln beim Laufen überquert.

Doch nun war wohl die Last zu groß. Das Eis krachte und wir sanken ein. Ich kam bis an den Leib ins Wasser. Die vordersten unserer Kette kamen mit nassen Füßen davon. Ich eilte auf dem kürzesten Weg quer über den Friedhof schnell nach Hause. Im Nu hatte meine gute Mutter in der Zinkwanne warmes Wasser bereit, steckte mich hinein und packte mich dann für kurze Zeit ins Bett. Das eisige Bad hat mir nicht geschadet.

Wenn uns das Schöfeln auf dem Fehntke auch viel Freude machte, so warteten wir als ältere Jungs doch immer mit Sehnsucht darauf, daß das Eis auf dem Kanal bald fest wurde, und wir uns im Streckenlauf über den Kanal laufen üben konnten. Unsere Mitschüler, die jenseits des Kanals wohnten, probierten schon laufend auf ihrem Schulweg die Stärke des Eises und gaben uns Bescheid: "De Kanal is fast." Wir mußten aber erst die Erlaubnis des Vaters einholen, eh wir den Kanal ohne Gefahr betreten durften. Ach, war das ein Vergnügen, die etwa 800 m lange Strecke von der Brücke bis zum Verlaat dahinzuschwirren. Mochte uns auch manchmal ein steifer Ost entgegenwehen, wir quälten uns tapfer hinein, auf dem Rückweg trieb er uns vor sich her und ließ uns schnell dahingleiten. Waren die anfangs offenen Stellen unter den Brücken zugefroren, dann wagten wir uns weiter hinaus, erst einmal bis zur 1 km entfernt liegenden Bührenener Brücke, einmal sogar mit einem Kameraden bis nach Neudorf, wo der Nordgeorgsfehnkanal endete, für uns wahrlich vor dem weglosen Hochmoor das Ende der Welt. Ein andermal entschlossen wir beide uns, uns über unser Verlaat hinaus nach der anderen Seite hinauszuwagen, eine Strecke von 3 km über Nordgeorgsfehn bis zum letzten Verlaat in der Nähe von Hollen. Wir mußten doch einmal sehen, wo die Fehntjer herkamen, die vor allem sonntags in großer Zahl zu uns herüberkamen. Das waren die Schiffer, die am Wasser aufgewachsen waren und die das Schöfeln als liebsten Sport betrieben. Ja, ihr Laufen war zu bewundern. Ich hab mit Vergnügen dem alten Mann mit schon ergrautem Schifferbart zugeschaut, der beim Schöfeln nach außen hin seine Bogen schlug und die ganze Breite des Kanals innehatte. Die vorüberschwirrenden Paare strebten mit sicherem, gleichem Schritt voranzukommen, und vor den Ketten, oft bis zu zehn Männer und Frauen hintereinander, wichen wir scheu zur Seite. Das Eis knackte und riß, als wenn es brechen wollte. Wir fürchteten immer, daß sie uns unsere schöne Eisbahn verderben würden. Alltags hatten wir Kinder mehr unsere Welt für uns.

Es muß um 1902 gewesen sein, als mein Bruder und ich am Nachmittag zum Kanal kamen und sahen, wie ein Trupp Männer in der Nähe der Brücke am Werke waren, und zu unserem Schrecken unsere Eisbahn

zerstörten. Sie zersägten das handbreitdicke Eis, zerschlugen mit Äxten die Schollen, fischten die schweren Stücke aus dem Wasser und packten sie auf einen Wagen, der auf dem Kanalweg stand. Wir wurden bald gewahr, was das sollte und sahen gespannt zu. Die 1900 gegründete Molkereigenossenschaft Uplengen hatte am Ausgang des Dorfes im Süden in einem Heidfeld eine Molkerei erbaut und benötigte zum Kühlen der Milch das Eis. Es wurde aus dem nahegelegenen Kanal geholt und in einen in die Erde gegrabenen Keller gepackt, der von einem hochaufgeschichteten Erdwall umgeben war. Die Männer kamen bei ihrer, wie mich dünkte, schweren Arbeit flott voran. Ob die dicken Fausthandschuhe, die sie trugen, sie gegen den scharfen Frost schützten, war mir zweifelhaft. Sie mußten sich oft die Hände um die Schultern schlagen. Das entstandene Wasserloch wurde mit Sträuchern gekennzeichnet. Auch war es bald wieder fest zugefroren. Am Rande hatte man uns noch eine schmale Bahn gelassen, und wir schöfelten weiter unsere Strecke.

Mein drei Jahre jüngerer Bruder hatte das Laufen schnell gelernt und machte gute Fortschritte. Er drängte die Eltern, uns doch einmal zuzusehen. An einem sonnigen Tage gingen sie mit uns. Sie hatten sogar selbst ihre Schlittschuhe wieder hervorgeholt. Bei Vater scheiterte schon gleich der Versuch. Er gab den Breinermoormern die Schuld, doch war ihm wohl die Gelenkigkeit verloren gegangen. Er machte den Weg zur Schleuse lieber zu Fuß und erwartete uns dort während Mutter es Freude machte, mit uns zu schöfeln, wenn es auch nicht mehr so gut ging wie in ihrer Jugend. Der Schleusenaufseher Ammermann hatte nebenbei eine kleine Gastwirtschaft. Wir kehrten ein. In der Vorderküche, die mit einfachen Möbeln als Gaststube eingerichtet war, brannte ein lustiges Herdfeuer. Wir setzten uns um den Herd und genossen die mollige Wärme. Vater bestellte für uns Braumbier, diesmal mit Zucker gesüßt, das damals noch in den Familien besonders zu Weihnachten viel getrunken wurde, das sogenannte "gewöhnlich Beer," nahezu alkoholfrei. Der Wirt brachte es in zinnernen Krügen und stellte es nahe ans Feuer. Wir konnten kaum ^{er} ^{te} warte, daß es warm war, und tranken es mit Wohlbehagen. Dasselbe Vergnügen hatten wir, wenn Vater uns - es geschah selten - einmal einen Groschen mitgab. Dafür konnten wir zweimal einen Krug mit gewöhnlichem Bier haben oder einem einen Krug mit Zucker gesüßt. Ich habe letzteres vorgezogen.

In der Rückschau will es mir scheinen, daß in meiner Jugendzeit der Frost schärfer und anhaltender war, als in späteren Jahren. Wir haben es ausgenutzt, auch dann noch, wenn der zwischendurch ge-

gefallene und schnell wieder aufgetaute Schnee unsere Eisbahn "rub-berg" gemacht hatte. Trat plötzlich stärkeres Tauwetter ein, dann stand bald auf dem Kanal in der Mitte Wasser. Nur am Rand blieb noch eine schmale Bahn. Wir schöfelten weiter und nutzten es aus, bis es wirklich nicht mehr ging und unsere Winterfreude nun ein Ende fand. Doch was tat's? Wir durften jetzt anfangen, auf den Frühling zu hoffen.

Zwar lag Ostern nach unserer Meinung noch in weiter Ferne, wenn am 15. Februar der Unterricht statt um 1/2 9 wieder um 8 Uhr begann. Doch Ende des Monats oder Anfang März wurde am Freitagvormittag wieder die Fastenkirche gehalten, das brachte uns von Woche zu Woche dem Osterfest näher. Da Vater ja als Organist und Küster seinen Dienst halten mußte, fiel für uns für 1 1/2 Stunden der Unterricht aus. Dafür mußte aber die Zeit von 8 - 1/2 11 Uhr mit nur einer kurzen Fünfminutenpause durchgehalten werden. Die Kinder von auswärts - bis zu 5 km Schulweg - blieben bei der Schule, da nachmittags noch wieder Unterricht war. Ich habe als kleiner Junge dann oft den Ballspielen der Mädchen zugeschaut und mit ihnen die Kirchgänger betrachtet, die an uns vorbeigingen, die Männer in ihren schwarzen Anzügen und die Frauen im weiten, braunen Fiefschaftenkleidrock, in der linken Hand das Gesangbuch und in der rechten das Stövchen mit Torffeuerglut. Die Kirche hatte damals noch keine Heizung. Jede Bauernfrau der Nachbarorte hatte in Remels ihr Heus, wo sie ihre Stove alltagsüber lassen und sie für den Kirchgang abholen konnte. In einem Hause sah ich einmal mehrere Stövchen an den Balken der Holzdecke hängen.

Mitten in die Fastenzeit fiel meines Vaters Geburtstag, für mich immer ein besonderer Feiertag. Noch heute im Alter, wenn ich in der Vorfrühlingszeit am Morgen im hellen Licht der Sonne die vom Nachtfrost noch leichtbereifte Erde und über allem den blauen Himmel sehe, kommt mir gleich die Erinnerung an den 18. März. Im Hause war alles zeitiger wach als sonst. Sobald vom nahen Kirchturm sieben Glockenschläge verklungen waren, hörte ich vor unserm Hause verhaltenes Sprechen. Leise wurde die Haustür geöffnet, vom Flur her erklang dem Geburtstagskind zu Ehren, das "Lobe den Herrn", und mit dem zweiten Lied "Gott grüße dich" begrüßte der Männergesangverein "Eintracht" seinen langjährigen Dirigenten. Das hat mich schon als kleinen Jungen immer sehr beeindruckt. Noch mehr ergriff es den größeren Jungen, wenn Vater daan um 8 Uhr in die festlich geschmückte Oberklasse trat und wir Schüler und Schülerinnen ihm das Loblied sangen. Da wollte mir manchmal die Stimme in der Kehle stecken blei.

stecken bleiben. Enttäuscht waren wir einmal, als Vater selbst gerührt, das von uns für ihn gekaufte Geburtstagsgeschenk ablehnte. Ich glaube es war ein kupfernes Rauchservice. Wir wußten nicht, daß es von der Behörde dem Lehrer verboten war, von den Kindern Geschenke anzunehmen.

Am Tage vorher hatten wir uns viel Mühe gegeben, den Klassenraum, von uns "Grootschool" genannt, feierlich zu gestalten. Der bald kommende Frühling brachte uns noch kein Grün. Wir suchten uns in einem Heidfeld die bis zu einem Meter langen Ranken des Keulenbärlapp, knoteten sie aneinander und zogen sie als feine Girlanden unter der Decke längs. Wo sich die Gelegenheit bot, wurden Tarnen-zweige aufgehängt. Die auf einem Gestell stehende dicke, schwere Wandtafel wurde sorgfältig unter der Schulpumpe gesäubert, und eine tüchtige Schülerin bemühte sich, in das große mit Kreide gezeichnete Herz sorgfältig den Glückwunschgruß der Klasse zu schreiben. Der Stock, den Vater wenn auch selten noch manchmal gebrauchen mußte, wurde mit Buntpapier umwickelt zum Zeichen, daß er an diesem Tage nicht benutzt werden durfte. Nun dazu gab es sowieso wohl keinen Anlaß. Die Mädchen gaben sich besondere Mühe, das Lehrerpult aufs schönste zu schmücken. Rund herum wurden Buntpapierschleifen und -streifen angeheftet. Und als sie einmal auf den Rand bunte Kerzen aufgestellt und ihn rundum mit blühenden Schneeglöckchen bekranzt hatten, waren sie besonders stolz und froh über das gelungene Werk. Ich weiß es noch, daß Vater an dem Morgen sehr beeindruckt war und mich zu Tränen rührte. - Wenn wir im Hause Vaters Geburtstag auch nicht noch besonders feierten, so war er doch für mich immer ein Tag voll Glück und Freude.

Und dann kam nach dem Kalender der Frühlingsanfang. Die ersten Stare hatten ihn schon längst angekündigt. Sie saßen bei sonnigen Vorfrühlings Tagen im höchsten Gipfel der Linden bei der Kirche. Es war für mich immer eine Freude, ihrem hellen Flöten zu lauschen. An solchen Sonnentagen öffneten schon vor März auch die Haselnußsträucher, die unsern sogenannten "Lüttje Tuun" vom Pfarrgarten abgrenzten, ihre Kätzchen, und die noch kahle Sträucherwand war geziert mit einer Unmenge gelber, langherabhängender männlicher Staubkätzchen. Vater zeigte mir auch einmal die kleinen, so unscheinbaren weiblichen Blütenknospen mit ihren roten Fädchen, die mir zum Herbst die Nüsse bringen würden, die ich so gerne aß. Doch das war noch langhin.

Hier im "kleinen Garten" fand ich immer zeitig die ersten Schneeglöckchen. Bald kamen zu Ostern die gelben Narzissen, die Oster

Osterblömen. Ich konnte auch schon an verborgenen Stellen für meine Mutter die ersten duftenden Veilchen pflücken, die sie so sehr liebte. Im März begann die Gartenarbeit. Unser alter getreuer Arbeiter Marten Pott grub die Beete und kanjete sie sorgfältig ab, und ich stand als kleiner Junge oft bei ihm und sah ihm zu. Hin und wieder holte er eine viereckige Dose aus seiner Tasche und entnahm ihr ein Stückchen Kautabak "un staak suk in Kollen achter de Kusen." Das Priemen oder "Slaatjen" war ihm Bedürfnis. Zwischendurch brachte Mutter später auch ich ihm einen Klaren zur Aufmunterung. Nun konnte Mutter bei günstigem Wetter Schalotten pflanzen und die ersten Großen Bohnen und Erbsen in die Erde legen. Das durfte, wenn man zeitig gute Frucht haben wollte, nach alter Volksweisheit im März nicht vergessen werden. Ich war immer dabei, wenn Mutter pflanzte und säte. Vater beschränkte sich darauf, nach dem Mittagessen oder nach dem Nachmittagstee sinnig mit seiner langen Pfeife, die fast bis auf die Fußspitzen reichte, durch den Garten zu keiern und das Aufkeimen und Wachsen der Sämereien und im Mai das Sprießen der Bäume zu beobachten, und er freute sich, wenn alles gedieh. An den neu angepflanzten Obstbäumen entging ihm keine Blütenknospe, die sich öffnete, und das allmähliche Anschwellen der Fruchtknoten verfolgte er mit Interesse. Nebenher beobachtete er aufmerksam das Wetter und seine Voraussagen trafen meist immer zu. Eine andere Vorhersage gab es damals noch nicht, jeder Landmann war sein eigener Wetterprophet. Einmal, als ich bei ihm im Garten stand, kam bei klarem sonnigen Wetter von Norden her ein dichter Dunst auf, zog langsam heran und verhüllte das ganze Dorf. Der Nordostwind hatte den dichten Rauch vom Moorbrennen vom Hochmoor her vor sich hergetrieben. Die Moorkolonisten von Neudorf-Oltmannsfehn benutzten den günstigen Wind, um die oberste gehackte Schicht des Moores zu brennen, um in die warme Asche ihren Buchweizen zu säen. Vater erzählte mir davon. Der Rauch war noch so dicht, daß er vorübergehend die Sonne bei uns verdunkelte.

Sonntags pflegte Vater gern nach dem Essen gemächlich rund um den Friedhof zu gehen. Auch als älterer Junge habe ich ihn oft begleitet. Gesprochen wurde nicht viel. Wir spürten die Ruhe und den Frieden des Dorfes. Nichts störte ihn als nur hin und wieder ein Hahenschrei oder das Gackern einer Henne, bald ferner, bald näher. Der Friedhof selbst war ungepflügt. Es war eigentlich eine große Grasfläche. Die Nutzung stand meinem Vater als Küster zu. Der Totengräber Marten Pott mähte im Juni das Gras und brachte es uns mit einer Schiebkarre

als Heug für unser Schaf ins Haus. Hin und wieder wurde wohl ein frisches Grab mit Blumen aus dem Bauerngarten bepflanzt, doch es war bald auch mit Gras bewachsen. Wer ein Übriges tun wollte, pflanzte wohl eine Traueresche, deren Äste weiterhin die Grabstelle rundum überschatteten und keiner Pflege bedurften. Hier und da stand im Gras ein ungepflanzter Rosenstrauch, der in der Rosenzeit volle weiße Blüten trug und nur dann ein Schmuck war. Nur wenige Grabstellen trugen ein Denkmal aus Stein. Ich habe sie oft betrachtet und manchmal die schon verwaschenen Namen gelesen. Ein Baumstamm aus grauem Stein mit abgebrochenen Aststellen und einem dicken aufgeschlagenen Buch steht mir noch heute deutlich vor Augen. Einige Grabstellen waren mit einem weißgestrichenen hölzernen Heck eingefast. Zwei Gräber deckte eine dunkelgraue glatte Platte ohne Namen. Es wurde erzählt, daß dort in der Zeit der Freiheitskriege Soldaten beerdigt seien. Das alte Glockenhaus, das auf dem Westteil des Friedhofs stand, habe ich noch gekannt. Es wurde beim Turmneubau abgebrochen, als ich fünf Jahre alt war.

Wenn auch auf dem Friedhof damals die Blumenpracht fehlte, so schmückte einmal im Jahr sich der Westrand mit einer Fülle blauvioletter Blüten. An beiden Seiten des Westaufgangs, wo damals die Esche mit dem Storchennest war, stand eine dichte Reihe von Nagelkeusbüschen, von spanischem Flieder. Der starke Blütenduft drang bis in unsern Garten. Ein Vorfahre unseres Nachbarn hatte sie auch vorzeiten einmal auf einen Wall gepflanzt, der nach der Straße hin sein dem Hause gegenüberliegendes Grundstück begrenzte. Der Wall mit den Syringen war um Pfingsten ein Schmuck des Dorfes. Es steht mir dunkel in Erinnerung, daß ich dort einmal mit zitterndem Herzen für die Mutter ein paar Blütenzweige brach.

Bevor der Mai kam, sahen wir schon als Vorboten des nahen Frühlings von unserer Wohnung aus die Blütenfülle der langen Schwadornhecke, die nach Norden hin vom Kirchpfad bis zur Mühle in das Pastorengrundstück einsäumte. Die Freude währte nicht lange, gar zu schnell fielen die weißen Blütenblätter ab. Doch dann mit der linden Luft kam das erste Grün hervor, und die Mutter brauchte nicht mehr lange darauf zu warten, daß die Lindenblätter talergroß waren. Nun konnte sie Bohnen pflanzen. Wir Kinder freuten uns auf ihren Geburtstag am 12. Mai, wenn es für uns Kakao mit Zuckerzwieback gab. An eine besondere Feier kann ich mich nicht erinnern.

Inzwischen hatten in den zahllosen Mauerlöchern der Kirche die Stare ihre Nester gebaut. Frühzeitig morgens, bevor die ersten Kinder

ersten Kinder zur Schule kamen, waren mein Bruder und ich schon draußen, um Eier zu suchen, die die Stare beim Futtersuchen im Kirchhofsgras oder auf dem Kirchplatz verloren hatten. Das Suchen lohnte sich. Wir fanden manchmal mehrere. Das war eine besondere Freude. Die Eier wurden vorsichtig ausgeblasen und auf ein Band gereiht. Mutter erlaubte es uns, die Kette als Zierde an die Wand zu hängen. Schön wurde sie erst, wenn nach und nach noch andere von Krähen, Elstern oder Eichelhähern hinzukamen. Das war schon schwieriger, die zu erlangen, mußten da doch hohe Bäume erklettert werden. Da mußte ich mich auf meinen Bruder Alfred verlassen, der mit seinen Kameraden gern durch Feld und Wald streifte und dem kein Nest unerreichbar war. Er verstand es auch gut, wenn beim Aufsteigen des Saftstroms in den Zweigen die Rinde sich leicht löste, kurze "Schnurren" und Flöten zu machen. Mir wollte es nicht immer so gut gelingen. Wir nahmen dazu die Schößlinge des Vogelbeer- oder Ebereschenstrauchs, dünnere Zweige für die Schnarren, dickere für die Flöten. Die Rinde wurde rundum eingeschnitten, mit Spucke naß gemacht und mit dem Heft des Messers rundum beklopft, bis sich das Rindenstück leicht abziehen ließ. Dabei durfte, damit es schneller ging, das Sprechen des alten Spruchs

"Zipp, zapp, zipp, zapp Ziepe

wänner büst du riepe?

To Mai, to Mai,

elke Vögel legt ' n Ei.

Vögel up de Dieke satt,

söte Melk un Tweeback fratt" nicht vergessen werden.

Um die Schnarre zum Tönen zu bringen, mußte aus dem kurzen Rindentröhrchen an einer Seite von der Rinde die äußerste Haut sorgfältig abgeschabt werden. Die bleibende innere Haut vibrierte beim Hineinblasen und ergab einen schnarrenden Ton. Das Schneiden einer Flöte war schwieriger und erforderte, wenn der Ton richtig klingen sollte, Sorgfalt und Geduld. Mein Bruder verstand auch das besser als ich.

Wenn das Pfingstfest nahte, stand die Natur in vollem Schmuck. Wir hatten schon zeitig in Hüntjenburg Umschau gehalten, ob die Maiglöckchen ihre Blütenglocken öffneten. Meistens hatten wir Glück, der Mutter zum Pfingstfest einen vollen Strauß bringen zu können. Es war die einzige Blume, die damals die Bauersfrau als Pfingstschmuck in einem Wasserglas in Ermanglung einer Vase auf den Tisch stellte. Sie war vor allem wegen ihres Duftes sehr begehrt. Doch wir kannten an der Meede auch die verborgensten Stellen und brachten immer noch welche heim. Die Häuser und Pforten wurden zu Pfingsten überall mit vollergrüntem Birkensträuchern behängt und besteckt. Das durfte nicht versäumt werden.

werden. Am Pfingstmorgen waren wir meist frühzeitig ~~wach~~ munter. Wer zuletzt aus den Federn kroch, war Pfingsterblööm und wurde von den andern mit "Sliepsut" verlacht und gehänselt.

Ein längerer Spaziergang steht mir noch in lebhafter Erinnerung, den unsere Eltern an einem Pfingstmontag - es muß 1904 oder 1905 gewesen sein - mit uns machten. Ob Mutter es veranlaßte, die sonst nie aus dem Hause kam? Vielleicht hatte uns alle der wunderbare Frühlingstag verlockt? Wir gingen den Sandweg nach Kleinoldendorf hinunter, an beiden Seiten bald weite Heideflächen mit einigen spärlich gewachsenen Kiefern, bis wir nach links in den Höstweg einbogen, der rund um die buschreiche Gemarkung führte, die den Namen Höst hatte. Anfangs war mir die Gegend noch bekannt. Da lagen rechts Harms Lehndobben, eine unebene Grasfläche mit vereinzelten Kiefernstämmen, links gegenüber der Dannenkamp, wo Harms ihre Kühe weideten, die ich schon öfter mit gegen Abend nach dem Viehstall beim Hof getrieben hatte. Die sich anschließenden beiden mit Wällen umhegten Waldstücke Harms Fichten und Schröders Dannen hatten wir schon beim Eiersuchen durchstreift. Die Bäume waren in dem dichten Gehölz schlank gewachsen und überragten zum Teil weit das Unterholz. Selbst dem besten Kletterer war das Habichtsnest zu unserem Bedauern nicht zu erreichen, das im Gipfel einer Kiefer saß. Durch Klopfen am Stamm hatten wir den Vogel vom Nest verscheucht. Schröders Dannen, ein Mischwald mit alten hohen Eichen, war das größte und schönste Waldstück in der Remelser Gemarkung. Es wurde nach dem 1. Weltkrieg von einem Baustoffhändler erworben und zum Bedauern vieler vollständig abgeholzt.

Auf ^{weg} unsererem weiteren Spaziergang kamen wir nun in eine uns bis dahin unbekannte Gegend. Rechts von uns breitete sich das flache von der Ehe durchflossene Meedland aus. In der Ferne sahen wir meist im Buschwerk versteckt einzelne Häuser von Kleinoldendorf und Schwerinsdorf. Über der Weite lag heller Sonnenschein. Hochoben über uns meckerte die Himmelsziege, den Bäverbuck, und hin und wieder hörten wir das Gilpen des Regenpfeifers. Bis zum "Achtersthöst", wo sich der Weg wieder nach Osten zum Dorf wendete, umkreiste uns mit ängstlichem Schrei der Kiebitz, um uns von seiner Niststätte im Sumpfland wegzulocken.

Als mein Bruder und ich auf dem Rückweg ein nahe am Weg gelegenes Heidefeld durchstreiften, flog ein großer Vogel vor uns auf. Es war ein Regenpfeifer, den wir wohl beim Brutgeschäft gestört hatten. Wir fanden am Boden sein Nest mit vier bräunlichen, dunkelgefleckten Eiern und riefen erfreut unsern Vater, der uns

der uns ermahnte, die Eier nicht anzurühren. Ja, es wären schon Kostbarkeiten für unsere Eiersammlung gewesen!

Wir näherten uns dem Dorf, noch wieder an den ~~San~~ Seiten Waldstücke mit Kiefern und Birken und Heideflächen. Nach Süden lag mitten in der Heide "Lüttje Moor," wo wir im Februar noch geschöfelt hatten. Ob dort noch Wasser stand? Wir sprangen schnell hinüber. Nein, es war eine Grasfläche, wir konnten trockenen Fußes hindurchgehen.

Die Eltern waren schon weitergegangen. Noch eine Biegung, dann endete der Weg vom Höst auf den alten Postweg. Unvergeßlich blieb mir dieser schöne Spaziergang, der einzige, den die Eltern je mit uns machten.

Schon bald nach Pfingsten erwartete uns Kinder eine besondere Freude, das Uplengener Schützenfest. Der alte Lengener Schützenverein, der seine Gründung auf das Jahr 1551 zurückführen konnte, feierte es zum Gedenken an die siegreiche Schlacht bei Waterloo an dem Sonntag, der dem 18. Juni am nächsten lag. Für uns Kinder war es ein Ereignis voll froher Erwartung. Schon in den Tagen vor Pfingsten bestürmten die Kleinen ihre Eltern ständig ähnelich wie vor Weihnachten mit der Frage, wie lange es nun noch dauere, bis es soweit sei. Für uns Jungen begann es eigentlich schon eine Woche vorher, wenn am Sonntagnachmittag die Schützen in Uniform sich im Schützenhaus sammelten, um für das Fest die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Anschließend wurden für die neu eingetretenen Mitglieder, soweit sie nicht Soldat gewesen waren, auf dem Platz ein paar Übungen im Antreten vorgenommen. Wir schauten aufmerksam zu. Darauf nahm die ganze Schützenkompanie Aufstellung, der Leutnant Gerhard Harms gab sein schneidiges Kommando, und unter dem Marschtakt einer Trommel, die unser Nachbar Renke Wolff schlug, zog der Trupp durchs Dorf, hin zur etwa 1/2 Stunde entfernten Böhrener Mühle, und wir marschierten mit bis zur Dorfgrenze. Es konnte mir richtig etwas leid tun, daß diese erste Freude gar so schnell ein Ende fand. Doch nun kam die Woche, wo man auf dem Schützenplatz mit dem Aufbau des großen, zweiteiligen Tanzzeltes begann und nach und nach die Schausteller mit ihren Wagen eintrafen. ~~In der Aufmerksamkeit. Die Gedanken schweiften ab.~~ Die Spannung wuchs von Tag zu Tag. In der Schule fehlte die Aufmerksamkeit. Die Gedanken schweiften ab. In der großen Pause liefen wir Jungen sogar schnell zum Platz, um zu sehen, ob sich Neues zugetragen hätte. Nichts durfte unserer Beobachtung entgehen. Wir nutzten jede freie Minute um zu sehen, wie Stück für Stück alles zusammengesetzt wurde.

Der Aufbau des Karussells interessierte mich am meisten. Wie schnell die Arbeit voranging! Doch bald verwehrte mir das rund um das Gerüst gehängte Segeltuch die Beobachtung der weiteren Arbeit, die nun noch innerhalb des Vorhangs noch gemacht werden mußte, den Einbau der Sofas und der Pferde und die besondere Ausschmückung der Decke. Freude zog mir durchs Herz, wenn am Sonnabend einmal die volltönende Orgel probiert wurde. Ach, wie war das doch alles so schön!

Die Einwohner des Dorfes hatten zum Empfang der Gäste zum Fest alles aufs beste hergerichtet. Die Gärten waren gesäubert, die Hecken geschnitten und beim Hause war feingeharkt. An der Straße und den Wegen, wo der Umzug durchkam, prangten grüne, buntbeschleihte Ehrenbögen. Das Dorf hatte das schmuckste Ansehen des Jahres. Und wenn am Sonnabend um 9 Uhr die Feierabendglocke erklang, dann marschierten die Schützen unter den Klängen der Marschmusik durchs Dorf zum Schützenplatz zur Eröffnung des Festes. An diesem Abend konnten wir von unserem Garten aus den Zug vorüberziehen sehen, und in mir steigerte sich die frohe Erwartung auf das Kommende.

Am Sonntagmorgen ~~klangen~~^{waren} schon früh um 6 Uhr die ersten Klänge der Musik vom Vereinslokal der Schützen zu uns herüber zu hören. Das war das große Wecken. Jedem Schützen im Dorf wurde ein Ständchen gebracht. Vom Garten aus horchten ~~wir~~^{ich} aufmerksam auf die Musik und ließ mir nichts entgehen. Wenn die Musikanten gegen 8 Uhr ganz in unsere Nähe kamen und im Garten des Pastoren das Lied "Dies ist der Tag des Herrn" erklang, war mir sehr feierlich zumute. Doch das war der schönste Augenblick, wenn nun zum Schluß die Kapelle sich vor unserm Hause unter den Linden aufstellte und Vater als Ehrenmitglied des Vereins mit einem flottten Marsch grüßte. Dann war auch schon wieder das "Große Wecken" vorbei.

Doch nun nahm alles schnell seinen Fortgang. Wenn um 9 Uhr die Sonntagsglocke läutete, zog wieder bei Meyerbuurs Haus ein Trupp Schützen mit Musik auf der Dorfstraße vorbei. Es war die Abordnung, die aus dem Fähnrichshaus in Großdendorf die Fahne holte und gegen 1/2 1 Uhr mit ihr zum Sammelplatz an der Wegkreuzung nördlich des Dorfes zurückkehrte, wo sie feierlich empfangen wurde. Wir Remelser Jungen waren schon zeitig dort, beobachteten alles und warteten schon ungeduldig darauf, daß der Hauptmann Gerd Oltmanns zum großen Festzug antreten ließ, der sich darauf in Bewegung setzte. Bei der Tammenschen Wirtschaft wurden auswärtige Vereine in Empfang genommen und auch der Schützenkönig in althergebrachter Weise begrüßt und von seinen Adjutanten unter den Klängen des Präsentiermarsches an seinen Ehrenplatz geleitet. Bevor der Zug sich wieder in Bewegung setzte,

sagte ich schnell meinem Vater Bescheid, der als Ehrenmitglied vom Friedhof beim Ostertor aus den Festzug im Vorüberziehen begrüßte. Nun war für mich auch dies schon wieder vorbei. Ich konnte den Zug nicht bis zum Festplatz begleiten, da ich um 2 Uhr an der Kinderlehre in der Kirche teilnehmen mußte. Sie dauerte bis viertel nach 3 und - es dünkte mich - diesmal länger als sonst.

Doch dann stürmten geradezu alle aus der Kirche. Vom Festplatz hörte man schon die Orgel des Karussells und das Knallen der Schüsse vom Scheibenstand. Mein jüngerer Bruder wartete schon ungeduldig auf mich. Vater gab jedem von uns 50 Pf Zehrgeld - wie reich wir uns nun dünkten - und wir eilten zum Platz. Wie sah jetzt alles so anders aus, als am Vortage. Wohl war es jedes Jahr dasselbe Bild; am Wall längs vom Eingang des Platzes bis zum Schützenhaus hin die Reihe der verschiedensten Verkaufsstände mit ihrem verlockenden Angebot, gegenüber das mit Eichengrün bekränzte Tanzzelt, gleich vorne rechts das Karussell in seinen bunten Farben, auf dem Platz eine hin und her wallende Menschenmenge, und über allem flatterten an hohen Masten die Fahnen des Reichs und des Landes. Und überall Lachen, Jubel Freude bei Jung und Alt. Ich sah mir erst, mein Geld wohlverwahrt in der Tasche, rundum in Ruhe alles an, wohlüberlegend, wie ich mein Geld anlegen sollte. Am meisten zog es mich zum Karussell. Die Orgel spielte die neuesten Weisen, die sich meinem Ohr schnell einprägten. Wenn auch eine Fahrt nur 5 Pf kostete, so habe ich, so schön es auch ging, mich jeweils mit einer Runde begnügt, mußte ich doch mit meinem Geld haushalten. Bei einem Kuchenstand suchte ich mir unter all den ausgebreiteten Köstlichkeiten gern ein Päckchen aus, das zwar 10 Pf kostete, dafür aber auch vier große viereckige Kuchen enthielt, jeder mit weißem Zucker übergossen. Das stillte für lange mein Begehren. An manches Besondere, das mir in meiner Kinderzeit Freude machte, kann ich mich noch lebhaft erinnern: an das Weltpanorama, das hinter Guckgläsern in bunten Bildern die wichtigsten Begebenheiten des Weltgeschehens zeigte, unter anderem das Erdbeben in Lissabon und die Ermordung des Königs von Italien; an den Stand mit dem vielen bunten Luftballons; an das sich drehende Glücksrad, das für den Einsatz von einem Groschen für jede Nummer einen Gewinn versprach; an den "Hau den Lukas," an dem junge Leute ihre Kräfte maßen und der uns immer besondere Freude machte. An das "Kuchenschlagen" und an den Bänkelsänger mit seiner großen Bildertafel kann ich mich nur noch schwach erinnern. Ich werde 3 oder 4 Jahre gewesen sein. In meinem plattdeutschen Tagebuch habe ich meine Erinnerungen ausführlicher festgehalten.

Bei allem Schauen und Erleben gingen die Stunden gar zu schnell dahin, so war's auch am 2. Festtag. Nach einem Festzug durch's Dorf begann mit dem Königsschießen um 3 Uhr nachmittags auch erneut das Treiben auf dem Platz. Das Fahren im Karussell habe ich, so weit es ging, dann noch voll ausgenutzt. Den Höhepunkt des 2. Tages bildete abends die feierliche Proklamation des neuen Schützenkönigs. Als Ehrenmitglied des Vereins hielt Vater alljährlich die Festrede, die mit einem dreifachen Hoch auf Kaiser und Reich und mit dem Spielen der Nationalhymne schloß. Darauf trat der beste Schütze des Tages vor, und der alte Hauptmann des Vereins Gerd Oltmanns verlieh ihm in anthergebrachter Form die Königswürde, indem er ihn mit dem Ehrenzeichen, dem über 350 Jahre alten silbernen Papagoyenvogel schmückte. Wir Kinder lagen um diese Zeit schon im tiefsten Schlaf und träumten vielleicht von all dem Schönen, was wir erlebt hatten.

Mit der Heuernte, die um die Zeit der Sommersonnenwende begann, richtete sich der Bauer in Lengen nach dem Schützenfest. Sobald das Fest vorbei war, wurde mit dem Grasmähen begonnen. Gemäht wurde in meiner Jugendzeit mit der Sense. Die Mähmaschine ist hier erst später aufgekommen. An unsere eigene Heuernte habe ich nur eine schwache Erinnerung. Wir hatten unser Heu in "Söbendreschen", ein Wiesestück auf der Gaste. Ich weiß es nicht, ob Regen drohte oder ob es Vater gelungen war, für den Abend ein Fuhrwerk zu bekommen, was für ihn immer schwer war, wenn er es einmal benötigte. Jedenfalls war Eile geboten, so daß Vater selbst mitzufassen mußte, um das trockene Heu zusammenzuharken und in "Oppern" aufzuschichten. Vater nahm mich mit, und ich sah zum ersten Mal diese Arbeit. Ich glaube, es war das letzte Jahr, daß meine Eltern sich eine Kuh hielten. In späteren Jahren habe ich oft bei der uns befreundeten Familie Harms bei der Heuernte geholfen. Die Arbeit in der freien Meede bei sonnigem Wetter machte mir Freude. Das im Matt liegende Heu mußte gewendet werden und wurde, wenn es durchgetrocknet war, in breiten "Karven" zusammengeharkt. War es mit der Forke weiterhin gut durchgeschüttelt, dann wurde es mit der umgekehrten Holzharke, der "Riere" zu einem Haufen zusammengeschoben und sorgfältig in "Oppern" aufgeschichtet. Sie aufzubauen war bei Harms die Arbeit des Stiefsohnes Bruno, der es verstand, die Oppern fest und sorgfältig zu setzen. Die Bauernarbeit hatte er bei seinem Stiefvater gelernt, der ihm eigentlich die ganze Betriebsführung übertragen hatte und nur noch die Anweisungen gab, selbst aber nur im Notfalle mitzugriff. Beim Einfahren des Heus ließ er sich das sorgfältige Verpacken im Gult nicht nehmen. Ich habe auch bei der Roggenernte ihm beim Zurückwerfen oft geholfen.

geholfen. Es machte mir Spaß, wenn das Gult sich immer mehr füllte und es zuletzt bis in die Hahnebalken ging.

Onkel Harms, so nannten wir ihn, achtete sehr auf sorgfältige Ausführung aller Arbeiten. Die Meedenfläche mußte sauber abgeharkt werden. Ich habe beobachtet, wie er darauf achtete, daß das Fuder fest und gleichmäßig gepackt wurde. War am Schluß auf das hohe Fuder der dicke "Punterboom"^{gült} und vorne und hinten fest vertäut, dann wurde an allen Seiten das noch lose anhängende Heu sorgfältig abgeharkt. Es durfte unterwegs nichts verloren gehen. Die Sorgfalt in allen Arbeiten hatte sein Stiefsohn, der früh seinen Vater verlor, von ihm gelernt, und so war Bruno, ihm eine treue Hilfskraft geworden und wuchs nach und nach in seiner Arbeit ganz in die Verantwortung hinein, die er als eine Selbstverständlichkeit auf sich nahm. Er war treu in seiner Arbeit und unermüdllich tätig, stets munter und fröhlich. Wir Kinder hatten ihn gern, und ich habe ihm oft bei seiner Arbeit zugehört. Wenn es Feierabend war, nahm er seine Harmonika zur Hand, setzte sich auf die alte Schulbank unter dem Kirschbaum südlich vom Haus und spielte all die trauten Volkslieder, die er in der Schule gelernt hatte, zwischendurch Märsche und Melodien, die ihm vom Schützenfest her noch im Ohr lagen. Weithin gingen die frohen Klänge durch die Abendstille des Dorfes. Oft und gern habe ich ihnen gelauscht.

Unsere Familie stand mit der Harmschen in einem freundschaftlichen Verhältnis. Gerhard Harms war im Dorf der wohlhabenste Bauer und hatte den größten Grundbesitz. Er hatte eine angesehene Stellung und war der Bürgermeister der Gemeinde. Als solcher war er Mitglied des Schulvorstandes, und Vater hatte oft mit ihm zu tun, half ihm auch bei den schriftlichen Arbeiten und war oft bei ihm im Hause. Seine Frau ^{Katharina geb. Mansholt} war Lehrerswitwe und eine Tochter von Vaters Amtsvorgänger. Unsere Mutter fand bei ihr keinen Anschluß. Die Naturen der beiden waren zu verschieden, doch die beiden Mädchen, die mit mir und meinem Bruder etwa in einen Alter waren, hatte sie gern, doch sind sie nur selten bei uns im Hause gewesen. So weit ich mich erinnern kann, waren die beiden Mädchen immer an unseren Geburtstagen unsere Gäste, die einzigen, die mit uns feierten. Mein Bruder und ich dagegen liefen tagtäglich im Harmschen Hause aus und ein. Kam es, daß wir jeden Morgen von dort die Milch holen mußten oder war es, daß Tante Harms so gern Kinder um sich hatte, nicht bloß uns, sondern auch die Kinder der Nachbarn. Manche Tasse Milch, Buttermilch oder auch warmen Tee an kalten Wintermorgen habe ich bei ihr getrunken, manches belegte Butterbrot, auch wohl mit Zucker bestreut, bei ihr gegessen. Und wie oft saß ich an Winterabenden bei Harms am warmen Herdfeuer. Viel lie-

liebe Erinnerungen knüpfen sich bei mir an den Harmschen Hof. Ich habe sie in meinem plattdeutschen Tagebuch im einzelnen festgehalten. Doch nun zurück zum Sommer. Wir Jungen waren leicht bekleidet. Ich trug nur unter der kurzen Kniehose ein Sporthemd, an kühleren Tagen noch eine Bluse. Unsere Kleider nähte Mutter selbst. Auch die langen schwarzen Strümpfe, die bis über die Kniee reichten und von einem breiten Gummiband rundum gehalten wurden, strickte Mutter selbst. An den Füßen trug ich leichte Sandalen. Wie haben wir alle die anderen Jungen darum beneidet, daß sie immer barfuß gehen durften. Unseren Bitten, bei großer Hitze es auch uns zu gestatten, gab Mutter nicht nach. Auch hatten unsere Eltern es uns streng untersagt, mit andern Jungen im Kanal zu baden. Wir sahen ein, daß es für Kinder gefährlich war, einmal haben mein Bruder und ich uns trotz Verbot verleiten lassen, unter der Böhrener Brücke bis zu den Holzpfählen, wo es nicht so tief war, ins Wasser zu kriechen. Doch es reichte nicht einmal bis an die Knie, dazu war es schlammig und schmutzig. Wir hatten Mühe, unsern Körper wieder notdürftig zu säubern. Ich war enttäuscht.

Mit freudiger Erwartung gingen wir einmal mit Vater zum Baden. Es war am Spätnachmittag eines heißen Sommertages, als Vater sich mit Dr. Jilden und Förster Scheidt verabredet hatte, bei der Schleuse, wo der Kanal am tiefsten war, ein Bad zu nehmen. Das weiß ich noch, daß die Herren sich aus der Ammermannschen Gastwirtschaft Stühle holten, um es sich beim Aus- und Anziehen bequemer zu machen. Alfred und ich gingen auf Vaters Anordnung etwas abseits und zogen uns aus. Bald kam Vater zu uns herangeschwommen. Als ich nun als älterer ins Wasser steigen sollte, wurde mir doch etwas ängstlich zumute. Vater faßte mich an der Hand, legte mich auf seinen ausgestreckten Arm und ging, mir Mut zusprechend, mit mir langsam immer weiter bis in die Mitte des Kanals. Doch je tiefer es wurde, - das Wasser ging Vater zuletzt bis an den Hals - desto mehr steigerte sich bei mir die Angst. Ich sollte versuchen, durch Bewegungen mich etwas über Wasser zu halten, und Vater ging noch einmal mit mir vom einen Ufer zum andern, doch die ersten Schwimmversuche schlugen fehl und die Angst wollte nicht schwinden. Ich war froh, als ich wieder am Ufer saß und nun Vater beim Schwimmen zusehen konnte. Wie leicht sah alles aus! Als er sich sogar auf dem Rücken flecht aufs Wasser legte und nur durch Bewegen der Hände sich oben hielt und nicht versank, habe ich doch sehr gestaunt.

Mitten in den Sommer fiel mein Geburtstag. Viel Aufhebens wurde zu den Geburtstagen in der Familie in meiner Jugendzeit nicht gemacht. Ich weiß wohl, daß die Mutter uns dann besonders

liebevoll umsorgte. Als Gäste kamen dann nur Meta und Lini Harnas, deren Ehrentage wir auch jährlich mitfeierten. Jungen meines Alters, sie waren nicht in der Nachbarschaft, habe ich als Gespielen nicht gehabt. An diesem besonderen Festtag gab es süßen Kakao mit Zuckerzwieback und einigen selbstgebackenen Plätzchen. Das schmeckte, und wir schmausten, bis wir voll gesättigt waren. Und dann wurde bis zum Abend gespielt. Als an einem 11. Juli (ich glaube, es war 1905) plötzlich nachmittags, nachdem wir gefeiert hatten, von der Hauptstraße her Musik erklang, war ich überrascht und sehr erfreut. Da mußten mein Bruder Alfred und ich gleich ^hiterher. Es waren drei Musikanten, dem Dorf nicht unbekannt, die hier und dort ihre lustigen Weisen erklingen ließen. Daß sie diesmal gerade auf meinem Geburtstag gekommen waren, war mir eine besondere Freude.

Mitte Juli begannen die sogenannten "Großen Ferien". Bei uns auf dem Lande waren es nicht wie in der Stadt vier sondern nur drei Wochen. Damit die Kinder zur Kartoffelernte zur Verfügung standen, war eine Woche zu den Herbstferien geschlagen worden. Ich habe von meinem 5. Lebensjahre an die Sommerferien meist immer in Westerholt bei meinen Großeltern verlebt. Dort war ich immer gerne.

Im Juli war die Zeit der Beerenreife. Wir hatten in unserem Garten außer einem breiten Stachelbeerbeet eine lange Doppelreihe roter Johannisbeerbüsche, doch stand uns, da Mutter viel Obst für den Haushalt verwertete, von den Früchten nur die Nachlese zu. Eine Freude für die Familie war es, wenn uns hin und wieder Bickbeeren für wenig Geld angeboten wurden. Mutter liebte sie besonders. Einmal schickte sie uns mit unserer älteren Hilfe zum Hollsand bei recht warmem Wetter. Wir machten uns tapfer auf den Weg und fanden dann auch eine große Fläche Bickbeersträucher, reich mit Früchten besetzt. Es lohnte sich. Unsere Aker wurden voll. Doch - ich weiß es noch - wir hatten große Mühe, uns gegen den Mückenschwarm zu wehren, der uns plagte. Ich war froh, als es wieder heimwärts ging.

Jedes Jahr im August bekam Remels eine kurze Einquartierung. Es war ein kleiner Trupp von den Oldenburger Dragonern, die in Aurich wohl mit den Soldaten des Infanterieregiments 78 an einer Felddienstübung teilnehmen mußten. Richtige Soldaten, das war etwas für uns Jungen und konnte uns begeistern, wenn sie gegen Mittag von Bühren her mit ihren mit Fähnlein geschmückten Lanzen hoch zu Roß angeritten kamen. Bei der Gastwirtschaft mitten im Dorf machten sie Halt und wurden auf die Quartiere verteilt. Bei einem benachbarten Bauern beobachtete ich mit Interesse, wie sorgfältig sie ihre Sachen

in Ordnung brachten und ihr Pferd pflegten. Doch das war eigentlich alles, was wir von ihnen sahen. Am andern Morgen waren sie schon frühzeitig wie ein Spuk verschwunden.

An ein Ereignis erinnere ich mich noch besonders, an eine Honiglieferung in Remels. Ich war noch klein, wohl erst etwa 6 Jahre alt, sehe aber die nach meiner Meinung vielen Bienenkörbe noch vor mir, die nach und nach teils auf Wagen teils auf Schiebkarren herzubracht wurden. Auf dem Platz vor dem damals schon alten Höschelschen Hause stand ein langer Tisch. Ein Mann - wohl der Händler - schnitt aus den mit Honigwaben gefüllten Körben die saubersten heraus packte gleichgroßgeschnittene viereckige Stücke in sauberes Papier und legte sie neben sich auf einen Haufen. Der Anblick konnte einen kleinen Jungen wohl lüstern machen! Weiterhin unter dem alten Kastanienbaum stand ein Faß, über das die Körbe dann ausgeschüttet und ausgekratzt wurden. Über die weiter beiseite gestellten Körbe machten sich die Jungen her, die sich wohlweislich mit Löffeln oder Stöckchen versehen hatten, um von dem letzten süßen Rest noch etwas zu ergattern. Ob mich einer der größeren Jungen eine Probe schmecken ließ, weiß ich nicht mehr, wohl aber, daß das Verlangen darnach groß war.

Vor den Gewittern, die im Sommer ja auch öfter über unser Dorf hinzogen, hatte ich eigentlich keine Angst. Bei wechselndem Wetter, vor allem bei aufkommendem Gewitter stand Vater gern draußen und beobachtete, wie sich an schwülen Tagen die Gwitterköpfe bildeten die Wolken sich nach und nach verdichteten und langsam heraufzogen. Ich stand oft bei Vater. Wir hatten vom Garten aus einen freien Blick nach Südosten und Westen zur Gewitterecke und sahen, so lange es ging, mit Interesse die in ihrer Art so verschiedenen niederzuckenden Blitze, bis härtere Schläge und die ersten fallenden dicken Regentropfen uns nötigten, ins schützende Haus zu gehen. Die Mutter hatte schon frühzeitig alle Fenster geschlossen, damit kein Luftzug aufkam. Da wir den mit Blitzableiter versehenen Turm und die Kirche ganz in der Nähe hatten - wie oft hatten wir es erlebt, daß sie den Blitz abfingen - fühlten wir uns in unserer Wohnung recht sicher. Und doch traf es auch uns einmal. Es war an einem Nachmittag. Nach einem leichten, schnell vorübergehenden Gewitter verabschiedete Vater vor der Haustür einen Herrn, als plötzlich unerwartet ein heftiger Schlag kam, der, wie Vater vermutete, jenseits des Hauses eins der Nachbarhäuser an der nahen Dorfstraße getroffen haben mußte. Er rannte durch den Querflur zur Gartentür. Der Nachbar "Meyerbuur", der hinter seinem Hause stand, sah Vater und rief ihm zu: "Dat hett nett up

d'Torn slaan." Er hatte den Blitzstrahl nach der Richtung hin gesehen. Vater, der in der Nähe des Turms gestanden hatte, bestritt es. Beide konnten sich nicht einigen. Doch bald klärte es sich auf. Durch den Besuch war Vater beim Heftenachschn gestört worden. Als er nachher wieder in die Schule kam, wunderte er sich, daß das ganze Pult voll Kalkstaub war. Ein kalter Schlag hatte den Westgiebel der Schule getroffen. Der Blitz war innen an der Mauer heruntergefahren, etwa an der Stelle, wo auch ich im Unterricht meinen Platz hatte und in Strahlen unter den Schulbänken der Jungen längs durch die ganze Klasse gelaufen. Er hatte, wie ich nachher sah, größere und bis zur Wandtafel hin dünnere Holzsplitter aus dem Fußboden gerissen. Hätte der Blitz gezündet, wäre auch unsere alte Organistenwohnung, die mit der Schule ein Gebäude bildete, ein Raub der Flammen geworden. Wir fühlten uns seitdem bei Gewitter nicht mehr ganz so sicher.

Auch im Sommer machte mir die Arbeit im Garten weiterhin viel Freude. Neben der Pflege meines Beetes half ich gern meiner Mutter bei der nun kommenden Ernte. Als meine Geschwister herangewachsen waren, hatten wir keine ständige Hilfe mehr. Die Mutter hatte mir nach und nach einen Teil der Sonnabendarbeit übertragen. Zum Sonntag mußte alles in Ordnung gebracht werden. Ich habe oft die alte Lehmzieße gefegt, auch manchmal den Schrubbesen in die Hand genommen, von unserer alten hölzernen Pumpe auf dem Schulhof Wasser herangeholt und geholfen, das Pflaster aus roten Steinen vorm Haus zu schrubben und gründlich abzuspülen. So lange ich zu Hause war, ist das Harken zu den Sonn- und Feiertagen immer ganz meine Arbeit gewesen. Da hatte ich mir mit der Zeit eine bestimmte Reihenfolge angewöhnt. Im Garten westlich des Hauses begann ich mein Werk mit dem Pfad, der rundherum an der Weißdornhecke längs führte. Es folgten die schmälere Pfade zu den Beeten, der Zugang zur Lindenlaube und dann der Hauptweg von der Giebelseite der Schule her mit dem freien Platz unter dem alten Apfelbaum an dem Hause längs zur Pforte. Wenn es zu gegebener Zeit etwa eine Pflaume, einen frühreifen Apfel oder süße Beeren zu naschen gab, legte ich gern eine kurze Pause ein. Dann ging's zum sogenannten kleinen Garten mit der steinernen Grotte am Kirchplatz. Ich achtete darauf, daß beim Harken außen an der Hecke längs wie auch am Straatje vor unserm Haus die Striche regelmäßig und gerade waren, denn dort gingen am andern Morgen all die Kirchleute vorbei. Der wegen des steinigten Bodens schmale Streifen von dem eisernen Kirchhofstor am Hause längs bis zum Platz vorm Hinterhaus beschloß meine Arbeit. Wenn sie vor allem im Herbst beim Fallen der Blätter oft langwierig und mühselig war, so machte ich diese Arbeit

doch gern.

Als ältesten der Kinder hatte Mutter mich schon zeitig daran gewöhnt, für sie die nötigen Besorgungen zu machen. Es wurde nur eingekauft, was jeweilig dringend notwendig war. So viel ich weiß, habe ich alle Aufträge zur Zufriedenheit ausgeführt. Wie oft mußte bei dem gesunden Appetit der Kinder ein 10 Pf schweres Brot besorgt werden. Glücklicherweise wohnte der "Backer Gerdes" ganz in der Nähe am Ende der Lindenallee, so daß der noch kleine Junge das dicke Schwarzbrot bald tragen konnte, ohne es fallen zu lassen. Tante Gerdes gab mir oft ein mit Zuckerkörnchen besetztes Plätzchen. Sie steht mir in freundlicher Erinnerung. Alle anderen Backwaren entnahm Mutter selbst am Sonnabendnachmittag den vollbesetzten breiten Körben der "Stutenfrau", die sie an einem "Melkjück" trug, von Haus zu Haus zog und ihre Waren anbot. Jedes Kind bekam dann ein Korinthenbrötchen (zwei kosteten 5 Pf), das uns ohne Butter herrlich schmeckte. Jeden Morgen mußte frühzeitig im Aker von Harms ein Liter Milch geholt werden. Das war im Winter nicht immer angenehm, doch Tante Harms, die sehr kinderlieb war, hatte oft auch für mich ein Köppke Tee bereit, das sie mir stets mit den Worten hinstellte: "Kumm, mien Junge, 'n bietje Warms int Liev." Das tat gut!

Wenn der Tee in der Dose plötzlich zur Neige ging, mußte ich schnell durch den Heckenpfad über den Schillbült hin zu Tina Lücken springen, um für 60 Pf ein Viertel Waisan Tee zu holen. Neben der Landwirtschaft betrieben die vier Geschwister einen kleinen Höckerladen. In der Vorderküche, die noch einen Herd und Schlafbutzen hatte, stand gleich rechts beim Eingang eine kurze Tonbank, an der Wand dahinter Regale mit Schubladen und Borten und dazwischen vor dem Fenster ein kleines Schreibpult, auf dem das schmale Kontobuch lag. Das war Tante Tinas Reich. Mir fiel auf, daß sie beim Teeabwiegen keinen Durchschlag gab, sondern vorsichtig solange die Halme hineinkrümelte, bis die Zeiger der Waage genau nebeneinander standen. Daß ich jemals eine kleine süße Zugabe bekam, ist mir nicht in Erinnerung.

Die meisten Waren holten wir von dem Gemischtwarengeschäft des Bäckermeisters von Halle, dessen Frau es sorgfältig führte und verwaltete. Ich sehe den als Laden eingerichteten großen Wohnraum des Hauses mit seiner für damalige dörfliche Verhältnisse vielfältigen Auswahl an Waren deutlich vor mir. Tante von Halle bediente ihre Kunden in aller Ruhe. So mußte ich oft

Kunden in aller Ruhe. So mußte ich oft warten, hatte aber dann rechte Muße, mich im Laden umzusehen. Der Raum war bis zum letzten Platz ausgenutzt, ein Vielerlei von Dingen. Alles, was im ländlichen Haushalt laufend benötigt wurde, war hier zu haben. Die Lengenener waren damals noch in ihren Ansprüchen recht bescheiden, selbst die oft wohlhabenden Bauern. Im Laden traf ich manchmal eine der Bauersfrauen, die, mit ihrem runden, aus Weiden feingeflochtenen Henkelkorb an der Hand, zu Fuß von einem der abgelegenen Dörfer nach dem Kirchdorf zum Einkauf gekommen war. Sorgfältig packte sie aus dem Korb ihre Sachen aus, die sie zum Eintausch gegen Waren mitgebracht hatte, eine Anzahl frischer Eier oder einen in einem sauberen Tuch eingeschlagenen dicken Klumpen Butter. Die Kaufmannsfrau nahm gern alles entgegen, legte die Eier sorgsam in eine Kiste unter dem Ladentisch, schlug den Butterklumpen in eine runde helle Tonne, nahm ihren dicken Riesenbleistift, den ich oft bewunderte, in die Hand und notierte auf einem Stück Papier, das gerade zur Hand war, was sie nach dem jeweils gültigen Marktpreis dafür rechnen konnte. Die Kundin zufriedenstellend zu bedienen, nahm oft viel Zeit in Anspruch. Wie lange dauerte es oft, wenn sie aus dem Schrankkasten auf dem Ladentisch etwa als Geburtstagsgeschenk für ein junges Mädchen zwischen den vielen bunten Glasperlenhalsketten oder den silber- oder goldglänzenden Fingerringen mit bunten Steinen das passendste und billigste Stück gefunden hatte! Noch mehr wurde meine Geduld auf die Probe gestellt, wenn die Käuferin anfang, aus den auf einem breiten und langen Tisch ausgelegten Zeugwaren das richtige Kleidungs- oder Wäschestück auszuwählen. Als es einmal gar zu lange dauerte, bekam ich zum Trost als Zugabe etwas ganz Besonderes, was ich bis dahin nicht kannte: Eine breite schwarze Schote Johannisbrot. Ich habe sie langsam aufgeknabbert. Sie hat mir gut geschmeckt.

Für das Einkaufen brauchte ich keinen Zettel. Es genügte, wenn ich meiner Mutter den Auftrag wiederholte. Mein Gedächtnis hat mich nie in ~~den~~ Stich gelassen.

Für unsere Lampen gebrauchten wir viel Petroleum. In der Ecke zwischen den Fenstern stand bei von Halles das große Zinkfaß mit einem hohen Meßglas. Durch Hin- und Herbewegen eines Hebels wurde das "Gas" wie es von den Leuten genannt wurde, in das Glas hineingepumpt bis es den roten Literstrich erreicht hatte. Ich habe es oft beobachtet. Durch einen unten befindlichen Kran lief es in die von mir mitbrachte Kanne, die ich auf Anweisung meiner Mutter immer vorsichtig tragen mußte.

Für Sirup gab meine Mutter mir ein Glas mit Schraubdeckel

mit. Wir Kinder bekamen ihn mittags beim Pfannkuchen und auch oft als Brotaufstrich. Nachdem die Kaufmannsfrau das Glas genau gewogen hatte, setzte sie zu den kleinen Gewichten ein Pfundstück auf die Wagschale, holte die runde, etwa fingerlanghohe Kanne und ließ durch eine vorne breite, platte Fülle den dickflüssigen Sirup sorgfältig in das Glas laufen, bis die Wagschale sich langsam senkte.

Einmal wurde ich mit der ältesten Tochter, die schon im Laden mithalf, auf den Boden des Hauses geschickt. Ich mußte für den Winter ein paar neue "Trippholschen" haben. Über die Menge der Holzschuhe aller Art und Größe, die dort in Haufen lagen, habe ich sehr gestaunt. Bald fand ich für mich das passende Paar.

Beim Abrechnen hat Tante von Halle bei mir den vorhin erwähnten dicken Bleistift nie gebraucht. Sie berührte einzeln die auf dem Ladentisch zusammengelegten Warentüten, zählte, vor sich hinhinmurmeln die Preise im Kopf zusammen und konnte mir im Nu sagen, was ich bezahlen mußte. Mit einer kleinen süßen Zugabe war sie nie knauserig.

Gern ging ich auch zur Apotheke, wenn dort etwas zu besorgen war. Ich sehe den alten Herrn Taaks mit seinem kurzen Backenbart noch vor mir. Er sagte nicht viel, war aber stets freundlich. Auch dort mußte ich manchmal warten. Gern hätte ich dem Apotheker bei seiner Arbeit zugeschaut, wenn er hinter einem schmalen Schrankbort, das quer durch die Mitte des Raumes ging, die Medizin selbst mischte. Dabei nahm er bald hier, bald dort einen von den vielen Töpfen, die ringsherum auf Regalen an den Wänden standen, vom Bort herunter. Ich hatte Muße, all die seltsamen Namen zu entziffern, die wohl angaben, was die vielen weißen Töpfe und großen Flaschen enthielten. Sie sagten mir aber nichts. Taaks war unverheiratet, hatte aber Kinder gern. Er entließ mich nicht, ohne mir ein paar weiße Pfefferminzplätzchen, ein Stück Lakritze oder eine Stange Süßholz gegeben zu haben. Das war immer eine Freude und wollte mir wohl gefallen.

Meine Eltern gehörten in meinen Kinderjahren zu einem Lesezirkel, zu dem, so glaube ich, Förster Scheidt die Anregung gegeben hatte. Es waren vier Zeitschriften, die wöchentlich einmal erschienen: Das Buch für alle, Daheim, die Gartenlaube und das Universum, ein ausreichender Lesestoff. Jeden Sonntagmorgen gingen mein Bruder und ich zum Arzt Dr. Jülden, um die jeweils fälligen vier Hefte abzuholen. Wir hatten sie nach einer Laufzeit von einer Woche an Familie Gerhard Harms weiterzugeben und nahmen sie gleich morgens beim Milchholen mit. Vor allem für meine Mutter war dies die einzige Lektüre, die sie

gern am Sonntag und auch zwischendurch in den Freistunden am Feierabend von ganzem Herzen genoß. Mich interessierten besonders die Bilder vom Tagesgeschehen in der Welt, die das Universum in reichem Maße brachte.

Als ältester Junge war ich meiner Mutter immer zur Hand. So machte ich stets alle Botengänge, bis mein drei Jahre jüngerer Bruder, der mich oft begleitete, mich ablösen konnte. Wir beide waren in unserer Art so ganz verschieden. Während ich am liebsten für mich allein war und mich im Hause oder im Garten selbst beschäftigte, war Alfred, soweit er nur konnte, bei seinen Altersgenossen im Dorf, strolchte mit ihnen durch Feld und Wald, versuchte, die höchsten Bäume zu erklettern oder übte an dem Reck auf dem Schulplatz mit ihnen um die Wette, wer die meisten Klimmzüge erzielte. Bei der Kniewelle, ob rückwärts oder vorwärts, konnte ihm keiner in der Zahl der Umdrehungen den Rang streitig machen. Im Spiel war ^{er}anter seinen Kameraden der eifrigste. Alles Neue griff er gleich mit Begeisterung auf.

Ich war dagegen in allem zurückhaltender. Da ich in der Nachbarschaft keine Altersgenossen hatte, habe ich mich an gemeinsamen Spielen kaum beteiligt, wenn ich auch bei der Schule in den Pausen immer ganz mit dabei war. Ich erinnere mich aber, daß ältere Jungen den etwa siebenjährigen "Didi" einmal mitnahmen zur Hasenburg, um dort in einem weiten Heidfeld - dem Grundstück des späteren "Neuen Friedhofs" - mit ihm Räuber und Gendarm zu spielen. Die vielen Sanddobben, die vereinzelt stehenden Krüppelkiefern und das hohe Heidekraut boten zu einem sicheren Versteck die beste Gelegenheit. Das machte mir Spaß, doch das war auch von dem Spiel der einzige Eindruck.

Es war wohl um 1904, als einige größere Jungen eines Tages auf den Gedanken kamen, das Klotwerfen einzuführen. Das alte friesische Nationalspiel war im Lengener Lande nur dem Hörensagen nach bekannt. Wer den Jungen die Anregung dazu gab, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls hatte einer die richtige mit Blei ausgegossene Holzkuugel da und auf dem breiten Hasenburger Sandweg fand sich eines Tages eine Gruppe Remelser Jungen zusammen, um unter scheinbar sachkundiger Anweisung das Werfen zu üben. Es war nicht so einfach, als man dachte. Mein Bruder Alfred, obwohl viel jünger, hatte die übliche Art des "Flüchtens" gleich heraus, während mir ein richtiger Wurf nicht gelingen wollte, auch anderen nicht. Und so ist das neue Spiel bald buchstäblich im Sande verlaufen.

An dem Weitwurf mit Steinen habe ich ni

habe ich nie Gefallen gefunden, es auch nicht geübt. Doch wenn wir gelegentlich an den Kanal kamen, machte es mir Spaß, vom Ufer aus dünne breitere Steinchen mit flachem Wurf über die ruhige Wasseroberfläche hüpfen zu lassen. Da habe ich auch mit meinem Bruder gewetteifert und geübt, ob wir die drei Aufschläge "Botter, Brot und Kees" erreichten. Selten gelang uns ein vierter, doch dafür hatten wir keinen Namen.

Wenn im Herbst die Tage kürzer wurden, sammelten die Kinder des Dorfes sich am Spätnachmittag gern auf dem freien Platz vor dem Ostertor neben dem alten Wolffschen Hause. Es hatte einen besonderen Reiz, die Spiele bis in die frühe Dämmerung hinein auszuweiten. Die mit dicken Steinen gepflasterte Straße, die dort an der Friedhofsmauer längs durchs Dorf führte, hatte an der Seite einen breiten Sommerweg, auf den von "Hasenburg" her der alte ebenfalls geräumige "Dodenweg" stieß. Dort hatten auch wir größeren Jungen genügend Platz für ein altes Spiel, das "Pottüm" genannt wurde. Ein Fuhrwerk kam um diese Zeit kaum dort noch vorbei, und Fahrräder gab es damals noch nicht im Dorf. Wir konnten ungestört uns vergnügen.

Das Spiel, an dem auch ich mich immer gern beteiligte, ähnelte in seiner Art dem "Bäumchen, wechsele dich", doch Mädchen konnten wir nicht dabei gebrauchen, auch keine kleineren Jungen. Zu unserer Ausrüstung gehörte für jeden zum Klootwegschlagen ein langer fester Knüppel, der an seinem unteren Ende möglichst verdickt war. Den Kloot für unser Spiel hatte uns der Drechsler des Dorfes, unser Nachbar Evert Franzen freundlichst gedreht. In dem losen Sand des Sommerweges wurde zunächst mit einem Stück Holz und den Händen der "Pott" gewühlt, ein breites, nicht sehr tiefes Loch, das jeweils beim Spiel den Kloot aufnehmen sollte. Die Mitspieler stellten sich nun in einer Reihe auf. Einer der ältesten mußte zunächst denjenigen bestimmen, der - wie wir sagten, "es sein sollte". Er gebrauchte dabei den damals unter uns Jungen üblichen, etwas derben Abzählreim

"Ene, mene, mine muß,
weil stinkt nu
ik of du,
dat deist du."

Bei dem letzten Du schied jeweils einer aus der Reihe aus, bis mit den Worten "Du büst" dem letzten der Kloot übergeben wurde. Der begab sich zu dem etwa zehn Schritt vom "Pott" entfernten Malzeichen, um von dort aus sein Werk zu beginnen. Wir hatten für ihn keinen besonderen Namen, nennen wir ihn hier kurz "Werfer",

Die anderen freigesprochenen Spieler stellten sich nun im Kreis in einem Abstand von etwa drei Schritt rund um den "Pott"

147!

Zeitungspapier für den "Steert" des Drachen, das war alles.

Doch nun an die Arbeit! Sie erforderte nicht viel Anstrengung doch um so mehr Sorgfalt und Ausdauer. Wir waren mit Eifer dabei, vor allem mein jüngerer Bruder. Die ersten Anweisungen und guten Ratschläge gab uns unser einige Jahre älterer Nachbarsjunge Focke, ein Drechslerlehrling. Sollte der Drache steigen, so kam es auf die richtige Auslastung des Gleichgewichts an, und das verstand er. Nur einmal hatte ich die Freude, daß unter Fockes letzter Hilfe nach manchem vergeblichen Versuch unser Werk gelang. Ich weiß es noch wie heute, wie an einem langen Band gehalten der Drache über dem Pastorenkamp hoch in der Luft stand und eine frische Brise ihn hin und her schaukelte. Doch nur kurz war diese Freude. Bei einem starken Windstoß riß plötzlich das Band, und mein Drache blieb in den Zweigen eines Lindenbaumes hängen. Unsere Enttäuschung war groß. Einen Versuch, noch wieder einen Drachen zu bauen, haben wir nicht unternommen.

Eigentlich bin ich als Junge mehr ein Einzelgänger gewesen, wenn ich auch wenn es sich so traf, gemeinsame Spiele der Nachbarskinder gern mitmachte. Doch schon als Kind ist mir die Zeit nie lang geworden. Ich hatte immer meine Beschäftigung.

Die warmen Sommertage des Spätsommers liebte ich besonders und habe an sie nur frohe Erinnerungen. Ich war viel draußen, wenn auch meist für mich allein. Im Garten war alles, was die Mutter gepflanzt und gesät hatte, schnell gewachsen und reifte nach und nach der Ernte entgegen. Auch ich hatte daran meine Freude. Die oft mühselige Arbeit brachte nun ihren Lohn. Ich half der Mutter beim Abernten der Gurkenbeete. Das Aufziehen der Erbsenranken und sorgfältige Verpacken der Erbsensträucher, die noch im kommenden Jahr wieder gebraucht werden konnten, war meine Arbeit.

Es war für die ganze Familie eine besondere Freude, wenn die Mutter für den Mittag zum ersten Male grüne Bohnen kochte. Ein dickes Stück trockenen Speck, "so good as'n Ostfreesk Gesangbook", wie man wohl zu sagen pflegte, kam mit in den Topf und machte das Essen erst recht schmackhaft. Diese weichschaligen Bohnen, eigerlich nur in Ostfriesland von alters her bekannt, wurden hierzulande oft und gern bis in den Herbst hinein gegessen. Während man die Beete mit diesen weichschaligen Bohnen laufend durchpflückte, ließ man die Büsche einer zweiten Sorte, die sogenannten hartschaligen, auf dem Acker voll ausreifen. Sie wurden erst im Spätherbst geerntet und die vollen Hülsen zum weiteren Durchtrocknen bei uns auf dem Hausboden²⁷ ausgebreitet. Erst im Winter, wenn man sie für die Zubereitung einer

Bohnensuppe gebrauchte, wurden die Hülsen ausgepahlt und aus den Samen auch schon sorgfältig die besten aussortiert und schon als neue Saat für das kommende Frühjahr vorgesehen.

Bei der weichschaligen Sorte ließ die Mutter beim Durchpflücken die kräftigen schon mehr ausgewachsenen Bohnen am Stamm. Waren sie ausgereift, dann wurden die Büsche aufgezogen und gleich draußen abgepflückt. Das war wieder meine Arbeit. Gerne half ich der Mutter bei der weiteren Verarbeitung der oft ansehnlichen Menge. Jede Bohne mußte "geströpt" werden und ging einzeln durch die Hand, eine langwierige Arbeit. Mit einem "Tuffelschillermest" von den Enden der Hülsen her wurden die festen Fäden der beiderseitigen Hül-sennähte abgezogen und die Bohnen gleich sortiert, die grünen und noch nicht ganz ausgewachsenen auf den einen, die dickeren und ausge-reiften, von denen im Frühjahr auch die Saat genommen wurde, auf den zweiten Haufen. Mit Hilfe einer Stopfnadel wurden letztere auf "Hüselgorn" einen dünnen festen Bindfaden, gezogen. Die sogenannten etwa 1 m langen Bohnenristen hing Mutter zum Vortrocknen bei günstigem Wetter nach draußen an die Mauer und weiterhin in der Küche an die Herdpfosten, bis sie ihren endgültigen Platz zwischen den Balken der Holzdecke fanden. Diese nachher ganz zusammengeschrumpften "updrög-de Bohnen" ergaben im Winter, mit Kartoffeln und Speck gekocht ein schmackhaftes Eintopfessen. Die beim "Ströpen" gesondert gelegten noch grünen Bohnen erforderten noch mehr Mühe und Zeit für die wei-tere Verarbeitung zu sog. "Schnippelbohnen". Um sie zu konservieren, mußten sie einzeln mit einem scharfen Messer auf dünne Scheibchen geschnitten werden. Diese lang^{ier}währige Arbeit wurde aber durch die Schnippelmaschine wesentlich erleichtert. Wir konnten sie von einem benachbarten Bauern leihen. Die Handhabung war einfach, so daß ich meiner Mutter weitgehend helfen konnte. Durch Drehen einer kleinen Handkurbel wurde die mit mehreren Messerklingen besetzte runde Metall-scheibe im Innern des Holzgehäuses in drehende Bewegung versetzt. Auf der Rückseite des Geräts saßen zwei schrägste-hende metallene Füllen, in die laufend die Bohnen hineingesteckt wurden. Sie kamen hinab-rutschend vor die Messer der Scheibe und wurden bis zum letzten Stück fein zerschnippelt. Während ich die Maschine bediente, konnte Mutter schon die Schnippelhäufchen in Schichten, jeweils mit Salz bestreut, mit einem breiten Holzlöffel fest in einen mittelgroßen Steintopf drücken. Zum Schluß wurden die Schnippelbohnen mit einem sauberen feuchten Leinentuch zugedeckt, das im Laufe der kommenden Wochen hin und wieder, wenn infolge der einsetzenden Gärung ein wenig angenehmer Geruch einem um die Nase zog, gründlich ausgewaschen und neu aufgelegt

wurde. Ein mit einem dicken Feldstein beschwerter Teller deckte es ab, um die Bohnen unter dem sich bald bildenden Wasser zu halten. Wenn sie nach Wochen ganz durchgegoren waren, verschwand der starke unangenehme Geruch, und die Mutter konnte uns ein leckeres Mahl "Insettblöhen" mit Speck oder Mettwurst aus eigener Hausschlachtung bereiten. Es schmeckte immer allen gut. Das spätere Einwecken der Bohnen in Gläser war in meiner Jugendzeit auf dem Lande nicht bekannt und ist meines Wissens erst nach dem ersten Weltkrieg aufgekommen.

Im Spätsommer reifte im Garten nach und nach das Obst. Den hohen, schlanken Kirschbaum, der vor dem Westgiebel der Schule nahe an der Hecke stand, konnte auch ich leicht erklettern. Eine Verwertung der Früchte ~~der Früchte~~ im Haushalt lohnte sich nicht. Die weit nach außen hängenden Zweige ließen sich leicht an den Stamm heranholen, und ich habe laufend mir die saftigen dunkelroten Früchte herausgefischt und gegessen und meine Mutter, die auf Obst ebenso begierig war wie ich, stets mit versorgt. Besonders liebte sie auch die gelben und blauen Pflaumen. Zwar brachten die schon älteren Bäume bei der Laube nicht mehr viel, doch ich paßte auf, daß uns keiner der süßen Früchte verloren ging. Daß wir jemals außer ein paar Beeren ausgereifte Trauben der Weinreben an der Südmauer der Schule pflücken konnten, ist mir nicht in Erinnerung.

Zur Zeit der Brombeerreife war es für mich immer eine besonders liebe und zugleich lohnende Beschäftigung, durchs Feld zu streifen, um die köstlichen Früchte zu pflücken. Am liebsten ging ich allein. Ich suchte vor allem sorgfältig die Wallhecken ab, wo an dem Gestrüch die Brombeersträucher gern hochrankten, die Sonne suchten und meistens dicke, saftige Früchte trugen. Da konnte ich mich oft an einem Stamm erst einmal satt essen, fand aber immer noch genug, wenn man "Milchaker", das ich mitgenommen hatte, schnell zu füllen. Wenn ich einmal die besten Stellen ausfindig gemacht hatte, konnte ich bei günstigem Wetter alle paar Tage immer wieder soviel ernten, daß sich die Mühe lohnte. Zum Lohn gab es öfter für uns alle eine köstliche Saftsuppe mit Grießklößen. Das schmeckte!

Wegen der Kartoffelernte wurden meist überall auf dem Lande die Ferien im Sommer um eine Woche gekürzt und diese Tage zu den Herbstferien gelegt. Der Antrag auf Verlegung mußte von dem Schulleiter jährlich bei der Behörde gestellt werden und wurde damit begründet, daß die Kinder zur Mithilfe bei der Kartoffelernte benötigt würden. Zum Roden der größeren Anbauflächen fehlten den Bauern die nötigen Arbeitskräfte. Es nahm auch zuviel Zeit in Anspruch. Das Auspflügen ging schneller, und beim Sammeln konnten auch Kinder helfen, und

und oft konnte die ganze Arbeit an einem Nachmittag erledigt werden. Schon zeitig um 1/2 1 fand sich die Schar der bestellten "Tuffel-sammler" auf dem Grundstück des Bauern ein, jeder bewaffnet mit einem handlichen Korb oder Eimer. Der Bauer hatte schon zwei leere Leiterwagen zum jeweiligen Entleeren der vollen Gefäße bereitgestellt. Der oft lange Acker wurde aufgeteilt, und jeder Sammler bekam sein "Pand" zugewiesen. Die erste Staudenreihe wurde rund um den Acker umgepflügt und gleich hinterm Pflug her wurden die Knollen aufgelesen. Auch den "Schüttern", erwachsenen Helfern war eine Strecke zugewiesen, um größere Erdschollen mit der Forke durchzuschütteln, damit nicht zuviel Kartoffeln im Boden blieben. Die Arbeit ging unaufhaltsam weiter. Wenn nach alter Sitte um 4 Uhr die Betglocke schlug, wurde eine Vesperpause eingelegt. Die Bäuerin hatte für ein gutes Käsebuttermilchbrot gesorgt. Dann ging es weiter bis zum Dunkelwerden. Im Hause des Bauern erhielten die Helfer ihren Lohn, die Erwachsenen für die etwa fünfstündige Arbeit 50 Pf. die Kinder 20 Pf. Ob sie noch am Abend kurz bewirtet wurden, ist mir nicht bekannt. Die Kinder machten diese Arbeit gerne.

Indem ich dies niederschreibe, denke ich an besonderes Erlebnis. Ich mag 12 oder 13 Jahre gewesen sein. Da lehnte ich mich an einem stillen Herbstabend in Gedanken verloren an den Mittelpfeiler unserer großen Scheuentür und horchte auf die Stille. Die Dämmerung zog zögernd herauf. Da vernahm ich von der Dorfstraße her das dumpfe Rumpeln eines Bauernwagens, der vom Felde kam. Als er die ersten Häuser des Dorfes erreichte, erklang plötzlich, von hellen Kinderstimmen gesungen, eins unserer einfachen Volkslieder, die wir bei meinem Vater in der Schule gelernt hatten und die ^{ich} schon damals so sehr liebte. Ein Bauer hatte seine Kartoffelsammler nach vollbrachter Arbeit auf seinen Wagen geladen und fuhr sie fröhlich singend durchs Dorf. Obwohl ich das Lied - ich weiß nicht mehr, welches es war - schon so oft gesungen hatte, wurde mir so eigen ums Herz und ich wußte doch nicht warum. Ich habe später oft an dieses Erlebnis zurückdenken müssen.

Vom September an klang hin und wieder aus der Feldmark ein Schuß zum Dorf herüber. Die Jagd war eröffnet. Es galt zunächst den Rebhühnern, die damals noch sehr zahlreich vorhanden waren. Sie haben, wenn ich durchs Feld streifte, mich bei ihrem lauten plötzlichen Auffliegen oft erschreckt und schwirrten schreiend übers Feld dahin. Auch hatte der Jagdbezirk Remels einen guten Bestand an Hasen, die vorläufig noch nichts zu befürchten hatten. Doch um die Weihnachtszeit ging es ihnen besonders an den Kragen. Vater bekam von dem Jagdpächter, seinem

Meinem Freunde Gerhard Harms, regelmäßig zum Fest einen Hasen, und am Heiligabend gab's bei uns "Hasenpfeffer" und am ersten Festtag den traditionellen Hasenbraten. Das Fell wurde auf einen Stock gesteckt und auf dem Hausboden getrocknet. Mein Bruder und ich verkauften es dem Händler und den Erlös - es waren immerhin ein paar Groschen - durften wir für unsern Spartopf behalten.

Als Junge habe ich Onkel Harms oft mit Interesse zugehört, wenn er leere Patronenhülsen aus Pappe genau abgemessen mit Pulver und Bleischrot füllte und sie mit einem Pfropfen aus Hede oder auch wohl aus Papier oder mit Hilfe eines Holzstößels fest verschloß. Sein Jagdgewehr stand in der Ecke hinter seinem Hörnstuhl, seine Jagdtasche hing an einem Haken an der Butzenwand der Vorderküche, wo in der kälteren Jahreszeit ständig das helle Herdfeuer brannte. Dort hatte abends bei der warmen Herdplatte der braune Jagdhund seinen angestammten Platz. Onkel Harms liebte seine Jagd und kannte sie. Da er als Bauer in seinem Stiefsohn einen gewissenhaften und fleißigen Stellvertreter hatte, durchstreifte er oft und gern, von seinem getreuen Juno begleitet, sein ausgedehntes, weites Revier meistens allein. Er nutzte nicht bloß seine Jagd, sondern pflegte sie auch. Das Gebiet der weitläufigen Gaste östlich des Dorfes war für ihn Schongebiet. Dort durfte kein Schuß fallen.

Bemerken möchte ich noch, daß es bei dem reichen Wildbestand damals hier noch keine Fasanen und Wildkaninchen gab. Sie wurden später nach dem ersten Weltkrieg von Lengener Jägern ausgesetzt, und letztere sind nachher zu einer großen Plage geworden.

Die Eröffnung der Jagd war für uns Jungen eine Anregung, uns einen Flitzbogen herzustellen. Ein kräftiger Weidenstock war nicht immer zur Hand, doch ein schlanker Schöbling von dem Vogelbeerstrauch war leicht zu finden. Ein fester dünner Bindfaden diente als Sehne, die an beiden Enden des gebogenen Stockes fest verknotet wurde, der durch seine Spannkraft die Sehne sehr stramm anzog. Der Pfeil mußte leicht sein. Wir nahmen ein Stück eines schlanken Schöblings, schabten die Rinde ab, spitzten ihn an einem Ende sorgfältig an und versahen ihn am unteren Ende mit einer Kerbe zum Aufsetzen auf die Sehne. Nach Überprüfung der Spannkraft des Bogens schossen wir nun um die Wette, wer mit dem Pfeil am weitesten oder am höchsten kam.

Wer nun einen Pfeil aus Reith(Schilfrohr) hatte, war beim Wettstreit im Vorteil. Der "Piel" war leichter, aber andererseits leicht zerbrechlich. Es kostete auch mehr Mühe, ihn herzustellen. Vorjähriges, gut ausgetrocknetes Rohr war weit vom Dorf

nur an wenigen Stellen am Kanalufer oder am Rand der Ebe bei Hüntjenburg zu finden. Das etwa ellenlange Stück Rohr erhielt unten bei einem Knoten eine kleine Kerbe und oben eine aus Holz geschnittene Spitze. Dieser sogenannte "Punn" mußte genau passend ins Rohr eingeschoben und mit festem Garn dort gut verknotet werden. Das war eine Geduldsprobe, da das Reith leicht aufspaltete. Doch auch das ist uns gelungen. Wir hatten an unserm Spiel viel Freude. Wie ich mich erinnere, hat mein Bruder zwischendurch wohl versucht, mit seiner Waffe auf Lüntjehagä zu gehen, doch der Schuß ging immer daneben.

Auch mit einem "Flipser" hatte er trotz eifrigen Bemühens keinen Erfolg. Da war die Treffsicherheit noch geringer. Soweit ich mich entsinne, habe ich beim Flipsen nur einmal mitgemacht. Man gebrauchte dazu eine kleine Astgabel, an deren zwei Enden ein Gummiband geknotet war. In die frei herabhängende Schlaufe wurde ein Steinchen gelegt. Die Linke hielt unten den Gabelast, und mit der Rechten wurde das Gummiband straff gezogen. Beim Loslassen flitzte der Stein durch die Öffnung der Gabel. Ich hab' an diesem Spiel keinen Gefallen gefunden.

Aus den gutverholzten älteren Holundertrieben machten wir uns Knallbüchsen und Wasserspritzen (Schitterbüchsen), ich schrieb schon davon.

Soweit ich mich erinnere, war es auch im Herbst, als zum ersten Mal im Lengener Lande hier in Remels ein Tanzkursus für Kinder abgehalten wurde. Der Tanzlehrer kam aus dem uns benachbarten Oldenburgerlande aus Hollwege. Er war von Beruf Holzschuhmacher. Ich sehe ihn noch vor mir, eine kleine, nahezu zierliche Person in einem schwarzen sogenannten Schlipprock, auf dem Kopfe einen steifen, runden schwarzen Hut, einen "Bibi". Obwohl ich erst 10 Jahre alt war, wurde ich von meinem Vater für den Kursus mit angemeldet. Am frühen Mittwochnachmittag fanden wir Kinder uns, etwa 20 an der Zahl, im damals einzigen Saal des Ortes in der Wenkeschen Gastwirtschaft ein. Das Gebäude der Schenke war schon recht alt. Der Saal, in der Mitte des Hauses gelegen, war ein größerer rechteckiger Raum mit kahlen, gekalkten Wänden. Er hatte einen schon sehr abgetretenen Fußboden aus Holz. In einer Ecke war eine kleine Nische, wohl für die Musikanten. An einer Seite stand im Raum eine hölzerne Leiter, die durch eine stets offene Luke auf den Hausboden führte. Der Saal hatte drei Türen und bildete den Durchgang von der Gaststube und den Wohnräumen zum Hinterhaus. Zwei Fenster nach Norden erhielten nur spär-

spärlich den Raum. Irgendwelche Heizung fehlte.

Tanzlehrer Siems machten den etwa 12 km weiten Weg von Hollwege zu Fuß. Unter dem Arm trug er, in einem Beutel verschnürt, seine Geige. Ob er uns Kinder beim Beginn der ersten Unterrichtsstunde de kurz begrüßte, ist mir nicht erinnerlich. Nachdem wir ihm unsere Namen genannt hatten, gab er jedem auf den an zwei gegenüberliegenden Wänden stehenden einfachen Holzbänken ohne Lehnen seinen Platz an der einen Seite die Mädchen, an der andern die Jungen. Der Tanzmeister stand in der Mitte des Saales. Seine Lehrmethode war einfach. Abwechselnd nach beiden Seiten hingewendet, zeigte er uns bei jedem Tanz zunächst langsam die zu machenden Tanzschritte. Sein dauerndes singendes Zählen hat sich meinem Ohr so fest eingeprägt, daß ich es noch heute im richtigen Rythmus deutlich höre. Beim Schottischen war es das Eine zwei - dreie vier auf einem Ton, beim Walzer das Ein - zwei drei, vier - fünf sechs auf den Dreiklang a - fis, d. Nach der ersten Anweisung des Tanzmeisters traten wir nun vor die Bänke und übten nun bei seinem laufenden Zählen und unter seiner Kontrolle auf der Stelle. Es machte mir keine Schwierigkeiten, doch bei einigen dauerte es länger, die Tanzschritte zu erlernen. Der Tanzlehrer nahm sie gesondert vor und gab sich viel Mühe, bis auch sie dahinterkamen. Erst dann konnte im Rundtanz geübt werden, zunächst in einem langsamen Tempo, weiterhin nach dem rythmischen Zählen des Tanzlehrers. Doch das machte schon mehr Spaß.

Und dann kam endlich der Augenblick, wo wir den ersten nun erlernten Schottisch richtig nach Musik tanzen sollten. Mit Spannung verfolgte ich den Tanzlehrer, wie er zur Nische ging und nun seine Geige ^{aus}packte. Ich stand in seiner Nähe und zu meiner Verwunderung sah ich, daß seine Geige nur etwas größer als meine Einviertelgeige war, auf der ich schon leichtere Melodien und auch Tänze spielen konnte. Noch mehr staunte ich, daß er die E - Saite, die gerissen war wohl in Ermanglung einer Ersatzsaite wieder aneinanderknotete. Das nun folgende Aufspielen zum Tanz hat mich überhaupt nicht beeindruckt. Der Klang drang nicht durch, und eine bestimmte Tanzmelodie scheint der Geiger nicht gespielt zu haben, ich hätte sie, wenn ich sie ein paarmal gehört hätte, leicht behalten.

Im weiteren Verlauf der Tanzstunden lernten wir noch den Walzer und den Rheinländer, letzterer damals hier schon volkstümlich bekannt unter dem Textanfang: "Siehstewohl da kimmt er."

Ob unser Tanzkursus auch zugleich eine Art Anstandsunterricht sein sollte, ist mir nicht bewußt geworden. Ich weiß nur noch daß wir einmal darüber belehrt wurden, in welcher Form wir unsere Part

Partnerin zum Tanz auffordern sollten. Wir hatten bei geschlossenen Füßen durch ein Ausstrecken der rechten flachen Hand und einer leichten Verbeugung unsere "Dame" um einen Tanz zu bitten, die dann mit einem kurzen Knicks ihre Einverständnis zu erkennen gab. Mir kam dies etwas seltsam vor, geradezu läppisch und ich habe es bald vergessen.

Als Letztes sollten wir noch die Polonaise kennen lernen. Daß der mehrmalige Rundgang durch den Saal, die Partnerin an der Hand, auch ein Tanz sein sollte, ist mir nicht eingegangen. Nur eins steht mir noch lebhaft vor Augen. Der Tanzmeister machte sich einen von uns Jungen aus, gab ihm einen Besen in die Hand und stellte ihn in die Mitte des Kreises. Während die Tanzpärchen nach der Musik ihren Rundgang machten, sollte er als eine Art Peijatz sich gebärden und durch Grimassen und Hantieren mit dem Besen die Zuschauer zum Lachen bringen. Ja, das verstand unser Ältester, der lange Fritz Backer aufs beste, und wir konnten vor Lachen kaum ordnungsmäßig unsern Rundgang durchführen und mußten es doch lernen, da dies für den sogenannten Abtanzball das Schaustück zum Schluß sein sollte.

An diesen Abtanzball habe ich keinerlei Erinnerung. Es war wohl nur eine Verführung für die Eltern. In den folgenden Jahren haben wir von dem "Holschenmaker und Danzmester" Siems nichts mehr gehört.

Mit dem Beginn des zweiten Schulhalbjahrs war auch für uns Kinder die schöne Jahreszeit zu Ende. Zwar konnte der Oktober uns noch sonnige Tage bringen, doch die Nachmittage wurden kürzer und die dunklen Abende länger. Es kamen die kalten Spätherbsttage. Das Spielen draußen reizte uns Kinder nicht mehr so sehr. Wir blieben an den nun bald kälteren, rauhen Tagen lieber drinnen bei der Mutter im warmen Haus. Sie sorgte dafür, daß wir durch wärmere Kleidung vor der Kälte geschützt waren. Da konnten wir uns nach und nach an die zunehmende Kälte gewöhnen. Einen Mantel oder Ähnliches zum Überziehen kannten wir nicht. Bei schärferem Frost wurden über die Strümpfe kurze Socken gezogen und in die Trippholschen dünne aus Stroh geflochtene Sohlen gelegt. Kamen wir trotzdem mit kalten Füßen von draußen, durften wir sie eine Zeitlang im Bratofen wärmen. Da wir als Feuerung nur Torf hatten, war er nicht leicht überhitzt.

Unsere Schularbeiten machten wir nachmittags in der Küche. Meine täglichen Übungsstunden im Geigenspiel und auch später am Klavier hielt ich in der im Winter schon gegen Mittag geheizten Wohnstube ab. Wenn Mutter mit den größten Arbeiten fertig war, ging sie nach

nach dem Teetrinken in der Küche mit uns Kindern nach vorne. Sie machte dort ihre Näh- und Flickarbeiten, strickte und stickte, unermüdlich tätig, und ließ uns Kinder gewähren. Jeder beschäftigte sich selbst. Mein zweiter Bruder Johann, als zartes Zwillingsskind in der körperlichen Entwicklung um zwei Jahre zurückgeblieben, spielte gern und friedlich mit seiner zwei Jahre jüngeren Schwester. Wenn mein Bruder und ich am Tisch ein Spiel machten, legte Mutter, nachdem sie uns länger beobachtet hatte, wohl plötzlich zwischendurch ihren Strickstrumpf beiseite und machte mit, vor allem gern beim Mühlespiel, das sie schon von ihrer Jugend her kannte und daher besonders liebte. Wie stolz waren wir, wenn wir sie einmal besiegen konnten. Noch größer war die Freude, wenn auch der Vater etwa bei einem Reisespiel sich mitbeteiligte. Es war selten. Das besonders für Kinder einfache und so spannende Spiel "Mensch ärgere dich nicht" kannten wir damals noch nicht. Auch bei diesem Spiel wie bei dem vorher erwähnten führte nur das Glück beim Werfen der günstigen Augenzahl des Würfels zum richtigen Erfolg. Das "Halmaspiel" erforderte bei den Kindern schon Nachdenken und Überlegung. Das spielte Vater oft und gern mit uns.

Die Zeit zwischen den Herbstferien und Weihnachten brachte uns Wochen voller Erwartungen. Schon bald nach Wiederbeginn des Unterrichts rückte das erste für uns Kinder wichtige Ereignis schon näher, das Martinisingen. Das Üben der Sünnermartinslieder in der Singstunde war für uns schon eine Vorfriede. Es waren drei Lieder, die in meiner Kinderzeit hier gesungen wurden, neben dem "Ein feste Burg" "den Martinus zu ehren" das "Wir zünden unsre Lichter an" und das alte plattdeutsche "Mit de Kipp - Kapp - Kögel kaam wi wear an", das mir als kleiner Junge immer besondere Freude machte. Ich kannte die Melodien und die erste Strophe der Lieder schon, bevor ich zur Schule kam, weiß aber nicht mehr, wann ich sie, mit meinem Kipp - Kapp - Kögel in der Hand, zum ersten Male auf einem Rundgang gesungen habe. Die runde, buntgestreifte Papierlaterne kam jedes Jahr zum 10. November hinten aus dem unteren linken Fach von Vaters Schreibtisch. Das war schon eine Freude! Das Dunkelwerden konnten mein Bruder und ich kaum erwarten. Wir sangen unsere Lieder ungehemmt mit heller Stimme, beim Pastoren das Luthersche Schutz- und Trutzlied der Kirche, bei den andern - es waren nur noch drei befreundete Familien - das Lied vom Martinslicht. Ein paar Pfeffernüsse war unser Lohn, und wir waren glücklich und zufrieden. Da nahezu alle Remelser Kinder zum Singen zu ihrem Lehrer kamen, mußte unsere Mutter sich ausreichend mit Pfeffernüssen und einem Syrupsg Gebäck,

Syrupsgebäck, genannt Olle Wiewen versorgen. Daß größere Jungen mit Schebellenskoppen(Maskiert), einer Teufelsgeige und dem dumpfschnarrenden Rummelpott zu uns kamen, habe ich nur einmal erlebt, kann mich aber nur schwach daran erinnern. Für mich war das Martinsingen immer eine durchaus ernste und feierliche Angelegenheit. Doch wie schnell war es vorbei.

Uns winkte aber schon bald ein neuer Freudentag, der 6. Dezember. Die gespannte Erwartung auf den Nikolaustag wurde dadurch noch besonders gesteigert, daß der Sünerklaas schon manchmal Tage vorher abends an die Fenster klopfte und mit tiefer ernster Stimme sich bei den Eltern erkundigte, ob die Kinder auch immer lieb seien. Nun, wir gaben uns in dieser Zeit besonders Mühe, und so haben die Eltern nichts Böses von uns berichtet. Am Vorabend des Sünerklaastages legten wir, bevor die breiten hölzernen Fensterklappen geschlossen wurden, für den Schimmel des Nikolaus reichlich saubere Grünkohlblätter auf die Stubenfensterbänke. Wie groß war die Freude am andern Morgen! Da stand zwischen den Topfblumen der große, breite Stutenkerl, die Beine gespreizt, die dicken Arme in die Seite gestemmt, mit Augen aus Rosinen und einer Jacke voller Korinthenknöpfe. Wie schön! Und der sollte gegessen werden? Ich habe immer erst gezögert, bis die Lust mich überkam, ein paar der süßen Knöpfe herauszuklauben und ein wenig an den Füßen zu knabbern. Das tat der Schönheit des "Paalmanns" keinen Abbruch. Doch tagsüber wurde nach und nach ein Stückchen nach dem andern abgebrochen - es schmeckte doch zu gut - bis für den Abend nur noch der Rumpf übrigblieb. Ein Stück blieb noch für den andern Tag, dann war auch diese Freude vorbei.

Oder ob der Sünerklaas nicht doch noch einmal wiederkam, wenn wir weiterhin Kohl auf die Fensterbank legten? Wir haben es versucht, doch das Grünfutter blieb liegen. Und doch kam es vor - wenn auch nur selten - daß für jedes Kind zwei Stücke "Christkindjengood" am Fenster standen. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie der gute Sünerklaas es fertig brachte, die Gaben von innen vor die Fenster zu stellen. Nachts waren doch alle Türen verschlossen. Es blieb mir lange ein Geheimnis, bis die Mutter mich zu gegebener Zeit aufklärte. Meinen jüngeren Geschwistern habe ich aber nichts verraten.

Ob in meinen Kinderjahren der Winter vor seinem kalendermäßigen Anfang im Dezember schon ernstlich seine Boten schickte, weiß ich nicht, wohl aber, daß beim ersten Frost frühzeitig die große, hölzerne Pumpe mit dem schweren Eisenschwengel, die auch

auch die Schulkinder mit Trinkwasser versorgen mußte, ihr dickes Winterkleid von Stroh bekam. Den ersten Schnee habe ich immer mit Freuden begrüßt. Gern blickte ich lange in den wirbelnden Flockentanz, ein lustiges Treiben, wie wenn ein Flöckchen das andere fangen wollte. Einen Schneemann zu bauen, dazu werden wir vor Weihnachten kaum gekommen sein.

Mochte der Winter sich auch manchmal schon von der unangenehmen Seite zeigen, mich dünkt, wir Kinder empfanden es nicht so sehr. Das schönste stand uns noch bevor, unser ganzes Denken war nun auf Weihnachten gerichtet. Wir sagten unserer Mutter ~~unserer Mutter~~ unsere geheimen Wünsche. Da war doch schon in einem kleinen Zimmer bei von Halle auf Tischen die Weihnachtsausstellung aufgebaut. Ach, was gab es dort nicht alles zu sehen! Eine unendliche Zahl von Dingen, lauter Sachen, die ein Kinderherz erfreuten. Doch unsere ~~W~~ Wünsche blieben bescheiden. Mutter meinte auch, wir möchten es ruhig dem Weihnachtsmann überlassen, der wüßte es wohl: Wenn wir abends in der Stube zusammensaßen, sang Mutter mit uns die altvertrauten Weihnachtslieder. Wie langsam die letzten Tage vor dem Fest vergingen! Wir zählten abends, wievielmals wir noch schlafen mußten, bis der letzte Tag da war. Noch gab es bis zum Nachmittag viel für die Mutter zu tun, doch unsere Erwartung steigerte sich von Stunde zu Stunde und unsere Freude war kaum zu bändigen.

Der Tag des Heiligabends verlief immer in altvertrauter Weise, doch war für mich das Erleben immer wieder neu. Über den Verlauf des Heiligabends habe ich bereits ausführlich berichtet. Es war und blieb auch noch bis über die Festtage hinaus eine Freude ohnegleichen.

In den beiden letzten Tagen des Jahres pflegten die größeren Kinder wohl die Kleineren zu fragen: "Weetst du dat hall? Vandagen löpt dr 'n Mann in't Loog, de hett so völ Ogen (bezw. Nösen) in't Kopp as Dagen in't Jahr." Die meisten kannten schon diesen Spaß, lachten und ließen sich nicht anführen.

Noch einmal saßen wir am Sylvesterabend nach dem Gottesdienst in der Weihnachtsstube zusammen beim strahlenden Lichterbaum. Wir ließen die Kerzen abbrennen, und mit ihrem Erlöschen konnte uns ein wenig Wehmut überkommen. Nun war wieder einmal alles vorbei, und auch das Jahr ging zu Ende. Doch mit dem neuen Jahr winkte uns schon wieder neue Freude.

XIV Ein Jahr ohne Schule
1906/07

Wie ich schon erwähnte, zeigte sich bei mir schon früh eine Liebe für Musik. Ich muß als kleiner Junge gern und aufmerksam gelauscht haben, wenn von der Schule her das Singen erklang, denn, wie Vater mir erzählte, stellte er fest, daß sich mir bereits im Alter von 2/ 1/2 Jahren von den Melodien der Lieder, die die Kinder sangen, über 40 fest eingeprägt hatten. Wenn mir der Anfang kurz angedeutet wurde, sang ich sie fehlerfrei zu Ende.

Daß ich Melodien leicht auffaßte, war auch wohl im Gesangsunterricht in der Unterstufe meinem neuen Lehrer Kruse aufgefallen, der 1898 als 2. Lehrer nach Remels kam. Er hatte oben in der Schule die die 2. Lehrerwohnung bezogen und hatte als noch junger Lehrer ein Klavier mitgebracht. Wie oft habe ich unten vorm Giebel der Schule am Rand des gegenüberliegenden Friedhofs gesessen und still gelauscht, wenn er musizierte und zum Spiel seine Lieder sang. In der Singstunde machte mir sein Geigenspiel Freude. Ob ich als noch kleiner Junge einmal den Wunsch geäußert habe, das auch zu erlernen, oder ob die Anregung dazu von Onkel Kruse - so nannte ich ihn - ausgegangen ist, ich weiß es nicht. Jedenfalls erbot er sich, mir Unterricht zu erteilen und fand wohl bei meinen Eltern rasche Zustimmung. Ich war 7 Jahre alt, als ich Weihnachten 1899 auf meinem Gabentisch zu meiner großen Überraschung einen kleinen, schwarz lackierten Geigenkasten sah. Ich stand und betrachtete ihn still. Ja, wirklich, ein richtiger Geigenkasten mit einem goldgelben Griff zum Tragen und vorne an der Seite mit zwei auch gelben Haken, in zwei kleine Ösen geklemmt, alles genau so, wie der Kasten in der Schule, nur viel kleiner. Ich wagte es nicht, ihn zu öffnen, Vater mußte mich erst dazu auffordern. Und nun sah ich sie vor mir, die Geige halber Größe, gerade für mich passend, bespannt mit vier Saiten, und im aufgeklappten Deckel saß der Geigenbogen. Meine Freude war groß, doch hielt ich sie zurück wie immer in solchen Augenblicken. Ich konnte sie äußerlich wie immer nur schweigend zeigen. Meine Eltern werden sie mir an den Augen abgelesen haben. Als mein Vater mir nun noch mitteilte, daß Onkel Kruse mir, wenn er aus den Ferien zurückkäme, Unterricht geben würde, steigerte sich noch die Freude.

Die erste Unterrichtsstunde konnte ich kaum erwarten. Sie kam bald, und ich ging voller Erwartung, den Geigenkasten an der Hand,

Hand, im alten Hausflur die breite Treppe herauf, die zum Schulboden führte und meldete mich für den Unterricht. An den Verlauf dieser ersten Stunde habe ich kaum noch eine Erinnerung. Nur das weiß ich noch, daß ich nach einer kurzen Anweisung, wie ich die Geige zu halten und den Bögen zu führen hatte, als erstes lernte, die leeren Saiten einzeln zu streichen. Alles Weitere ergab sich nach und nach von selbst. Mein Lehrer hatte für mich eine Geigenschule besorgt. Sie zeigte uns den Weg. Das Stimmen der Saiten nach den Tönen auf dem Klavier hatte ich schnell erlernt und hatte die Quinten bald im Ohr. Da ich ein feines Gehör hatte, machte das saubere Spielen keine Schwierigkeiten, ich faßte auch weiterhin den Rythmus leicht auf. Den Takt mußte ich durch leichtes Klopfen mit dem rechten Fuß angeben. Zum Üben brauchte ich kaum ermahnt zu werden. So kam ich gut voran, hatte nach zwei Jahren die erste Geigenschule durch und Onkel Kruse konnte mich noch in das Spielen in der 3. Lage einführen. Es war mir immer eine Freude, wenn er hin und wieder mich auf dem Klavier begleitete. Zu meiner Überraschung bekam ich Weihnachten 1902 das erste Notenheft, eine Sammlung von "12 beliebten Vortragsstücken in mäßiger Schwierigkeit," zusammengestellt unter dem Titel "Im trauten Heim". Eine Fantasie über das Lied "Weißt du, Mutterl, was i träumt hab?", ~~wannkaidaxdas~~ das damals viel gesungen wurde, war leider das einzige, was ich mit Onkel Kruse zusammen gespielt habe. Er hatte als Lehrer und Organist eine Stelle in Volbert im Rheinland angenommen und verließ Remels. Das tat mir leid. Vater bemühte sich vergebens, einen Kollegen zu finden, der mir nun weitere Anleitung geben konnte. So war ich ganz auf mich selbst angewiesen und mußte mich darauf beschränken, mir bekannte Melodien aus dem Liederbuch zu spielen und das Erlernte aufzufrischen. Aber die richtige Anleitung fehlte.

Doch das Klavierspielen wollte ich auch noch lernen. Wann ich damit angefangen habe, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, es war wohl Mutter, die anregte, daß Vater für mich die Klavierschule von Damm besorgte und mich in das Spielen einführte. Da ich bereits die Noten kannte, auch mit dem Takt keine Schwierigkeiten hatte, erlernte ich es schnell. Mit dem Lied "Mädchen, warum weinest du?" in der Tonlage c - g fing es an, in beiden Händen gleich. Das war leicht. Es machte mir Spaß, daß es wie auch einige weitere Lieder vierhändig gesetzt war und Vater mich begleiten konnte. Er ließ mich weiterhin bald allein gewähren, brauchte mich nur hin und wieder kurz zu beraten. Durch regelmäßiges Üben kam ich rasch voran. Es machte mir noch mehr Freude, als ich nach etwa 2 Jahren von mei-

von meinem Freunde, dem Seminaristen Klinkebiel die drei ersten Hefte der Klavierschule von Köhler bekam, die an der Präparandenanstalt in Aurich gebraucht wurde. Da es für mich von vornherein feststand, daß ich Lehrer werden wollte, bot sich mir nun die Gelegenheit, mich schon gut auf den Musikunterricht an der Präparande vorzubereiten. Bis Ostern 1907, als ich nach Aurich kam, hatte ich ohne Unterricht für mich die drei ersten Köhlerhefte durchgeübt. Meinen Mitschülern in der Klasse war ich im Klavier- und Geigenspiel voraus.

Als ich in meinem 14. Lebensjahr als Konfirmand regelmäßig neben der Kinderlehre auch vormittags den Hauptgottesdienst besuchte, saß ich immer bei Vater vor der Orgel. So ergab es sich, daß Vater mich eines Tags veranlaßte, beim Ausgang des Gottesdienstes, als die Leute die Kirche verließen, das Postludium zu spielen. Vater hatte einen Sammelband von leichteren Vor- und Nachspielen, bei denen man kein Pedal benötigte. Sie zu spielen, bereitete mir keine Schwierigkeiten. Bald übernahm ich regelmäßig das Nachspiel und hatte auch keine Hemmungen, beim Schlußgesang nach dem Segen den Gemeindegesang zu begleiten. Da die Orgel ein sogenanntes angehängtes d.h. kein freies Pedal hatte, das dazu auch für meine Beine zu tief lag, griff ich bei den Choralen die tieferen Töne im Baß einfach eine Oktave höher. Da erübrigte sich der Gebrauch des Pedals. Im dritten Jahr an der Präparande bei Einführung des Orgelunterrichts habe ich es schnell gelernt.

Mit meinem Klavierspiel habe ich, schon bevor ich nach Aurich kam, viel Freude bereiten können. Meine Mutter hörte mir besonders gern zu.

Wie ich schon einmal bemerkte, stand für mich bereits frühzeitig meine Berufswahl fest, ich wollte wie mein Vater Lehrer werden. Als ich zu Ostern 1906 aus der Volksschule entlassen wurde, hatte ich wegen meines zu frühen Eintritts in die Schule sie noch ein neuntes Jahr besucht. Wissensdurstig wie ich war, hatte es mich weder gelangweilt noch hat es mir geschadet. Da ich erst im Juli das 14. Lebensjahr vollendete, hielt Vater es für besser, mit der Anmeldung für die Präparandenanstalt noch ein Jahr zu warten. Auch der Regierungsschulrat B., den Vater gelegentlich einer Revision um seine Meinung fragte, riet ihm dazu. So blieb ich noch ein Jahr zu Hause und hatte nun in diesem Freijahr Zeit und Muße, mein Wissen und Können, soweit es mir möglich war, zu vertiefen und zu erweitern. An Interesse fehlte es mir nicht. Mit frohem Mut ging ich fleißig ans Werk, arbeitete in gewohnter Weise still für mich weiter und habe die Zeit voll ausgenutzt. Ob nun mein Arbeiten immer planvoll war, weiß ich nicht. Mei

Mein Vater gab mir keinerlei Anweisung, ich half mir selbst, und er ließ mich gewähren. Die Arbeit machte mir aber immer Freude.

Seit dem Fortgang von Lehrer Kruse war die Wohnung für den 2. Lehrer von den Nachfolgern als zu dürftig befunden nicht mehr beansprucht worden und stand leer. Sie entsprach auch nicht mehr den Anforderungen, die an eine ordnungsmäßige Dienstwohnung gestellt werden mußten. So kam es, daß ich mich zwischendurch dort öfter aufhielt und sie schließlich als mein Zimmer betrachtete. Von unserm Hausboden führte eine kleine Treppe von 5 Stufen auf den höher gelegenen Schulboden, der hell und sehr geräumig war. Mutter gebrauchte ihn gern als Trockenboden, hing dort oft ihre Wäsche auf und breitete dort im Spätsommer zum Trocknen ihre Gartenfrüchte aus. Wir Kinder hatten hier bei ungünstigem Wetter Platz zum Spielen. Vom Hahnenbalken herunten hin ein festes Tau, unsere Schaukel. Ein dicker Sack diente als Kissen. Wie spannend war es, so hoch und immer höher durch die Luft zu fliegen! ^{Auch} ~~in~~ das gegenüber auf einer langen Latte ausgehängte schwarze Tuch, vor dem manche unserer Spielgenossen sich ängstigten, beeindruckte uns nicht mehr. Es war das Totenlaken, das Vater als Küster aufzubewahren und jeweils bei Beerdigungen auszugeben hatte, das über den Sarg gebreitet wurde.

Im Ostgiebel des Schulgebäudes lag die schon erwähnte ehemalige Dienstwohnung des 2. Lehrers. Es war ein zwischen die Dachbalken eingebauter einfacher Holzverschlag, ein Wohnzimmer von etwa 18 qm Größe, eine danebenliegende Schlafbutze mit kleinem Abstellraum unter einem Schrägdach. Die nach Osten liegenden Fenster gaben genügendes Licht: ~~Ausdrückungsgewissen~~ Die Rahmen waren aus Eisen gegossen oben mit einem Rundbogen. In Größe und Form waren es dieselben wie die in den Schulräumen, nur daß das eine Fenster zur Hälfte zu öffnen war und eine genügende Entlüftung des Raumes ermöglichte. In einige der nur etwa 20 x 12 cm großen Scheiben hatten ehemalige Bewohner des Raumes ihre Namen eingeritzt. Die Wände des Zimmers waren tapeziert, doch waren an den Fugen der Bretter, die sich gezogen hatten, mit der Zeit die Tapeten geplatzt. An der Westwand stand neben der Tür ein kleiner eiserner Ofen. Dessen Rohr führte in einen schmalen auf dem Boden aufgemauerten kleinen Rauchgang. Dieser führte in den schräg über den Boden ~~schräg über den Boden~~ hingebauten Schornstein. Er wurde von dicken Balken gestützt. Unter dem Ziegelschrägdach neben der Wohnung wurde auf dem Boden die Feuerung aufbewahrt. Als ich als kleiner Junge dieses dunkle Verließ einmal untersuchte, fand ich neben einigem Gerümpel noch Torf und Holzreste und viel Staub.

Vom Sommer 1906 gibt es ein Foto. im Kleinformat von der Ostseite der alten Lehrerwohnung und der Schule. Mein damaliger Freund Diedrich Klinkebiel machte die Aufnahme. Daß er uns vier Geschwister mit ins Bild nahm, machte uns besondere Freude. Vorm alten Hauseingang stand meine Schwester Amalie mit ihrem Puppenwagen, damals 6 Jahre alt, Johann stand vor der Schultür, Alfred war auf die Fensterbank eines Schulfensters geklettert und ich hatte mich nach oben begeben und mich mit Hose und gestreiftem Sporthemd bekleidet als Bewohner meines Zimmers in die Fensteröffnung gestellt.

Ja, dort war/vom Frühjahr bis zum Spätherbst seit einem Jahr schon mein Reich, Dorthin flüchtete ich mich, wenn ich allein sein wollte. Dort stand ich an warmen Frühlingsabenden gerne sinnend am Fenster und horchte auf das Flöten der Stare, die von den höchsten Spitzen der breitkronigen Linden am Eingang zum Pfarrgarten her freudig den Lenz grüßten. Unzählbar dünkte mir die Schar, die in den Mauerlöchern der alten Kirche tagsüber eifrig dabei waren, ihre Nester zu bauen. Wie gerne schaute ich ihnen zu! Ich empfand die feierliche Stille, wenn vom Westen her das letzte Leuchten der Abendsonne auf die dicken, uralten Granitblöcke der jahrhundertealten Kirche fiel und alte Sagen, die das Volk erzählte, wurden wieder lebendig. Ich dachte daran, wie die Lengener einst, so sagte man, die schweren Findlinge auf Ochsenwagen übers Hochmoor nach hier brachten und sie mühsam zu meterdicken Mauern aufschichteten. Und dort vor dem nun schon lange vermauerten runden Türbogen hatten die Kirchenbesucher den Häuptling Hüntjen verscharrt, der ihren Priester auf der Kanzel erschoss, weil er mit dem Beginn des Gottesdienstes nicht auf das Erscheinen des Gewaltigen gewartet hatte. Und neben dem Torbogen hing das alte Halseisen, an das die angeschlossenen wurden, die dem Gesetz des Volkes zuwider gehandelt hatten und am Pranger ihre Schandtät büßten. Oft, wenn ich dann lange vor mir hingeträumt hatte, trieb es mich wohl noch hinaus, den alten Stätten nachzugehen. Ich suchte das Eichenwäldchen auf, wo einst die Burg des Hüntjen gestanden haben soll oder saß, über die Felder in die Weite blickend, auf dem hohen Hügelgrab am alten Postweg.

Wenn auch mein Zimmer eigentlich nüchtern und kahl war und eine Einrichtung fehlte, so fühlte ich mich dort doch immer sehr wohl. Eine alte hölzerne Bettstelle mit einem Bretterboden, die an der einen Wand stand, war das einzige Möbelstück. Ein Tisch fehlte. Meine schriftlichen Arbeiten machte ich wie bisher am Tisch unten in der Wohnstube. Eine Anzeige in der Preußischen Lehrerzeitung brachte mich darauf, mir zwei Wandkarten zu bestellen.

Vater genehmigte es mir gerne. Ich heftete sie an die Wand und konnte, auf dem erhöhten Bretterboden der Bettstelle stehend, die beide Planigloben leicht übersehen. Sie zeigten mir mehr als mein kleiner Schulatlas, und ich unternahm weite Reisen zu Wasser und zu Lande. An derselben Wand war in der hinteren Ecke für den Inhaber der Lehrerwohnung ein Bücherregal angebracht worden. Es bestand aus vier sauber gestrichenen Brettern. Dort konnte ich meine vorerst noch wenigen Habseligkeiten unterbringen. Ich hielt gute Ordnung, das hatte ich von meiner Mutter gelernt. Mein Stolz waren meine Bücher, wenn es auch nur erst wenige waren. Die mir im Laufe der Jahre geschenkten Märchenbücher hatte ich wie auch den Robinson meinen Geschwistern überlassen, meine alten Schulbücher wie auch "Die Sagen des klassischen Altertums" von Schwab hatte ich behalten. Gern las ich immer wieder in dem alten Lesebuch für Lehrerbildungsanstalten von Kehr und Kriebitsch, das Vater mir überlassen hatte. Es bot mir reichhaltigen und interessanten Stoff, zu dem Volksschulesebuch und war zu meinem recht umfangreichen Realienbuch eine willkommene Ergänzung. Als 13jähriger bekam ich zu Weihnachten den 1. Band der von Kraepelin verfaßten Naturstudien, eine lebendige Darstellung von einfachen Einzelbildern aus dem Leben der Pflanzen und Tiere in Form eines Zwiegesprächs. Das Buch hat mich geradezu begeistert und gab mir Anregungen, durch genaue Beobachtungen manches Neue und Interessante zu entdecken.

Eine gleich große Freude empfand ich, als ich ein Jahr später auf meinem Gabentisch eine vom Prüfungsausschuß für Jugendschriften herausgegebene Balladensammlung mit Bildern vorfand. Vater hatte wieder für seinen Ältesten das Richtige ausgewählt. Ach wie gern und oft nahm ich den "Deutschen Balladenborn" zur Hand. Immer wieder wurde ich von seinem Inhalt gefesselt und stark beeinflusst. Das Buch vervollständigte vor meinem Fortgang nach Aurich als letztes meine damals noch bescheidene Bücherreihe.

Den nach Süden angrenzenden Nebenraum, die ehemalige Schlafbutze, hatte ich mir als mein "Naturalienkabinett" eingerichtet. Zu den wenigen schon vorhandenen Borden baute ich noch ein paar Bretter ein. Nun hatte ich für die Aufbewahrung meiner Sammlungen genügend Platz.

Das Sammeln habe ich als meine Lieblingsbeschäftigung eifrig betrieben. Mit einer Vogeleiersammlung fing es eigentlich an. Ich schrieb schon davon, wie wir im Frühjahr auf dem Friedhof in Gras die niedlichen blauen Stareier suchten. Andere kamen später hinzu und wurden nach dem Auspusten des Inhalts auf ein Band gereiht.

Die größeren Jungen wetteiferten miteinander, wer die längsten Eierketten aufzuweisen hatte. Sie wurden vielfach als Schmuck an die Butzenwände gehängt und mit Stolz gezeigt. Mir kam es bei meiner Sammlung darauf an, von den so verschiedenen Eiern der Vögel je ein Exemplar zu bekommen, um die einzelnen Arten kennen zu lernen. Die Zahl blieb natürlich beschränkt, da ich auf die unter Schutz stehenden Vögel verzichten mußte. Gern beobachtete ich aber, so weit sich die Möglichkeit dazu bot, ihre Nester.

Die meisten Anregungen zum systematischen Sammeln empfing ich von meinem Freund, dem damaligen Seminaristen Diedrich Klinkebiel. Unsere Freundschaft war eigentlich seltsamer Art. Wie es dazu kam, weiß ich selbst nicht zu sagen. Diedrich war sechs Jahre älter als ich. Er war Nachbarsjunge, der Sohn eines Schmiedemeisters. Da er gut begabt war, hatte mein Vater den Eltern geraten, ihn Lehrer werden zu lassen, und er wurde von 1901 bis 1907 in Aurich ausgebildet. Ich sah in ihm den werdenden Lehrer, und das war es wohl, was mich zu ihm hinzog. Als ich, dasselbe Ziel im Auge, als 13-14-jähriger bewußt meine eigenen Wege ging, auch im Dorf niemanden hatte, der wie ich die gleichen Interessen hatte, schloß ich mich nach und nach ihm an. Wir konnten immer in den Ferien zusammen sein, doch dann war ich auch ständig bei ihm, und er hatte es gern. Ich traf ihn immer im Hause an. Er war praktisch veranlagt. Seine Eltern führten nebenher eine kleine Landwirtschaft, wie es damals im Dorf bei den Handwerkern üblich war. Diedrich scheute keine Arbeit und half seinen Eltern, soweit er nur konnte. das Handwerkszeug wußte er zu handhaben. War irgend etwas nicht ganz in Ordnung, er machte es zurecht. So fand ich ihn immer beschäftigt und sah ihn gerne zu. Worte wurden unter uns nicht viel gewechselt. Hatte ich an ihn eine Frage, er gab mir stets gerne Aufklärung. Manchmal half Diedrich auch seinem Vater in der Schmiede. Ich sehe ihn in der Erinnerung noch an der Werkbank stehen, wie er einmal ein Stück Eisen in den Schraubstock klemmte und mit einer Feile bearbeitete. Daß man auch Eisen abfeilen konnte, wunderte mich sehr. Ich sah es zum ersten Male. Das Erste, was ein Lehrling in damaliger Zeit in der Schmiede erlernte, war, aus einer dünnen Eisenstange sogenannte "Schmiedespickers" zu schmieden, die noch viel gebraucht wurden. Auch das verstand Diedrich. Ich habe oft aufmerksam beobachtet, wie schnell er aus dem glühenden Eisen sorgfältig die Nägel mit den dicken Köpfen fertigte. Besondere Freude hatte er daran, die nötigen Reparaturen am Fahrrad vorzunehmen und es zu pflegen. In der Schmiede hatte er den nötigen Platz dazu. Ich habe es oft bewundert, wie er die einzelnen Teile

auseinandernahm und sie wieder zusammensetz/te. Wie er mir erzählte, war es sein Vater, der im Dorf das erste Fahrrad besaß. Den Rahmen soll er selbst geschrie~~ben~~^{niedet} haben. Es mag um 1901 gewesen sein, als ich auf der Straße zur Remelser Brücke hin zum erstenmal jemand auf einem Zweirad fahren sah. Ich glaube, mich recht zu erinnern, daß es der Präparand mit der bunten Schülermütze war. Fünf Jahre später machte er mit mir eine Ausfahrt über Selverde - Filsum - Hollen. Ich saß vor ihm auf der Querstange, wohl etwas ungemütlich, weiß aber nicht, daß ich's vor lauter Wonne als unbequem empfand. In Hollen kehrte er mit mir in der Wirtschaft ein und spendierte mir ein Glas Bier. Das war meine erste Fahrt auf einem Zweirad.

Selbst erlernte ich das Radfahren erst, als ich 15 Jahre alt war. Es war Vater empfohlen worden, sich durch Radfahren bequeme Bewegung zu verschaffen. Er bestellte sich durch Schmiedemeister de Buhr ein sehr stabiles Fahrrad für 110 Mark, für ihn damals als Lehrer ein nahezu ganzes Monatsgehalt, und er versuchte, das Fahren zu erlernen. Es gelang ihm nicht wegen seines zu schweren Körpers. Er überließ mir und meinem Bruder das neue Rad.

Wegen Mangels an Schlafraum war, wie in manchen bäuerlichen Häusern, auch bei Klinkebiels in den Gulfraum hinein mit Zugang vom Mittelgang eine Kammer gebaut worden. Hier hatte Diedrich seine Sachen. Er war einer der ersten im Dorf, der sich einen kleinen Fotoapparat zugelegt hatte. Da der Raum von außen nicht viel Licht erhielt, kam er ihm für seine Fotoarbeiten als Dunkelkammer sehr gelegen. Mehrmals sah ich immer wieder mit gleichem Interesse, mit welcher Sorgfalt er bei nur spärlichem roten Licht die belichteten Platten entwickelte. Die Abzüge machte er bei Sonnenschein draußen vor der mit Weinranken bewachsenen Südmauer. Es war für mich erstaunlich zu sehen, wie schnell die Sonne auf dem in den Kopterrahmen eingelegten Papier nach und nach ein Bild hervorzauberte.

Hier beim Brunnenhaus war es auch, wo ich Diedrich eines Tages beschäftigt fand, einen kleinen Springbrunnen zu bauen. Das anzusehen, machte mir besondere Freude. Ich beobachtete genau, wie er die Leitung, die von dem Eimer auf dem "Pütthaus" bis zur Erde reichte, aus Glasröhren und Gummischläuchen zusammensetzte. Das Schlußstück unten bildete ein Glasrohrwinkel mit aufrechtstehender, feindurchbohrter Spitze. Als er an der Glasspitze sog, schoß alsbald ein feiner Wasserstrahl bis mindestens zur halben Höhe des Brunnenhauses geraus und sprudelte unaufhaltsam wie ein feier Regen auf die Erde, solange noch oben im Eimer Wasser war. Das Experiment war vollauf gelungen und hat mich so begeistert, daß ich beschloß, selbst

selbst einen Springbrunnen zu bauen. Mein Bruder half mir. Wir schnitten Röhren aus Schilfrohr, schoben sie vorsichtig ineinander und erhielten eine Leitung, die vom Schulbodenfenster bis unten auf die Erde reichte. Doch als wir zur Probe zunächst Wasser durchgossen, merkten wir, daß unsere so mühevoll gebastelte Leitung vollkommen undicht war und überall Wasser durchließ. Wir waren enttäuscht, hatten uns doch alles so schön gedacht und mußten unser so groß angelegtes Unternehmen aufgeben.

Was mich am meisten zu Diederich hinzog, war wohl besonders auch das gemeinsame Interesse am Sammeln. In seiner Kammer hatte er Glaskästen mit Schmetterlingen und Käfern verschiedenster Art, alle selbst gefangen und präpariert. Das reizte mich, mir auch eine solch interessante Sammlung zuzulegen. Daß dies nicht so einfach war, merkte ich bald. Doch ich hatte in Diederich einen guten Lehrmeister, der mich in allem genau unterwies. Ja, es kostete viel Zeit und Mühe, bis man den gefangenen Schmetterling als sorgfältig aufgespanntes unbeschädigtes Exemplar in die Sammlung einreihen konnte. Anfangs sollte es nicht immer gelingen, doch ich war mit Eifer dabei, und hatte viel Freude an dieser Beschäftigung. Ich durfte mir die für die Sammlung benötigten Glaskästen besorgen und konnte nach und nach die mit Namensschildern versehenen Stücke sorgfältig einordnen. Ich lernte viel Neues und ~~und~~ Schönes kennen. Meine Glanzstücke und zugleich Seltenheiten meiner Sammlung, auf die ich sehr stolz war, bildeten bei den Nachtschwärmern der Totenkopf und unter den Tagsschmetterlingen der Schwalbenschwanz. Bei letzterem hatte ich das Glück gehabt, einmal am Möhrenlaub eine wunderbar gefärbte Raupe zu finden. Ich fütterte sie und es gelang mir, sie zum Verpuppen zu bringen. Nach nicht sehr langer Zeit konnte ich beobachten, wie sie sich zu dem prächtigsten Schmetterling entpuppte. Das war für mich eine ganz besondere Freude.

Noch reichhaltiger an Arten war meine Käfersammlung. Der hierzulande nicht vorkommende Hirschkäfer war das seltenste Stück. Mein Freund hatte ihn mir geschenkt. Die hier zu findenden größten, ein Gelbbrandkäferpaar, hatte ich mit meinem Netz in der Branddobbe auf dem Schützenplatz gefangen. All die kleinen Käferchen gleich zu bestimmen, war schwierig und gelang mir nicht immer. Meine Glaskästen hing ich in meinem Zimmer in Augenhöhe an die Wand, so daß ich sie immer wieder betrachten konnte.

In den letzten Sommerferien, die wir miteinander verlebten, schenkte Diederich mir ein Buch, das mir für mein Sammeln weitere Anregungen gab: "Das Buch der Sammlungen." Es gab mir manche

inweise und brachte mich darauf, mir noch eine Gesteinssammlung anzulegen. Mich reizten vor allem die Feuersteine in ihren oft so bunten Farben. Auf den sogenannten Kippen von lehmiger Erde am Rande des Kanalweges waren sie in genügender Menge, vom Regen bloßgespült, zu finden. Daß ich beim Auflesen einmal eine feingeformte versteinerte Muschel fand, bedeutete mir ein großes Glück.

Mir auch noch ein Herbarium anzulegen, dazu bin ich nicht mehr gekommen. Wohl sah ich bei meinem Freund eine richtige Pflanzenpresse, und ich beobachtete, wie er sorgfältig Pflanzenexemplare zwischen die dicken weißen Löschblätter legte. Doch konnte ich's nicht lassen, selbst einen Versuch zu machen, Pflanzen zu pressen. In Ermangelung von Löschblättern nahm ich Zeitungspapier und zur Beschwerung ein Brett mit zwei Backsteinen. Das Ergebnis meines Versuchs befriedigte mich nicht. Ich gab es auf. Doch eins möchte ich noch erwähnen. Bei meinen Sammlungen hatte ich sogar zwei Spirituspräparate. Das eine war eine Flasche mit einer am Körper unverletzten Kreuzotter. Um mir eine Freude zu machen, hatte ein Schulkamerad sie mir geschenkt und dabei großmütig auf die Prämie - ich glaube, es waren 10 Pf -, verzichtet, die damals vom Gemeindevorsteher für jedes abgelieferte Exemplar gezahlt wurde.

Das andere Präparat war ein Stück des Netzmagens einer Kuh. Wie ich dazu kam? In der Schule hatte ich im Naturkundeunterricht zu meinem Erstaunen gehört, daß die Kuh einen vierteiligen Magen habe. Das reizte mich, an einem Rindermagen, den ich später einmal auf dem Düngerhaufen eines Bauern fand, eine genaue Untersuchung vorzunehmen. Ja, es war so. Aus dem feingefächerten Netzmagen schnitt ich mir ein Stück heraus, legte es in ein Glas mit Spiritus und verschloß die weite Öffnung mit einem Stück Pergamentpapier. Doch mein Präparat hielt sich nicht lange. Zu schnell war der Spiritus verdunstet und mein Schaustück schrumpfte zusammen und vertrocknete. Doch die Kreuzotter in der gutverkorkten Flasche hielt sich besser. Ich konnte sie später der Schule noch als Lehrmittel überlassen. An meinen Schmetterlingen und Käfern hatte ich noch längere Zeit meine Freude, bis auch sie, nach und nach von Motten zerfressen, den Weg alles Irdisch gingen.

Ich muß hier noch einmal meines 2. Lehrers Dombre gedenken der mir, wie ich schon schrieb, zweimal in der Woche je eine Stunde Privatunterricht in Deutsch und in Physik gab. Ich war 12 Jahre, als er im November 1904 nach Remels kam. Nach meiner Schulentlassung ging dieser Unterricht ohne Unterbrechung weiter, doch es wurden schon mehr Anforderungen an mich gestellt. Die Bearbeitung der Aufsatzthe-

Aufsatzthemen wurde schwieriger, die Ausführung länger. Aber ich schaffte es leicht. Da ich die Arbeiten bis ^{jetzt} mein hohes Alter aufbewahren konnte, war es für mich von großem Interesse, sie noch einmal wieder durchzusehen, und manche Erinnerung wurde wieder lebendig.

Lehrer Dombre wohnte damals im Hause von Förster Scheidt. Er hatte dort ein mit alten geschmackvollen Möbeln ausgestattetes gemütliches Wohnzimmer. Ich sehe ihn noch neben mir am Ende des langen Tisches sitzen, meist immer die lange Pfeife rauchend, hinter sich den hohen eisernen Ofen, der mit Torf geheizt wurde. Zu den Stunden ging ich gern, wurde stets freundlich empfangen, und mein Lehrer war wohl immer mit mir zufrieden. Nur einmal - ich habe es nicht vergessen - wurde ich ernstlich von ihm getadelt. Mein Aufsatz gefiel ihm nicht, war auch wohl nicht sorgfältig genug eingetragen. Er wurde diesmal nur mit genügend zensiert. Ich weiß es noch, daß ich von dieser Stunde betrübt nach Hause ging, doch mit dem Vorsatz, mir weiterhin große Mühe zu geben.

Wenn ich jeweils am Anfang der Stunde wieder den fertigen Aufsatz vorlegen konnte, wurde er sofort erst nachgesehen. Ich wartete immer mit größter Spannung auf das Urteil. Es fiel im Durchschnitt immer recht gut aus. Die Fehler wurden gleich besprochen und fortlaufend eine Belehrung in Grammatik angeschlossen. Besondere Freude machte es mir, als mein Lehrer mit mir Goethes "Hermann und Dorothea" und weiterhin Schillers "Wilhelm Tell" las. Den Inhalt des Epos mußte ich in einem Aufsatz kurz zusammenfassen, was mir auch nach meinem späteren Urteil gut gelang. Rückschauend kann ich feststellen, daß dieser Sonderunterricht in Deutsch für mich von großem Vorteil gewesen ist.

Die dicken Kladden, in die ich meine 64 Aufsätze eintrug, waren damals bei einem Kaufmann im Dorf für 30 Pf erhältlich. 110 Seiten gutes Papier mit einfachen Linien waren in einen festen Pappdeckel geheftet. Neben einem Stundenplan auf der Innenseite hatte dieses "in den meisten Kulturstaaten patentierte Frisia-Tagebuch mit Bungenstocks Patentumschlag" ein ausgiebiges Wörterverzeichnis zum Nachschlagen für die Schüler und Rechentafeln zur Wiederholung mit dem kleinen und großen Einmaleins. Das Ostfriesische Wappen schmückte das Titelblatt.

Da im letzten Jahr die Stunde für Deutsch nicht ganz ausgefüllt war, versuchte Lehrer Dombre mich in die Kurzschrift nach dem System Stolze-Schrey einzuführen. Die Hefte mit der richtigen Liniatur mußten von Leer besorgt werden. Ich kam schnell hinein,

hinein, und es machte mir Spaß. Es gelang mir nach einem halben Jahr langsam diktierete Texte nahezu fehlerfrei mitzuschreiben. Doch fehlte mir weiterhin die Zeit zum Üben und die richtige Gelegenheit zur Anwendung. Sie beschränkte sich später nur auf kurze Notizen.

In der Schule unterrichtete Lehrer Dombre als "Lüttje Mester" die Kinder der ersten vier Jahrgänge. Wegen der hohen Schülerzahl mußten sie auf zwei Klassen verteilt werden. Jahrgang 1 und 2 bildeten die Unterstufe, 3 und 4 die Mittelstufe. Es war bei der kurzen Unterrichtszeit nicht leicht, die vor allem weniger begabten Kinder soweit zu bringen, daß sie das Ziel des Jahrgangs erreichten. Besonders bei den Schulanfängern war es oft nötig, beim Schreiben der ersten Buchstaben die ungelentkige Hand zu führen. Soweit es nötig war, holte der Lehrer oft ältere Kinder hinzu, die den Kleinen behilflich waren.

Als ich Ostern 1906 aus der Volksschule entlassen war, zog Lehrer Dombre mich nun laufend als Helfer heran. Er hatte nebenher wohl die Absicht, da ich ja Lehrer werden wollte, mich schon ein wenig in den Unterrichtsbetrieb der Unter- und Mittelstufe an der Volksschule einzuführen. Ich kam gern. Mit der Hilfe bei den Kleinen, den Schulanfängern, begann meine Tätigkeit. Sie waren erst manchmal so sehr unbeholfen, und es war für einige schwer, sich an das Schulleben zu gewöhnen. Wo Hilfe nötig war, setzte ich mich zu ihnen in die Bank, half ihnen, die Buchstaben zu formen und diese sorgfältig zwischen die engen Schreiblinien zu bringen. Während der Lehrer mit dem 2. Jahrgang arbeitete, sah ich bei den Abschreibübungen der Kleinen aus der Fibel die Tafeln durch oder übte leise mit ihnen das Lesen. Da jeder Jahrgang in den beiden Stufen für sich war, konnte der Lehrer im Rechen- und in der Unterstufe auch im Deutschunterricht- jeweils nur die Kinder eines Jahrgangs unterrichten. Die andere Abteilung mußte schriftlich beschäftigt werden. Es war meine Aufgabe, bei diesen die Arbeiten laufend zu kontrollieren, und die von den Kindern gemachten Fehler gleich berichtigen zu lassen. Nebenher versuchte ich zwischendurch, dem Unterricht des Lehrers aufmerksam zu folgen.

Als ich mich schon in meinen Helferdienst eingewöhnt hatte, wies Lehrer Dombre mir noch besondere Aufgaben zu. Zu Beginn der Deutsch- bzw. Rechenstunde mußten jeweils die Kinder beider Abteilungen ihre Hausaufgaben vorzeigen, damit sie im Unterricht ihre Schiefertafeln benutzen konnten. Ich mußte sie regelmäßig mit durchsehen und wurde angewiesen, worauf ich besonders zu achten hatte. Um festzustellen, ob die Kinder den aufgegebenen Lesetext zu Hause

geübt hatten, mußte ich jedes Kind einzeln lesen lassen. Ich hatte darauf zu achten, daß die anderen vor allem im 1. und 2. Schuljahr die Zeilen aufmerksam mit dem Zeigefinger verfolgten. Im Rechnen wurde in allen Abteilungen das Kopfrechnen täglich geübt. Ich bekam manche praktischen Hinweise und lernte, mit den Kindern selbständig zu arbeiten. Bei Einführung eines neuen Stoffgebietes war ich immer hellhörig.

Besonders aufmerksam hörte ich zu, wenn der Lehrer den Kindern in der Deutschstunde ein neues Gedicht oder eine Erzählung nahebrachte. Wie lebhaft wurde ich an meine ersten Schuljahre erinnert, als ich hier in demselben Klassenraum auf denselben Schulbänken saß und all das Schöne, was ein Kinderherz erfreute und beeindruckte, zum ersten Male hörte und ganz miterlebte: Die Geschichte von dem dummen Hänschen, vom brummenden Kater, vom schlafenden Apfel, vom Büblein auf dem Eise, Versuchung (v. Reinick).

Und wenn der Lehrer gar ^{noch} zu den netten Heyschen Fabeln, die unser Lesebuch des 2. Schuljahrs in reicher Zahl brachte, aus der großen Mappe im Schrank ein dazugehöriges Bild hervorsuchte und in den einfachen Wechselrahmen klemmte, der hinter dem Lehrerpult hing, dann war die Spannung erst groß. Nach dem Vortrag des Gedichts wurde das Spektersche Bild aufgehängt, eine Zeitlang still betrachtet und mit den Kindern besprochen.

So machte es auch Lehrer Dombre. Es waren noch die mir so vertraut gewordenen Bilder, die er bei der Behandlung von "Pferd und Sperling, Knabe am Vogelnest, Möpschen und Spitzchen" den Kindern vorführte, und ich folgte mit neuem Interesse dem Gang der Lehrproben.

Es war im Januar 1907, als mein Lehrer mich aufforderte, nun selbst einmal mit dem 2. Schuljahr eine Fabel von Hey zu behandeln. Ich wagte es. Nach der halbjährlichen Pensenverteilung war es die Fabel "Rabe", die von dem Bettelmann, an der Reihe, der bei hohem Schnee in die Nähe der Häuser des Dorfes kam und um Futter bat. Ich bekam kurze Anweisung für die Lehrprobe, die ich nach sorgfältiger Vorbereitung nun hielt. Die Stunde verlief ohne Hemmungen, und mein Lehrer war mit mir sehr zufrieden. In meinem alten Lesebuch vom 2. Schuljahr, das ^{ich} wieder hervorholte, fand ich jetzt neben dem Gedicht in Kurzschrift die Eintragung: Remels, den 16. I. 06. Etwa eine Monat später machte ich die Aufnahmeprüfung an der Präparandenanstalt in Aurich. Damit fanden meine Privatstunden wie auch der Helferdienst ihr Ende. Ich hatte viel gelernt.

Lehrer Dombre verließ noch in Herbst desselben Jahres Remels und zog in seine Heimat nach Bünde in Westfalen. Es war für uns beide eine große Freude, als ich ihn von Osnabrück aus 1916 noch einmal besuchen konnte. Ich konnte ihm nochmals danken für alles, was er an mir tat.

Wie ich schon erwähnte, gehörten meine Eltern einem Lesezirkel an, der sich mehrere Zeitschriften hielt, die wöchentlich gewechselt wurden. In der 1906 hinzugekommenen Zeitschrift "Universum" fand auch ich für mich neuen Lesestoff. Vor allem waren es Abhandlungen über neue Entdeckungen und Forschungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, leicht verständlich geschrieben, die mich reizten. Sie brachten mir manche neue Erkenntnis. Ich las sie mit wachsendem Interesse. Ja, nicht nur das. Damit ich mich weiter in den Stoff vertiefen konnte, fing ich an, einzelne oft umfangreiche Artikel für mich abzuschreiben. Um sparsam mit dem Papier umzugehen, schrieb ich in den einfach linierten Kladden nicht nur mit kleiner Schrift auf den Linien, sondern nutzte für weitere Zeilen noch die Zwischenräume der Linien. Da ich die beiden "Frisia - Tagebücher" aufbewahrte, konnte ich noch feststellen, daß ich vom Mai bis November 1906 im ganzen 36 Abhandlungen eintrug. Es wurden 160 eng vollgeschriebene Seiten. Beginnend mit der "Drehung des Urnebels" und der "Entstehung des Lebens" folgen u.a. Abhandlungen aus allen Gebieten der Naturwissenschaft, wie "Vögel als Baumeister", "Urgeschichte der Säugetiere", "Verteidigungsmittel der Insekten", "Aus dem sozialen Leben der Ameisen", "Entstehung der Blütenfarben", "Das Gold im Meerwasser", "Katzenelektrizität", "Röntgenstrahlen gegen Nervenschmerzen", "Kaffee ohne Coffein", "Über Vulkanausbrüche", letzteres mit Zeichnungen eingetragen.

Es war Ende November 1906, als ich unter den Büchern meines Vaters das Lehrbuch für Geschichte von Hofmeyer und Hering entdeckte, das er während seiner Ausbildungszeit gebraucht hatte. Da bot sich mir noch die Gelegenheit, auch meine Kenntnisse in Geschichte zu erweitern. Ich machte mich heran, das Buch sorgfältig durchzuarbeiten und mir von Anfang an Auszüge zu machen. Ob ich es, bevor ich nach Aurich kam, ganz geschafft habe, ist mir nicht mehr in der Erinnerung. Die Auszüge sind mir verloren gegangen.

Bevor ich nach Aurich kam, mußte ich noch erst "na d Stunv gahn", wie man in Uplengen zu sagen pflegte, d.h. den Konfirmandenunterricht besuchen. Er begann hier in der Kirchengemeinde seit altersher alljährlich am Anfang des neuen Kirchenjahres in der Adventszeit, wurde wöchentlich in 2 x 2 Stunden erteilt und dauerte

bis zum Ende der Fastenzeit des kommenden Jahres. Die zu Ostern des Jahres aus der Volksschule entlassenen Kinder nahmen durchweg zwei Jahre am Unterricht teil, und es wurde vom Pastoren streng darauf gehalten, daß es, wenn z.B. wie bei mir keine besonderen Gründe zur Änderung vorlagen, bei der alten Sitte blieb. Ich wurde ab Dezember Konfirmand. Seit Jahren, solange ich in der Oberstufe der Volksschule war, hatte ich schon regelmäßig die für Kinder und Konfirmanden angesetzte Kinderlehre besucht, die außer den Festtagen an jedem Sonntagnachmittag von 2 - 3,15 gehalten wurde. Daher war ich an den Pastoren und an seine Art des Katechisierens ganz gewöhnt. Ich nahm den Konfirmandenunterricht, wenn er mir auch stofflich nichts Neues bot, sehr ernst, doch hat er bei mir keine besonderen tiefgehenden Eindrücke hinterlassen. Im Mittelpunkt des Unterrichts stand der lutherische Katechismus, dessen fünf Hauptstücke der Reihe nach behandelt wurden.

Richtunggebend war für mich die Stoffbehandlung, der sogenannte Katechismus, ein kleines Buch, das für den Katechismusunterricht in der Oberstufe der lutherischen Volksschulen Ostfrieslands ~~bestimmtermaßen~~ verbindlich war. Wir hatten es neben Bibel und Gesangbuch auch im Konfirmandenunterricht ständig bei uns. Vor mir liegt ein altes Exemplar aus meiner Jugendzeit mit folgendem Titel:

" Die fünf Hauptstücke des Kleinen Katechismus Lutheri.
Durch Spruch und Lied und kurze Sätze erläutert
von weiland C.H.Schaaf, Doktor der Theologie,
Superintendent von Potshausen

Aurich 1908, Verlag des Ostfriesischen Rettungshauses

Das von mir benutzte Exemplar wurde auf meine Geschwister vererbt und ist nicht mehr vorhanden.

Das kleine Büchlein von 128 Seiten bringt in seinem ersten Teil den vollen Wortlaut der fünf Hauptstücke mit Erklärungen. Im zweiten Teil hat der Verfasser alles Text wie Erklärungen in kleinste Teile aufgelöst und zu den Sätzchen seine kurzen Erläuterungen gegeben, die wohl weniger für die Kinder, in der Hauptsache mehr für die Lehrenden im Katechismusunterricht gedacht sind, wohl aber auch für Erwachsene zur weiteren Befestigung in der Glaubenslehre. Anschließend wird bei jeder Erläuterung auf die dazugehörige Stelle aus der biblischen Geschichte hingewiesen und eine Fülle von entsprechenden Liederversen und vor allem Bibelsprüchen gebracht, letztere alle im Wortlaut.

Am Schluß jeden Unterrichts wurde uns eine nicht gerade kleine Auswahl zum Lernen aufgegeben. Mir machte es keine Schwierigkeiten. Durchweg waren mir die Gesangbuchverse und Bibelsprüche von dem Religionsunterricht der Schule her schon bekannt.

Nach halbjähriger Dauer schloß der Konfirmandenunterricht mit der öffentlichen sogenannten Prüfung der Konfirmanden. Sie fand am letzten Fastengottesdienst am Freitagvormittag vor Palmsonntag in der Kirche statt. Nach dem 2. Gemeindegang traten die Kinder aus den Bänken und stellten sich an beiden Seiten des Mittelganges auf, an der einen Seite die Jungen, an der anderen die Mädchen. Nach Ankündigung des Geistlichen sollten die Konfirmanden vor der versammelten Gemeinde zeigen, daß sie in der Glaubenslehre der christlichen Kirche wohl unterrichtet seien. Sie selbst sollten antworten " mit freudigem Auftun des Mundes."

Die Prüfung war gut vorbereitet. Nach jeder Frage des Pastoren flogen schnell die Finger hoch und flott und ungehemmt kamen die Antworten. Jedes Kind wurde gefragt oder aufgefordert, ein Stück des Katechismustextes, einen Gesangvers oder einen Bibelspruch aufzusagen. Bei der großen Zahl der Konfirmanden dauerte dieser Gottesdienst über zwei Stunden.

Die Konfirmation war in Uplengen von jeher am Sonntag Palmsonntag. An diesem für die Konfirmanden so bedeutungsvollen Tage - es war für uns der 24. März 1907 - trugen sie alle, Jungen und Mädchen, schwarze Kleidung. An dieser alten Sitte wurde damals noch streng festgehalten. Der Gottesdienst begann wie immer um 10 Uhr, und die alte geräumige Kirche war schon rechtzeitig bis auf den letzten Platz besetzt. Wir versammelten uns bereits eine halbe Stunde vorher im Konfirmandensaal, und der Pastor gab uns noch einige kurze Hinweise. Wir wurden, die Jungen voran, in einer bestimmten Reihenfolge aufgestellt und schritten nach dem Läuten unter Vorantritt des Pastoren zur Kirche, während die Gemeinde das Eingangslied sang. Als wir dann nach Beendigung des Liedes das Gotteshaus betraten und in feierlichem Zuge durch den Mittelgang schritten, geleitete uns die Gemeinde unter Begleitung der Orgel mit dem Gesang "Jesus, geh voran." Das hat mich stark beeindruckt. Wir nahmen darauf auf den auf beiden Seiten des Chores aufgestellten alten Konfirmandenbänken unsere uns schon am Tage vorher angewiesenen Plätze ein, und der Gottesdienst nahm nun weiter seinen normalen Verlauf. Die Predigt, vor allem an uns Konfirmanden und deren Eltern gerichtet, habe ich aufmerksam verfolgt, und sie ging mir sehr zu Herzen. Nach dem Kirchengebet

und einem kurzen Gemeindegesang begab sich Pastor Brahm zum Altar, und es erfolgte nach der in der Evangelisch Lutherischen Kirche vorgeschriebenen Verordnung in ernster, feierlicher Handlung unsere Konfirmation. Als einleitendes Bittgebet sang der Pastor mit uns das von Johann Jakob Rambach verfaßte Konfirmationslied "Mein Schöpfer, steh mir bei." Wir sprachen gemeinsam unser Glaubensbekenntnis. Die uns vorgelegten uns zur Treue verpflichtenden Fragen konnte ich mit einem festen "Ja" beantworten. Darauf knieten wir alle nieder, und der Geistliche erflachte, ebenfalls am Altar knieend, für uns von Gott Kraft und Hilfe.

Nachdem wir uns wieder erhoben hatten, erwarteten wir stehend unsere Sündenbesserung. Jeweils in Gruppen zu dreien mit Namen aufgerufen, knieten wir an den Stufen des Altars und empfingen jeder Einzelne seinen Leitspruch, der uns fürs Leben begleiten sollte. Für mich war es ein Anruf, den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen 1. Timotheus 6 Vers 12.

Der Gottesdienst war erst gegen 1.00 Uhr nach drei Stunden beendet. Wir Neukonfirmierten verließen zuerst vor der Gemeinde die Kirche und begaben uns in den Konfirmandensaal, wo der Pastor jedem Einzelnen seinen Konfirmationsschein aushändigte, und sich von uns einzeln verabschiedete.

Mein Weg nach Hause war nicht weit. Ernst und still wurde ich mit einem warmen Händedruck von Vater und Mutter beglückwünscht. Es war hier damals auf dem Lande nicht üblich, gelegentlich der Konfirmation eine besondere Familienfeier zu veranstalten. Bei uns verlief dieser Sonntag wie sonst. Nur daran kann ich mich noch deutlich erinnern, daß dieser 24. März 1907 ein heller Frühlingstag voller Sonne war und mein Herz eine stille, tiefe Freude beglückte.

Der Gründonnerstag wurde in meiner Jugendzeit noch wie von altersher in Uplengen als Feiertag gehalten. Es ruhte bei den Dorfbewohnern jegliche Arbeit. Für die Neukonfirmierten war es nach alter Sitte der Tag, an dem sie zum ersten Male am heiligen Abendmahl teilnahmen. Die Beichte war vorweg um 1/2 10 Uhr im Konfirmandensaal. Ich habe es nicht vergessen, daß meine Mutter mich aus dem Hause mit den Worten entließ: "Nu geh mit Gott, mien Jung!" Diese paar Worte der Mutter berührten mich sehr tief. Wohl für den gegebenen Anlaß gesprochen, mochten sie doch zum Abschluß meiner Jugendzeit und zum Beginn eines neuen Lebensabschnitts für mich ein Segenswunsch sein, mit dem Mutter uns aus ihren treuen Händen entließ,

der mich in meinem weiteren Leben stets geleitete.

Die Aufnahmeprüfung zur Königlichen Präparandenanstalt in Aurich hatte, wie schon erwähnt, bereits Mitte Februar stattgefunden. Sie machte mir keine Schwierigkeiten, und ich wurde ohne Bedenken aufgenommen.

Mitte April 1907 begann die sechsjährige Ausbildungszeit. Meinen Entschluß, Lehrer zu werden, habe ich nie bereut. Ich bin mit froher Erwartung an die Arbeit gegangen, und die Freude ist mir geblieben, bis ich mein Ziel erreicht hatte.